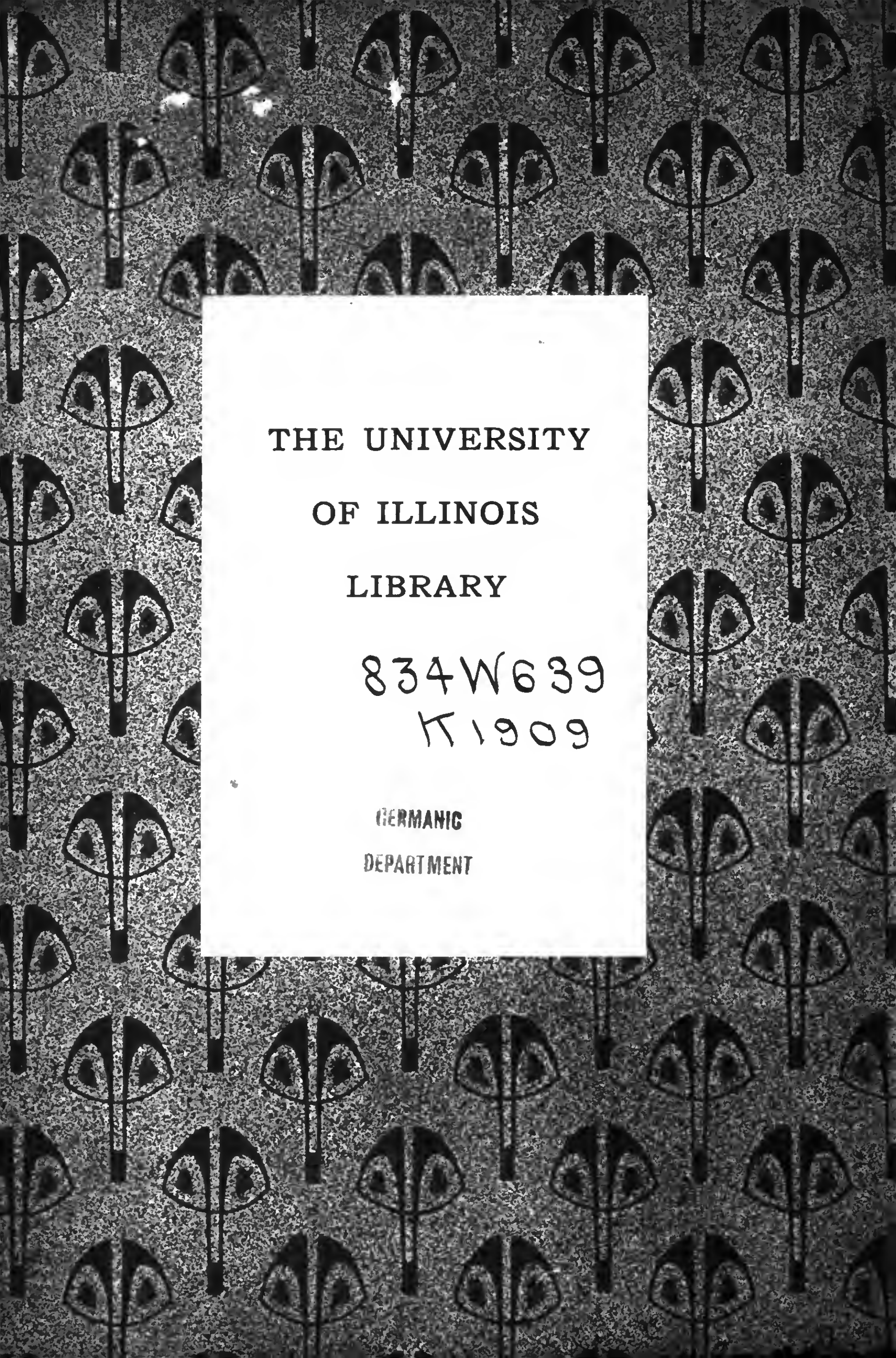
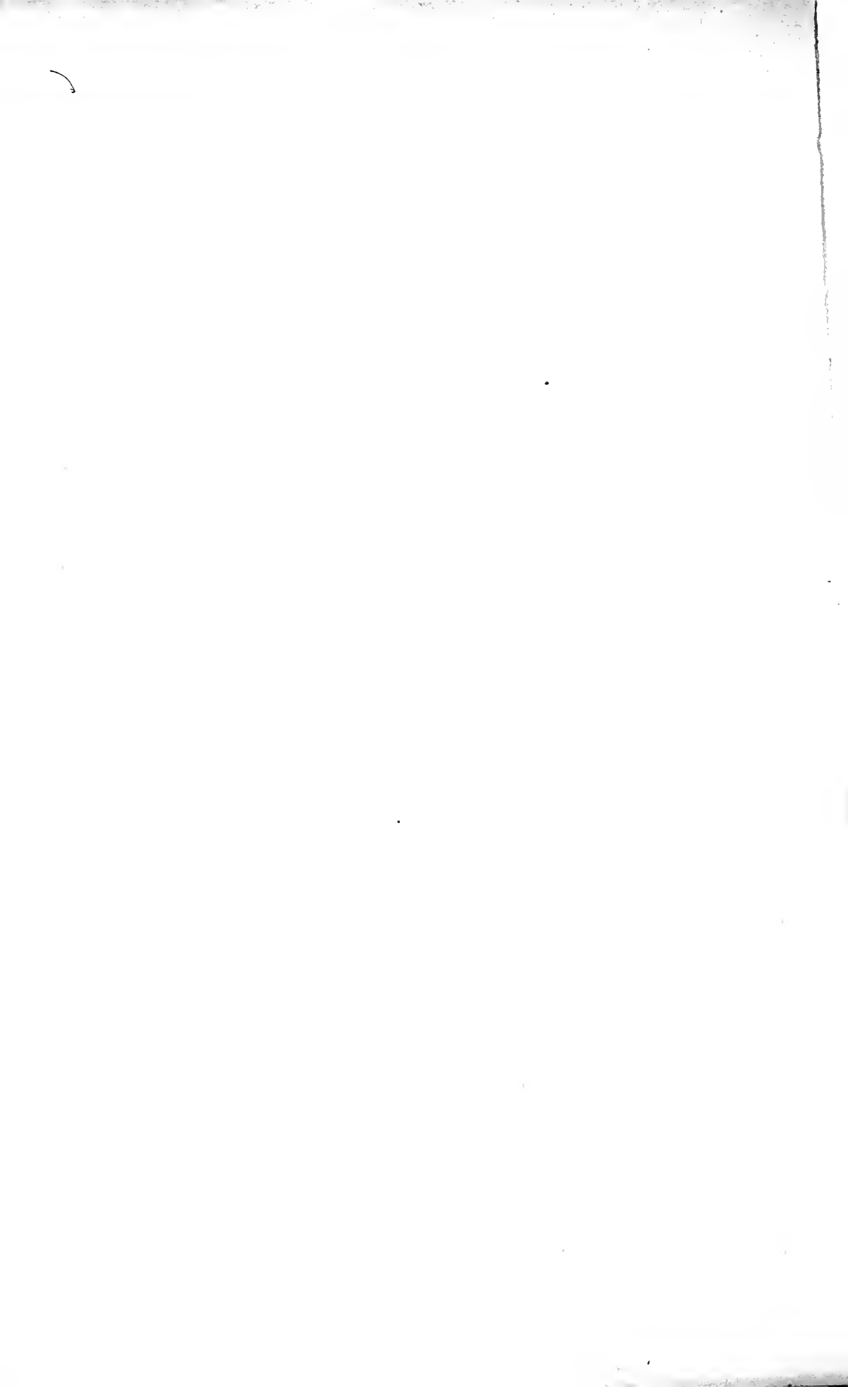

Adolf Wilbrandt
Opus 23


MDCXL



THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
834W639
K1909
GERMANIC
DEPARTMENT



Opus 23

und andere Geschichten

Opus 23

und andere Geschichten

von

Adolf Wilbrandt

Inhalt:

Opus 23 — Das Kind von Goslar — Anneli — Nach dem Ende



Stuttgart und Berlin 1909

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Dem lieben Paar

Hugo und Marlotte Wendorff

zugeeignet

Inhalt

Seite
Opus 23 9
Das Kind von Goslar 149
Anneli 253
Nach dem Ende 307

Opus 23

I

„So leben Sie denn wohl!“ sagte Frau Karoline mit ihrer etwas kränklich sanften Stimme und gab dem Kapellmeister ihre blasse Hand. „Und machen Sie uns im Herbst das Vergnügen, Sie in München wiederzusehn!“

Harry Unger nickte und küßte ihre Hand. Sein rötliches Gesicht sah gesund für *zwei* aus, es leuchtete neben ihrem schwachgefärbten, zarten wie eine heitere Abendröte. „Ich lass' Ihnen also in Gottes Namen meinen Edmund hier und ziehe als einsamer Waisenknabe in die Berge. Eigentlich wundere ich mich nicht sehr, daß er hier gleich in Kufstein hängen bleibt: ein ordentlicher Bergsteiger war er nie! Mit seinem Rucksack sieht er mehr so aus, wie wenn er 'nen *Buckel* hätte. Und diese komische Vorliebe, die er für die Täler hat!“

„Die Täler sind musikalischer,“ sagte Edmund lächelnd.

Frau Karoline legte ihre Hand auf Edmunds Arm: „Ich bin ihm sehr dankbar, daß er seiner alten Freundin ein paar Wochen Gesellschaft leisten will. Für *mich* sind die Täler das leidige *Muß*; die Berge mögen mich nicht. Hoffentlich langweilt er sich nicht mit der kranken alten Frau und der kleinen Cilla.“

Edmund schüttelte den Kopf: „Fräulein Cilla ist nicht

klein — angenehme Mittelgröße — und Sie sind nicht alt. Sie seufzen nur gern Übertreibungen. Nun wird's aber Zeit, Harry! Züge warten nicht. Hol' mich der Teufel, ich bringe dich zur Bahn!"

„Hol' dich der Teufel, das tust du nicht!" Der Kapellmeister schob den kleineren und schmaleren Edmund mit beiden Armen zurück: „Fang mir das auf unsre alten Tage noch an! Die Bahnhofsabschiede mag ich nicht. Deutsche Männer trennen sich so!"

Er nahm Edmunds beide Hände und drückte sie. Mit seinen kleinen, grauen Augen sah er ihm in die großen, schwarzen; dabei ward sein Blick doch wärmer, weicher, als er wollte; dies war nun einmal sein liebster Mensch. „Alter!" stieß er noch heraus. Er grüßte alle drei zum letzten Mal mit der Hand und ging.

Alle drei sahen ihm nach. Von der Terrasse des Hotels trat er auf die Straße und sogleich auf die Brücke, die über den Inn zum Bahnhof führt. Der Rucksack leuchtete auf seinem breiten Rücken in der Abendsonne; den Bergstock schwenkte er in der Hand. Hinter den ersten Häusern drüben war er bald verschwunden.

Edmund Halland sank auf seinen Stuhl an dem weißgedeckten Tisch zurück, an dem sie mit dem abreisenden Harry früh zu Nacht gegessen hatten. „Ja, so sind diese Bergfexe!" sagte er mit einem hellen Seufzer. „Er konnte hier mit uns das schönste Leben haben, dieser Musikante, in dem musikalischen Kufsteiner Tal, auf dieser idealen Terrasse am rauschenden Inn. Aber er muß klettern, klettern! Er muß Wege gehen, auf denen er keinen andern Gedanken fassen kann als: wie komm' ich hinauf? und wie komm' ich 'runter?"

Ich möcht' doch klettern! dachte Cilla.

„Wenn ich nur wüßte," entgegnete Frau Karoline,

„warum Sie das Kufsteiner Tal m u s i k a l i s c h nennen?“

„Aber, teure Freundin! Das ist ja große Orchestermusik; eine Symphonie! Aus der endlosen Münchener Hochebene auf einmal ins Gebirg hinein — und nun gleich links das Kaisergebirg, eine W e l t, ein Prachtbau, ein Alpenkalkmärchen, als wäre man schon mitten im Hochgebirg. Und unten der holde Gegensatz, dieses Adagio, diese grünen Matten; da rauscht das herrliche, ernste Andante durch, der feierlich schöne Inn mit der großen Stimme. Nein, gegen dieses Tal sagen Sie mir nichts! Und so mitten drin die Kufsteiner Festung auf ihrem grauen Fels; der steigt Ihnen wie ein geniales Scherzo übermütig plötzlich aus dem flachen Grün, beinah aus dem Inn herauf. Von wo Sie auch kommen, immer steht der Fels mit der Festung da — als wär's der Weltmittelpunkt — ein Prachtgedanke. Zuletzt das Finale, stromauf, im Süden, die Ferne — und n o c h eine Ferne — blaue und violette Berge — Alpen hinter Alpen. Sehnsucht in die Ferne. Ahnung. Unendlichkeit. Kind, was wollen Sie? Das ist große Musik!“

Wie reizend er das alles sagt! dachte Cilla. Sie hörte ihn so gern. Mit seinem ergrauten, krausen Haar und dem noch rein schwarzen Vollbart war er so eine gute Mischung von alt und jung.

Frau Karoline, die seiner feurigen Beredsamkeit gern widersprach, schüttelte den Kopf. „Nein, ich kann doch nicht finden, daß Kufstein —“

Er fiel ihr aber schon ins Wort, dazu neigte er: „Und der B e w e i s, daß die Gegend musikalisch ist — ich spür's ja am eigenen Leib! In Leipzig fiel mir nichts mehr ein; wahrhaftig, bei Gott, es war eine Schande. Dieser gute Kerl, der Harry Unger — ein

Goldmensch, einer von den besten Menschen — aber manchmal ärgerte er mich mächtig, wenn er mir seine gute, breite Tatze auf die Schulter legte: ‚Na, Edmund, Junge, wo bleibt deine Musik?‘ — ‚In der Pleiße ertrunken!‘ hab' ich ihm einmal zugerufen; ein andermal: ‚In der Elster ertrunken!‘ — Leipzig ist nicht meine Luft. Hier in Kufstein — gleich ging's! Ja, und da fällt mir ein: als ich heut nachmittag mit Harry von Sparchen zurückging — auf dem oberen Weg, am Berg; allerliebst, schöne Durchblicke, hundert Ruhebänke — da saßen wir 'ne Weile und träumten, und mir kamen plötzlich zwei Melodien: die Tante und die Nichte."

„Was heißt das?" fragte Frau Karoline.

„Na, Sie sind doch die Tante und Fräulein Cilla ist die Nichte. Mir ging durch den Kopf: wie könnte man die beiden musikalisch ausdrücken? Sehen Sie, so regt Kufstein an! Und da hab' ich Sie dann beide vor mich hingesummt; die zarte, etwas lebenverneinend elegische Tante in Moll, die gernlebende, sportliebende Nichte in Dur. Charakterdarstellungsmusik, hochmodern! Vielleicht wird aber auch ein Duett daraus; ja, wer kann das wissen. Vielleicht wird auch 'ne Oper draus!"

Karoline lächelte. „Mich freut, daß Sie so frisch und produktiv und vergnügt sind. Und daß wir dabei helfen."

„Ja, das macht uns ja stolz!" nahm Cilla das Wort. „Und Sie werden uns dann doch auch drucken lassen?"

„Kann wohl sein," erwiderte Edmund heiter. „Man muß erst sehn, was draus wird."

„O, geben Sie uns nur heraus! — Mich hat überhaupt schon neulich gewundert — Tante hat Ihre

letzten gedruckten Kompositionen oben — Opus 22. Das letzte! Ich wollt' es gar nicht glauben. Mehr sind's wirklich nicht?"

Er schüttelte den Kopf.

„Andre haben doch so viel, viel mehr. Und ich dachte, Sie —"

„Liebes Fräulein Cilla! Ein Beethoven bin ich nicht. Aber ein Durchschnittsvielschmierer auch nicht; lieber viel zu wenig als auch nur ein bißchen zu viel! Ich hab' immer gedacht: mach aus deinem Leben ein gutes Opus; auf die vielen Opusse kommt's nicht an! Und werd' ein guter, ein bester Gesanglehrer —"

„Und sie sagen, Sie sind der beste," fiel ihm Frau Karoline ins Wort.

„Ach, du lieber Gott!"

„Und dann, unter Ihren Opussen sind ja doch auch so große, umfangreiche Sachen. Ihre beiden Opern ... Warum schreiben Sie eigentlich keine Opern mehr? Die hatten doch beide so schönen Erfolg. Und die Kenner sagten: der kann noch mehr; also nur heraus mit dem Mehr!"

Edmund verneigte sich: „Für diesen süßduftenden Weihrauch meinen schönsten Dank! — Ach ja, Oper. Ich möchte wohl. Aber nicht wie früher; nein, ganz was andres. Auch weder wie Wagner Vater noch wie Wagner Sohn; und auch gar nicht opernhaft. Für mein nächstes Opus, Opus 23, hab' ich was im Sinn, das noch keiner machte; — einer hat's versucht, ein Franzose; ich möcht' aber höher hinauf!"

„Wohin denn? Was wollen Sie?"

„Das Leben, Frau Karoline! Das Leben — den Strom des Lebens! Den — — Schauen Sie auf den Inn hinunter, wie der da heranrauscht. Ein Götterkerl. Der Inn!"

„Was tut denn der I n n dabei?“ fragte Karoline, innerlich den Kopf schüttelnd. Edmund Hallands Gedankenflüge waren ihr oft zu kühn und absonderlich.

„In dem rauscht das Leben daher! Wenn man ihn so herankommen sieht — — Sie wollten vorhin etwas gegen Kufstein sagen; aber ich bitte Sie, wie kann man das, wenn man auf dieser Terrasse sitzt! So grad überm Inn, er rauscht uns gegen die Mauer — und dann unter der Brücke durch — diese Terrasse des Hotels Post in Kufstein, das ist ja ein Unikum! Morgens, mittags, abends, hier ist’s immer schön. Ein wundervoller Knabe, der Inn; ich kenn’ ihn von Kindesbeinen an, das heißt von seinem Ursprung her: wie er im Oberengadin bei Maloja von seinem Felsberg herunterstürzt — gleich am Anfang vier Seen; vier Andante- und Adagiovariationen auf das Allegrothema ‚Der Inn‘!“

Frau Karoline spitzte den Mund: „Eigentlich wollten Sie aber von Ihrem Opus 23 sprechen.“

„Na ja! Davon sprech’ ich auch. Der Strom des Lebens; wie das heutige, das allerneueste Leben daherrauscht, das in ein Musikdrama einzufangen, mit Menschenstimmen und Instrumenten zu packen — das ist mein Gedanke! Nichts von Göttern, Helden, Feen, Hänsel oder Gretel: Leute in gewöhnlichen Kleidern wie wir; nur e r l e b e n müssen sie was, das zu Herzen geht. Kein Verbrechen; weder Mord noch Totschlag. Was in lebendigen, warmen Menschen vorgeht, was der Tag so bringt. Am liebsten, wenn ich’s s e l b s t erlebe;“ Edmund lächelte: „dann hab’ ich’s aus der ersten Hand!“

„Wenn Sie’s selbst erleben?“

„Ja: ein Stück Herz verbluten — und sich dann

darauf besinnen, daß man Musikant ist, und die Geschichte in Noten setzen und singen lassen und so verjauchzen, verweinen, verklären — das dächt' ich mir wunderschön!"

„Lieber, guter Edmund —"

„Was denn?"

Frau Karoline lächelte mild: „Sind Sie nicht zu alt dazu?"

„Ah, bah!" Edmund füllte sein leeres Glas mit rotem Tiroler aus seiner Halbliterflasche und trank. „Die grauen Haare und die fünfundfünfzig Jahr, ach, die machen's nicht. Um mein Opus 23 zu schaffen, bin ich jeden Tag bereit, noch was zu erleben! — Aber das hab' ich ja nur so hingehaucht. Ich nehme ja, was ich kriegen kann. Ich warte nun schon so lange auf so ein rechtes Stück schönen Lebensstrom; der Inn will nicht kommen."

„Herr Halland, ich verstehe noch nicht recht," nahm Cilla bescheiden das Wort. „Aus so was ganz Alltäglichem — ganz Modernem, mein' ich — in modernen Kleidern — daraus wollen Sie ein Musikdrama machen, das man singen kann?"

„O ja, Fräulein Cilla; singen von Anfang bis zu Ende; Rezitativ und Lied und Zweigesang und Dreigesang, alles, was Sie wollen. Nur halt auch modern, wie's zu so 'ner Sache gehört!" — Edmund lächelte: „Ihre Tante traut mir's nicht mehr zu, daß ich selber so 'nen Stoff erleben könnte; freilich, ich seh' wie ein Onkel aus. Und die Tante — so fein und hübsch sie noch ist —"

Karoline vollendete seinen Satz, mit einer abschneidenden Handbewegung: „Hat sich ganz und für immer zur Ruhe gesetzt!"

„Hat sich zur Ruhe gesetzt," wiederholte Edmund. „Aber Sie, Fräulein Cilla! Ihre neunzehn Jahre! Tun Sie doch was für so 'nen armen Musikanten, erleben Sie ein Drama."

„Um Gottes willen!" sagte die Tante, stand auf und nahm ihre Handschuhe und ihr Buch vom Tisch. „Hetzen Sie mir das Mädel nicht auf — Sie stoffsuchender Egoist. In der Familie Mohr gibt es keine Stoffe! — Spielen Sie uns lieber noch am Klavier Ihre Melodien oder Motive, mit denen Sie uns musikalisch charakterisieren wollen; auch ein echt Hallandscher Gedanke. Ich bin doch neugierig, wie Sie das gemacht haben. Und dann gehe ich mit meinen Kopfschmerzen früh und brav zu Bett!"

Edmund zuckte nur mitleidig die Achseln; was sollte er noch über ihre Kopfschmerzen sagen, die hatte sie fast jeden Tag. Sie gingen über die Terrasse ins Haus hinein und durch das große Speisezimmer in das kleinere Gemach, in dem ein Piano stand; Edmund hatte schon darauf gespielt, die klavierliebende Karoline auch. Er setzte sich, suchte im Kopf seine Tonreihen, seine Akkorde, und hauchte, scherzhaft übertreibend — aber doch fein und zart — eine ziemlich ausgesponnene weiche Melodie von resigniert elegischem Charakter auf die Tasten hin. „Das sind Sie," sagte er dann humoristisch trocken, mit einem ernsten Blick der schwarzen Augen auf Frau Karoline.

„Wirklich? Das soll ich sein?"

„Photographisch treu!"

Er wirbelte dann ein kurzes, heiteres Capriccio übers Klavier, in dem eine anmutige Melodie sich halb versteckte. „Fräulein Cilla Mohr," sagte er darauf, „aus dem Hause Mohr, in dem es keine Stoffe gibt. Aber

viele Sports gibt es; wenigstens in diesem Fräulein. Reiten, Kutschieren, Schlittschuh laufen; Radeln, Tennis spielen, Turnen — was noch?"

Cilla antwortete nicht. „Rudern, Segeln, Tanzen," fuhr statt ihrer die Tante fort. „O, dieser Unband kann noch mehr so brotlose Künste; hab' ich Ihnen gestern nicht noch mehr gesagt? Mir fällt's jetzt nicht ein."

Sie setzte sich ans Klavier, da Edmund aufgestanden war, versuchte ihm nachzuspielen, was er auf sie komponiert hatte; es blieb aber bei den ersten Takten. Sie kam auf eine andre, altbekannte, träumerische Melodie, die sie leise spielte.

Edmund ging geräuschlos durchs Zimmer, zum Fenster; Cilla ging ihm nach. So gedämpft, daß die Tante sie nicht hören konnte, sprach sie gegen seine Wange hin: „Übrigens, Herr Halland — Sie kennen mich doch noch zu wenig; es ist ja auch erst der fünfte Tag. So wie Ihre Musik auf mich, so bin ich doch nicht."

„Wieso sind Sie's nicht?" Er drehte sich und schaute ihr ins Gesicht, das er immer gerne sah; die feine gelbliche Farbe, das samtene Braun der eigentümlich verschleierten Augen, das wellige tiefbraune Haar standen dem jungen Mädel gut. „Sie sind doch das Sportfräulein?"

„Man kann ja doch auch noch andres sein," gab sie in ihrer ruhig verschlossenen Weise zurück. „Man radelt doch nicht so einfach durch das Leben hin."

„Man rennt auch einmal gegen einen Baum, meinen Sie? Oder in den Graben hinein?"

Sie antwortete nicht; ihre linke Schulter ging hoch. Frau Karoline spielte weiter.

„Was ist, Fräulein Cilla?" fragte er. „Sie schweigen sehr hübsch, aber ich versteh' es nicht."

„Ach, ich möchte nur — — Sie nehmen mich nicht ernst genug.“

„Tu’ ich das nicht? — Liebes Fräulein, das klingt nur so; dumme Gewohnheit, drauf los zu reden. Ihre ernsten Augen, die seh’ ich ja. Nur weil Ihre Tante Karoline sagte —“

„Ach, die Tante!“ erwiderte Cilla leiser. „Die weiß doch nicht — — man sagt doch den Leuten nicht, was man — so erlebt. — Sie sprachen gestern abend von Schicksalen, und wie die erst den Menschen machen und bilden. Ich hab’ a u ch schon —“

Sie verstummte wieder. Ihr Gesicht, so jung und rundlich es war, war wie ein verschlossenes Buch.

Er betrachtete sie mit stillem Vergnügen; solche Charakterköpfchen liebte er. „Sehen Sie, das freut mich,“ sagte er langsam, nun ganz Aug in Auge. „Dann fängt das wahre Leben erst an, wenn — die Schicksale kommen. Ob etwas härter oder sanfter, das macht nichts; da hab’ ich’ auch kein sentimentales Mitleid, wie die dummen Menschen so oft. Der wird e r z o g e n! denk’ ich und freue mich dran!“

Sie nickte, mit einem dankbaren Blick, daß er nun so zu ihr sprach. Dann lächelte sie herzlich: „Und nun sehen Sie ein, nicht wahr —?“

„Was, Fräulein Cilla?“

„Daß Ihre Musik auf mich —“

„Nein, dann paßt sie nicht. — Die muß anders werden. — Lassen Sie mich nur einmal einen Blick — in die verschlossene Seele, wissen Sie — — dann komponiere ich Sie um!“

Tante Karoline stand auf und wandte sich zur Tür; „komm, mein liebes Kind,“ sagte sie mit müder Stimme, „leiste mir noch Gesellschaft!“ Sie hatte sich gewöhnt,

früh zu Bett zu gehn, es war ihr aber ein Bedürfnis, bei ihrem langsamen, träumerischen „Abrüsten“ noch mit Cilla zu plaudern, die sie in ihrer Weise zärtlich liebte. Sie glaubte sie auch rücksichtsvoll und selbstlos zu lieben; doch wie so viele leidende Menschen hielt sie gern die andern, die gesunden, gleichsam an den Flügeln fest, um sie, sich zum Trost oder Zeitvertreib, in ihre Krankenluft mit hineinzuziehen. Cilla zuckte einen Augenblick mit den jungen Flügeln; dann ging sie aber gehorsam mit. Sie war ein elternloses, armes Mädchen — wie es so viele gibt! dachte sie — und Erbnichte und Gesellschafterin bei der reichen Tante. Nach einem stummen Abschiedsgruß an Edmund Halland, den sie um die Terrasse beneidete, auf der er nun noch in die Nacht hinein sitzen, trinken, träumen werde, unterdrückte sie einen Backfischseufzer und wandelte ehrenfest der davonrauschenden Tante nach.

Im ersten Stock wohnten die beiden in drei Zimmern auf den Inn hinaus: ein gemeinsamer „Salon“, neben dem rechts Frau Karoline, links die Nichte schlief. In ihrem Schlafzimmer angekommen, blieb die Tante vor dem Spiegel stehn, was sie gerne tat, obwohl sie an ihrem „verwelkenden Leidensantlitz“ wenig Freude hatte; es war ihr aber doch eine festgewurzelte Gewohnheit, sich beim elektrischen Glühlicht einmal anzuseufzen. „Was sagst du zu unserm Komponisten?“ fing sie nach dem Seufzer an. „Wie sonderbar die Menschen sind! Die Musik, mit der er dich charakterisiert, ist ja ausgezeichnet, wundervoll gelungen, obgleich er dich erst seit Kufstein kennt; und die auf mich — der reine Unsinn! Und mich kennt er nun schon fünfunddreißig Jahre!“

Ich dachte, mit der Musik wär's umgekehrt! ging durch Cillas Kopf. Sie sagte aber nur: „Fünfund-

dreißig Jahre? Damals war er wohl mächtig in die schöne Karoline Hellwald verliebt."

„Aber Kind! Damals war ich zehn Jahre alt!"

Cilla schlug sich auf den Mund. „Ach ja! Ich war dumm. — Dann hat er sich später in dich verliebt."

„Was ihr doch für Alfanze seid, ihr jungen Mädels, immer: ‚verliebt!' ‚verliebt!' — Als wir uns zehn Jahre später wiedersahen, da wär's wohl geworden" (Frau Karoline suchte im Spiegel ihr Gesicht von damals); „aber da kam ja dieses Weltwunder, diese hochpikante und — berühmte Schönheit, die Alwine Hesse, und an die verlor er dann Herz und Kopf und alles. Weißt du, wenn so ein Musiker in Flammen gerät, das gibt eine Feuersbrunst! Ich dachte, er erschießt sich oder geht ins Wasser. Aber zu aller Welt Erstaunen — kein Mensch hat's begriffen — die Urkokette, der alles zu Füßen lag, sie nahm Edmund Halland. Ob nun diese wahnsinnige Leidenschaft sie rührte oder seine Lieder — er dichtete sie selbst, ganz wie Peter Cornelius, er komponierte sie selbst, er sang sie ihr vor — oder ob seine feurigen schwarzen Augen für dieses abergläubische Geschöpf etwas Magisches hatten — sie ging mit ihm zum Standesamt und dann zum Altar!"

„Sie hat ihn also doch lieb gehabt —"

Karoline lächelte: „Wie so eine lieben kann!"

„Auf den Bildern, die du von ihr hast, ist sie wunderschön."

„O ja — gewiß — sie war schön." Karoline seufzte wieder: ihr Leidensantlitz sah sie aus dem Spiegel an. „Schrecklich, wie mein Gesicht vergeht. — Das wird nicht lange mehr dauern, Kind, dann beerbst du mich!"

Cilla zog die schwarzen Brauen hinunter. „Ich bitt'

dich, Tante, du weißt doch — sag so was nicht. Ich kann's doch nicht hören!"

„Ach, meine gute Cilla: so 'ne Erbtante, verachte das nicht. Wirst's noch einmal segnen, daß ich —"

Das Mädchen hielt es nicht aus, sie stampfte mit dem rechten Fuß auf den Boden. „Kannst du mir nicht die Liebe tun? Ich will dich nicht beerben, ich will's nicht! Leb noch hundert Jahr! — — Verzeih, daß ich gestampft habe. Wenn du so redest, das macht mich toll. Wovon sprachen wir? — Ach ja, Edmund Halland. Er hat die wunderschöne Frau doch gehabt, hat sein Glück gehabt."

„Bis sie ihm durchging, mein gutes Kind!"

Ach, das tut nichts, dachte Cilla. Vorher hatte er doch sein Glück! — Und das sind die Schicksale, die — — Ihr eigenes junges Schicksal trat ihr vor die Augen. Es stieg auf einmal der Wunsch in ihr auf, dem Edmund Halland davon zu sagen; diesem Edmund Halland, der so überglücklich und dann so tief unglücklich war; der wohl jedes Schicksal verstand; der die großen schwarzen, guten, verstehenden Schicksalsaugen hatte.

„Wie lange ist sie bei ihm geblieben?" fragte sie nur so hin.

„Ein paar Jahre höchstens. Da war ja dann mittlerweile dieser Don Juan gekommen — halb Italiener, halb Deutscher — der auch Frau Halland kennen lernte — der mich aber heiraten wollte — jawohl, das hat er gewollt. Wie hat er sich aufs Knie geworfen, wie hat er gebeten! Na, und ich — — ich war jung. Und er war ein auffallend schöner Mensch; in seiner Art so schön wie Frau Halland. Daß ich ganz ruhig und kalt blieb, will ich nicht behaupten! Aber ich hatte Furcht vor ihm. Was soll daraus werden? Er kann ja nicht treu

sein! Er bleibt dir nicht! ‚Sie taugen nicht zur Ehe‘, hab' ich ihm gesagt. ‚Lassen Sie mir meinen Frieden!‘ hab' ich ihm gesagt. Aber wie die Männer sind: wenn sie etwas haben wollen — es durchsetzen, um jeden Preis! O nimm dich vor den Männern in acht! ‚Ich sterbe, wenn Sie mich nicht nehmen‘ — das hat er wohl zehnmal gesagt. ‚Aber wenn Sie mich nehmen, so retten Sie der Welt einen Menschen, der zu allem Guten geschaffen ist — und der Ihnen so treu sein wird, wie Sie ihm — also bis zum Tod!‘ Er hatte ein braunes und ein blaues Auge; beide wunderschön. Ich seh' die beiden Augen noch, wie sie leuchteten, während er mir das von der Treue sagte. Und an der weißen Hand, die er sich auf die Brust legte, hatte er einen Ring mit einem Rubin darin; was Schöneres hab' ich nie gesehn. Ich schüttelte aber immer wieder den Kopf, und das ist gewiß mein Glück gewesen: ‚Sie taugen nicht zur Ehe! Wie kann ich Sie retten? Das kann vielleicht ein Engel, ich nicht!‘“

„Und dann ging er?“

„Ja. Aber wohin? Zu Alwine Halland. Und mit der in die Welt! — O, das war eine böse Zeit. Das hat alles in Dresden gespielt. Edmund Halland — ein Jammerbild! Und ich selber, mir war schlecht zumute, kannst du dir wohl denken. Aber ich hab' ihn getröstet, hab' ihn aufgerichtet: ‚Seien Sie ein Mann!‘ hab' ich ihm gesagt. ‚Tragen Sie es wie ein Mann! Es ist ja eine Befreiung für Sie!‘“

„Er hat es gewiß wie ein Mann getragen,“ sprach Cilla vor sich nieder.

„Warum meinst du, Kind?“

„Sieht er nicht so männlich aus?“

„O ja, nachdem ich ihn aufgerichtet hatte, hat er's

schön getragen. Er hat sie nicht wiedergesehen, Gott sei Dank! Sie ist ja noch immer Frau Halland, vor Gericht gehen hat er nie gewollt; das ist ganz was Eignes an ihm, dieses stolze Herz. Sie lebt irgendwo da drüben, in Nord- oder Südamerika; in Rio de Janeiro glaub' ich. Der Don Juan verließ sie natürlich bald; ob er noch immer Herzen knickt, das weiß ich nicht, brauch's auch nicht zu wissen. Ich kriegte dann mein solides Glück, meinen guten Mann, deines Vaters Bruder; du hast ihn ja noch als Kind gekannt. Der war mehr ein stilles Wasser; aber tief genug: man mußte ihn nur kennen. Ein guter, seelenguter Mensch. Wenn Gott mir den nicht genommen hätte —"

Sie seufzte wieder. Sie hatte sich halb ausgekleidet, nun entließ sie Cilla. Mit einem milden Mutterblick küßte sie sie auf die Stirn: „Gute Nacht, mein Kind!"

Zu Frau Karolinens Leiden gehörte auch, daß sie beim Wandern bald ermüdete oder zu ermüden glaubte; wie weit es Einbildung war, das erfuhr man nie. Von den Spaziergängen um Kufstein, deren es so viele gibt, konnte sie nur die wenigsten machen; sie kam nur bis zur „Zellerburg" und in die Allee, wo sie die schönen, malerischen Durchblicke zwischen den Bäumen auf die Festung genoß, oder sie schlenderte am Inn stromab, oder sie erkämpfte die Kienbergklamm und las dann Bourgets kleine Geschichten in den neuen Anlagen am Berg, Stadt und Burg vor sich. Cilla sah oft von der Hotelterrasse weit ins Land hinaus und zu den Bergen hinauf, Sehnsucht in den Augen. Sie kam sich vor wie ein junger Vogel, dem man die Flügel beschnitten hat; sie lernte Goethes „Adler und Taube" auswendig, aus Kummer und Zorn, und rezitierte sich die leidvollen

Verse, wie's dem edlen, angeschossenen „Adlersjüngling“ ergeht. Länger als eine Stunde ließ Karoline die Erbnichte nicht von sich fort, mehr Alleinsein ertrug sie nicht. In einer Stunde, wie weit konnte Cilla kommen? Nicht zum Pfrillsee und Längsee hinauf, nicht zum Hechtsee hinunter; auch auf keinen der waldigen Gipfel, die sie mächtig lockten; geschweige denn ins Kaisergebirg. „Europäisches Sklavenleben! O hätt' ich hunderttausend Mark!“ murrte sie vor sich hin.

So stand sie gerade auf der Terrasse, am nächsten Morgen; unter ihr rauschte der Inn vorbei, der niemand Gesellschaft leistete, keine Tante hatte, der Freie, der Glückliche. Edmund kam gegangen und zog mit einem fröhlichen Lächeln den Hut vor ihr: „Fräulein Cilla, heut kann ich Ihnen helfen! Ich hab' die Tante eben zum Aurachergarten am Inn gebracht, ein paar Minuten von hier, dort sehen Sie ihn; da sitzt sie im Schatten, mit einem dicken, gescheiten Buch, auf das sie sich freut. Sie hat uns anderthalb Stunden bewilligt, damit ich Sie wenigstens am Sparchener Wasserfall herumführen und auf dem oberen Weg, am Berg, gemütlich heimgeleiten kann. Und wenn's noch 'ne Viertelstunde mehr wird, die nehm' ich auf mein schuldiges Haupt. Haben Sie Lust? Und wielange brauchen Sie, bis Sie fertig sind?“

„Wie lang ich brauche?“ antwortete Cilla und drückte sich den Hut auf den Kopf. „Drei Sekunden; so! Ob ich Lust habe? 'ne Million!“

„Aber Ihr Sonnenschirm —“

„Ich brauche doch keinen. Meiner gelben Haut ist die Sonne recht. Aber wie sind Sie gut, wie lieb, so an mich zu denken.“

„Fräulein Cilla, erlauben Sie: für wen tu' ich's denn, für Sie oder für mich?“

Es blieb unentschieden, für wen er's tat; Cilla schritt aber von einem warmen Gefühl durchsonnt dahin. Sie kamen durch die kleine Vorstadt, die sich eben gegen Norden anzusiedeln begann, und wanderten dann auf dem Fußweg weiter, der schräg, wie über ein grünes Billardtuch, nach Sparchen führt. Es war Mitte Juli und ein wolkenloser Sommertag. Der warm graue Kalkfels des Kaisergebirgs, so viel man davon sah, schwelgte in der Morgensonne; auf den weiten, frisch grünen Wiesen lachte das farbenfrohe Blumenvolk, das hier und da aufzufliegen schien; es waren aber nur Schmetterlinge auf der Schmarotzerfahrt. Süßes Summen durchzitterte mit seinen gemütlichen Baßtönen die gewürzte Luft. Ein kühlendes Lüftchen flatterte lautlos von den Bergen her, koste an den Wangen. Der Cilla war so dankbar zumut.

Als sie zu dem Dörfchen Sparchen kamen, das am Ausgang des Kaisertals liegt, und eine kleine Höhe überschritten, stieß Cilla einen hellen Laut der Überraschung aus: die Welt war auf einmal w i l d geworden, aus der schroff umfelsten Klamm stürzte der schäumende, lärmende Bach in mehreren Wasserfällen hervor, dem unsichtbaren Innstrom zu. Aus den Wassergängen der Sägemühlen spritzte die eingefangene Flut in silberweißen Bogen herunter; darüber stiegen die letzten Hochwände des Gebirgs jäh und übermütig empor, von allerlei ebenso übermütigem Gebüsch und Gebäum erklettert. Der Blick in die Klamm hinein rührte sogleich die Sehnsucht auf; Cilla legte sich eine Hand auf die Brust, ohne es zu wissen. Fels stieg dort hinter Fels in die blaue Luft, jeder anders gefärbt, jeder schien zu rufen: Komm!

„O, da geht's ins Kaisergebirg!“ rief ihre junge,

hohe Stimme. „Da geht's ins Kaisergebirg!" wiederholte sie.

„Das heißt, da kommt der Wildbach heraus," sagte Edmund lächelnd; „der Mensch geht aber nicht hinein, denn da ist kein Weg. Der Weg muß dort links über den Berg hinüber; ich führe Sie ein Stück hinauf, damit Sie's sehn; dann — kehren wir im Namen des Gesetzes und der Resignation wieder um. O Gott, was für ein Mündchen Sie machen. Hab' ich in Ihrem Alter auch getan, haben wir alle getan. Entsagen — ein ganz verwünschtes Wort! Und das geht so mit uns durchs Leben hin. So oft man an ein Paradiesestor kommt — es gibt ja deren genug, für jederlei Geschmack — so steht eine Schildwache davor mit dem flammenden Schwert: ‚Eintritt verboten!'"

Cillas Wangen wurden eiferrot. „Ja, ja, ja; wie schändlich!"

Er lachte, aber voll Mitgefühl. „Sehn Sie, es hat jeder sein Kaisergebirge, in das er nicht hineinkommt. Denken Sie an Moses und sein gelobtes Land! — Sie sollen aber von dem Fels da drüben quer durch die Klamm herübergehn, das ist auch nicht übel; und dann gehn wir einen langen, herrlichen Berg- und Waldweg heim, und das Gefühl der Entsagung, das verduftet, und in uns trompetet jemand: hurra, wie ist das Leben schön!"

Wie gut er ist! dachte Cilla. Wie gut er zu mir spricht! — Sie nickte ihm verstehend zu; die Ferne hinter der Klamm mochte sie aber nicht mehr sehn. Er führte, sie ging mit, suchte alles zu fassen, sich an allem zu freuen, redete dem Jemand in ihr zu, tüchtig zu trompeten. Er tat es auch, sie hörte ihn. So stiegen sie endlich wieder aus der Klamm empor, in den Wald

hinein. Der schmale Weg ward eben, führte oben über dem Wiesengrund zwischen Sommerlaub und Immergrün gen Kufstein zurück. Eine rührende Fülle von Bänken begleitete den schönen Pfad; die einen standen im Baumschatten, für den, der vor der Sonne floh, die andern gaben einen herzerfreuenden Durchblick ins Kufsteiner Land, auf den Tierberg mit Kapelle und Turm, auf die alte Festung, oder in die bläulichen Schleier der Hochalpenferne.

„Wenn Sie einmal sitzen wollen," sagte Edmund nach einem schönen, genießenden Schweigen, „hier ist schon die sechste oder zehnte oder zwölfte Bank."

Cilla schüttelte den Kopf. „Ich bin ja nicht müde." Der Klang seiner weichen, guten Stimme schwebte ihr aber noch im Ohr; auf einmal war das Gefühl wieder da, das gestern abend im Schlafzimmer der Tante erwacht war: ihm ihr Schicksal sagen! Sie trug es nun schon so lange allein. Und wer weiß: vielleicht! Vielleicht hörte sie von ihm ein Wort, das ihr ein wenig Klarheit gab, das sie weiterführte ...

Sie setzte sich auf die Bank; sie sagte aber noch nichts. Es war doch so schwer.

„Sie wollen doch —"

Sie nickte. Es ist *nicht* so schwer! sagte sie zu sich, um sich Mut zu machen. Wenn ich zu *dem* nicht Vertrauen habe, zu wem denn sonst? — Sie sah, wie er sich setzte; sie starrte aber noch in die Luft hinaus.

„Schauen Sie die Ruine auf dem Tierberg an?" fragte Edmund. „Von hier wirkt sie gut."

„Nein — ich möcht' Ihnen was sagen," stieß sie ungeschickt heraus. „Gestern abend sagten Sie mir — das wissen Sie wohl noch —, daß das wahre Leben erst anfängt, wenn die Schicksale kommen. Und ich, ich hab'

a u ch schon — — sagt' ich Ihnen gestern. Wissen Sie das noch?"

Er wunderte sich, wie stoßweise ungelenk sie sprach; so hörte er sie zum ersten Mal. „Wie sollte ich das nicht mehr wissen," gab er zur Antwort, die Augen auf ihr Profil gerichtet, denn sie sah ihn nicht an. Ihre Wangen glühten. „Was Sie mir da von sich sagten, ging mir ja zu Herzen. Sprechen Sie, liebes Fräulein. Mir wird alles, alles — —"

Was für ein junges, aber feines, gutes Profil! dachte er.

Sie bewegte den rechten Fuß unruhig auf und nieder. „Ich bin ja noch jung; aber ich habe schon ein Glück gehabt — und durch meine Schuld hab' ich es verloren."

„Ah!" stieß nun e r heraus, durch dieses offenherzige Bekenntnis überrascht. „Durch — durch Ihre Schuld!"

„Durch meine allein — nein, das nicht. Er, er hatte a u ch. Aber ich hatte die meiste Schuld! — Als ich noch nicht bei der Tante lebte — damals lebte mein Vater noch — ich war sechzehn Jahr —, da hab' ich mich verlobt. Das ist früh, nicht wahr? Sie denken wohl: wie leichtsinnig —?"

Jetzt endlich sah sie ihn fragend an, mit einem treuherzigen Blick.

Er schüttelte den Kopf. „Da gibt's keine Regel. Der eine so, der andre so!"

„Aber wir hatten uns h e i m l i ch verlobt. Niemand hat's gewußt. Nur seine Schwester hat's gewußt, die war ein Jahr jünger als er; er war zwanzig alt. Ich kannte sie — und bei ihr fing's an, bei ihr lernten wir uns kennen. Dann Tennisspielen, Schlittschuhlaufen, Radeln; o, wir sahen uns oft. Und — und auf einmal war ich verlobt. Nicht wahr, das brauch' ich

Ihnen nicht zu sagen: wir hatten uns furchtbar lieb."

„Brauchen Sie nicht," murmelte er und lächelte sie an.

„Da starb dann mein Vater; ich kam zur Tante; und Max — er heißt Max — ging nach Hannover, um Elektrotechniker zu werden. Viele, lange Briefe schrieb er; sie kamen durch seine Schwester an mich. Über viele Menschen schrieb er, die er kennen lernte —"

Es erschien nur noch ein Seufzer, sie sprach nicht weiter.

„Liebes Fräulein Cilla, warum seufzen Sie?"

„Hier fängt sie ja an — meine Schuld. Er schrieb auch von Damen, von Mädchen, die er kennen lernte. Von Gesellschaften, in die er ging. Von interessanten, anregenden, bildenden — — Das mocht' ich nicht lesen; das wurde mir eklig; verstehen Sie? Die Briefe waren so voll davon. ‚Bitte, tu mir die Liebe', schrieb ich ihm endlich, ‚schreib mir w e n i g e r, wenn du willst — das müßte ich ertragen —, aber nicht von all den Leuten, die du kennen lernst. Ich brauch's nicht zu wissen. Ich mag's nicht wissen!'"

Sie seufzte wieder, sah ihn wieder an, als sollten ihre braunen Augen ihm sagen: ja, ich war so verächtlich dumm!

„Also ein heißes, eifersüchtiges Blut," sagte Edmund herzlich lächelnd.

„Ja, ich bin wohl eifersüchtig. Aber, lieber Gott, er war's ja noch viel, viel mehr! Er war's schon, eh' wir verlobt waren; was er da für wunderliche Sachen machte — aber die erzähl' ich nicht. Ich hatte doch die meiste Schuld! Ich wurde immer schlimmer; als er mir nun lange Briefe schrieb, mir mein Verlangen aus-

zureden, mich zur ‚Vernunft‘ zurückzuführen — — Dieses gräßliche Wort, ‚Vernunft‘! Von ihm geschrieben, an mich, konnt' ich's gar nicht lesen; es empörte mich. Er sollte mir recht geben, meinen Willen tun. Statt dessen immer neue Versuche, viele Seiten lang, mich in den reinen Äther der Vernunft zu bringen; — einmal schrieb er wirklich vom Äther! Wahrhaftig!“

Ein kurzes Lächeln huschte über ihr traurig ernstes Gesicht.

„Das ist das Briefschreiben, liebes Fräulein: darin steckt der Teufel. Wenn so Monat um Monat vergeht, man sieht sich nicht, man schreibt nur immer; und zu dem, was man liest, hört man nie die Stimme, die Worte klingen nicht. Auf einmal kriegen sie einen falschen Klang — das erste Mißverständnis ist da. Die sind wie Spaltpilze, wie Bakterien, die Mißverständnisse; das hab' ich alles erlebt. Hab' an guten Freunden erlebt, an heiß Liebenden, daß sie sich auseinanderschrieben. Wenn man nun noch gar so ein junges Reh ist wie Fräulein Cilla Mohr — wohl noch keine achtzehn alt —“

„Nein, das war ich noch nicht. Und wenn ich wohl herrschsüchtig war, er war eigensinnig. Und ich wurde immer empfindlicher und er immer stolzer; — ach, es war wohl schrecklich. Ich war noch immer nicht achtzehn alt, da war's aus! Mein letzter Brief. Keine Antwort mehr. Er hatte mir schon sein Abschiedswort — — O, da war er fort. Aber nicht, daß ich ihn anklagen will. Ich hatte die meiste Schuld!“

Sie waren beide eine Weile still. Ihr Fuß scharrte leise. Sie sah auf den Weg, auf dem ein goldiger Käfer kroch. Ein paar Waldvögel sangen noch; die meisten waren um diese Jahreszeit schon verstummt. Durch

die Zweige über ihnen säuselte ein fast einschlafender Mittagswind.

„Also über ein Jahr ist's her," murmelte Edmund endlich, „daß Sie auseinander sind."

„Ja", seufzte sie.

„Und Sie haben ihn nicht mehr gesehn?"

„Nie mehr. — Ich bereu' es aber — mehr und mehr. Ich fühle meine Schuld. — Ich wollt', es wär' nicht geschehn."

„Das heißt — das soll wohl heißen, Fräulein Cilla, daß Sie ihn noch lieben?"

Sie sah ihm tief in die Augen und nickte. Ihr oft so eigen umschleierter Blick verschleierte sich stärker, wie wenn sich etwas Feuchtes hineindrängte. Der junge Charakterkopf wehrte sich aber mit aller Macht, wie es schien; die braunen Augen blieben trocken. „Ja, das tu' ich noch," sagte sie, starrte aber in die Luft. „Und ich sag's Ihnen, weil ich Ihnen alles sagen will. Ihm könnt' ich's nicht sagen. Nie! nie!"

Sie schüttelte sich. — Sie waren wieder still.

Edmund nahm den Käfer vom Boden, legte ihn auf seine flache Hand, betrachtete ihn scheinbar sehr aufmerksam; dann setzte er ihn freundschaftlich neben sich ins Moos. „Ich würde wohl gern ein Bild von ihm sehn," sprach er dann ins Moos hinein.

„Möchten Sie es sehn? — Ich hab' schon diesen ganzen Monat eines in meiner Tasche; — ich wollt's bei mir haben." Cilla griff in die Seitentasche ihres Kleides, die sich fast versteckte, und zog eine kleine, ungerahmte Photographie hervor; es war aber ein großer Kopf darauf. Sie reichte sie ihm hin; Edmund dankte, nahm sie und hielt sie ins Licht. Ein angenehmes Gesicht! dachte er auf den ersten Blick. Unter lockigem Haar,

das in die nicht hohe Stirn fiel, leuchteten helle, lachende, mutige Augen; um den wohlgeformten Mund lagen Wille und Geist, wie es schien. Es schaute aber auch ein warmes, frohes Herz heraus; man konnte fast die heimliche Liebe sehn. Über der kühnen Oberlippe dunkelte der erste Flaum. Jugend, lauter Jugend!

„Liebes Fräulein Cilla — — ein guter Kopf. Sympathisch. — Wie groß?"

„Nicht besonders groß; aber doch viel größer als ich."

„Liebes Fräulein — eine Frage. Da Sie schon so offen und so ehrlich zu mir sprechen. Glauben Sie, er ist Ihnen noch gut?"

Sie zögerte; dann wollte sie nicken; dann hielt sie den Kopf wieder still. „Ach, ich weiß es nicht. Aber seine Schwester schreibt mir, er fragt noch immer, wie's mir geht."

„Wenn sie Ihnen nun schriebe: er sehnt sich nach Dir? Er wartet auf ein gutes Wort von Dir?"

„Ach, das tut sie nicht. Die ist ja noch stolzer als er. Die würde immer denken: Und was Max auch will oder wünscht, Cilla muß *von selber* kommen, muß bereuen, abbitten, sonst nicht."

„Und das könnten Sie nicht?"

Sie sah ihn fast erschrocken an. „Nein, das könnt' ich nicht!"

Edmund gab ihr das Bild zurück, legte es auf ihre Hand, drückte sanft ihre Finger darüber, bedeckte dann ihre mit seiner Hand. „Da wir nun aber schon von den Schicksalen sprachen, liebes Fräulein Cilla — die sollen den Menschen machen und bilden, nicht wahr. Die erziehen ihn. Wenn sie das nicht tun, so sind sie keinen Groschen wert. — Es kommt wohl alles darauf an: wie steht man zu seinem Gott? Hat man den Sinn, das

Bemühen, in allem, was einem geschieht, seine Hand und seinen Willen zu sehn? Nicht so kindlich persönlich von Fall zu Fall, als schaute er immer aus dem Himmelsfenster auf Edmund Halland oder Cilla Mohr herunter. Aber so, daß er seine großen Gedanken in die Welt gelegt hat: da leben sie geheimnisvoll, nie zu fassen, aber wohl zu ahnen; und in einem willigen Herzen, da keimen sie. So steh' wenigstens ich zu meinem Gott. Wir alle irren und fehlen, nicht wahr. Das tut auch nichts, das soll auch sein. Aber: besser machen! Oder lieber noch: gut machen! — Wär' ich zum Beispiel in Ihrem Fall —"

Er sah sie an und hielt inne; mit Absicht, aber auch aus stiller Freude über ihr tief nachdenkliches, bang bewegtes Gesicht.

„Was würden Sie dann tun?" fragte sie, als fürchte sie sich vor der Antwort, aber doch mit tapferem Mut.

„Ich würde mich von meiner Schuld reinzumachen suchen, vor dem andern und noch mehr vor Gott. Und würde dem andern offen bekennen, was dann auch draus wird: Ich habe dir unrecht getan, ich bereu' es, ich will es büßen und sühnen, darum gesteh' ich dir meine Schuld. Und darum gesteh' ich dir auch: mein Herz hängt noch an dir. Hängt deines nicht mehr an mir, so muß ich das tragen. Das ist meine Strafe dann; ein Teil meiner Buße. Ich nehme hin, was du mir sagst, wie es nun auch ist. Ich beuge mich vor Gott und vor dir!"

Ein Zittern flog über Cilla hin; aber nur einen Augenblick. — „Was dann auch draus wird?" hauchte sie.

„Liebes Fräulein, würden Sie es sonst wahre Buße nennen?"

Sie starrte vor sich nieder; dann schüttelte sie den Kopf.

„Wenn Sie es wirklich büßen und gut machen möchten — so in meinem Sinn —“

Ihre jungen Augen suchten die seinen. Es war, wie wenn sie dort Hilfe oder Stärke suchten; oder wie eine Hand die andre nimmt. „O ja,“ hauchte sie. „Das möcht’ ich ja.“

„Dann wissen Sie Ihren Weg! — Wir beide müssen nun aber unsern gehen: unsre Zeit ist um. Tante Entsagung erwartet uns. Also auf zur Postterrasse; und nun reden wir von andern Dingen; was da jetzt in Ihnen gärt und arbeitet, das braucht seine Zeit!“

Er stand auf. Sie saß noch. Ihr wieder gesenkter Kopf hob sich langsam, mit einem innig dankbaren, gerührten Blick; die großen Augen waren nun überraschend schön. „O, wie sind Sie lieb zu mir,“ sagte sie.

„Aber liebes Fräulein, wir sind beide Menschen.“

„Nein. Es ist — es ist —“

Sie konnte die Worte nicht finden, oder die Zunge wollte nicht. Sie sah ihn auch nicht mehr an. Sie stand auf und ging.

Ihre Schritte wurden rasch und hastig; mit dem andächtigen oder träumerischen Schlendern von vorhin war es ganz vorbei. Die Sonne stand hoch und brannte tüchtig, da sie mehr und mehr aus dem Schatten kamen; Cilla fühlte es nicht. Die Villen und Gärten der Kienbergvorstadt, der Kalvarienberg, die Festung wuchsen heran; Edmund wies auf dies und jenes, das einen reizenden Anblick bot. Sie nickte, sie schaute auf; sie schien aber eigentlich nichts zu sehn. So kamen sie in die Stadt zurück und gingen den großen Platz hinunter, dem Inn und dem Gasthof zu.

Plötzlich stand sie still. „Lieber Herr Halland — ich danke Ihnen!“

„Was ist da zu danken?"

„Ich will alles tun. Ich will an seine Schwester schreiben. Ich will ihr schreiben, daß ich — — daß ich eine andre geworden bin — und wie mir zumut ist — was ich für ihn fühle. Dann soll sie ihm schreiben — nicht was ich Ihnen gebeichtet hab', nichts von meinen Worten — das könnt' ich nicht. Aber sie soll ihn fragen, ganz wie von sich: wie sieht's in dir aus? Hast du sie noch lieb? Und wenn sie von mir dies freiwillige Bekenntnis hat, ja, dann wird sie's tun. Und er wird ihr ehrlich antworten — ehrlich ist er durch und durch — und dann werd' ich hören!"

Warum nur so halb? dachte Edmund. Warum nicht gradaus? an ihn? Doch noch ungebeugter Stolz? — — Aber freilich — so ein junges Ding. Wie sie dasteht, auf dem weiten Platz, das feine, zierliche Wesen, mit den weich runden Wangen! Wie viel hat sie sich doch schon abgekämpft, in der halben Stunde! Wie viele hätten das gekonnt? — Laß sie gehn. „Nichts zu sehr!" wie der alte Grieche sagte. Was noch fehlt, wird kommen!

„Liebes Fräulein Cilla," sagte er, nickte und lächelte ihr zu und ging langsam weiter. „Sie wollten mir danken; ich danke Ihnen. Sie haben mir diesen Morgen eine große Freude gemacht!"

Der Brief, den Cilla an die Schwester, die Ulrike, geschrieben hatte, war schon eine Woche und länger fort; es kam keine Antwort. Edmund wunderte sich und erregte sich; ihm schien, daß er sich mehr erregte als das „junge heiße Blut"; oder verstellte sich das so gut? Es verging kein halber Tag, ohne daß er sie wenigstens mit den Augen fragte: kam noch immer nichts? und ohne daß ihre verschlossenen Augen sich ein wenig

lüfteten und antworteten: immer noch Geduld! — Freilich, sie waren in Kufstein, die Schwester in Breslau, der Bruder in Hannover. Aber auf den großen Straßen gingen die Posten ja Tag und Nacht. Durch Edmund Hallands grauen Kopf fuhr manches: „Hol's der Teufel" durch. „Hol's der Teufel, ist das junges Volk? Gibt es keine Herzen mehr?"

Am neunten oder zehnten Tag — sie schlenderten nach Tisch auf der Innbrücke hin und her, während die Tante schlief — „was hilft's, Fräulein Cilla?" fing er an. „Sie müssen wieder schreiben; müssen fragen, drängen; hätten Sie nur gleich im ersten Brief etwas mehr gedrängt! — Aber nur still, ich sage nichts. Ich bin der Vertraute, und Vertraute müssen nicht viel reden. Wir haben aber doch ein Recht auf Antwort — wir, Sie und ich!"

„Ach ja, *wir*," sagte Cilla mit einem lächelnd gerührten Blick. Ihre Gedanken flogen neun, zehn Tage zurück; wie viel vertrauter war ihr dieser Mann geworden jeden, jeden Tag. Wie hatte sie so nach und nach, in gestohlenen Viertelstunden der sonst gefangenen Tage, die ganze kleine Geschichte ihres Herzens vor ihm ausgebreitet; wie andächtig hatte er gehorcht, wie allesverstehend zu ihr gesprochen, als wäre er nur *erfahrener* als sie, sonst so jung wie sie. Dann die festlich schönen Stunden, wenn das Volk der Hotelgäste ausgeflogen war, das Haus unten leer, und Edmund am Klavier seinem kleinen Publikum seine Sonaten vorspielte oder seine Opern sang; mit dem himmlischen Jugendfeuer der durchgeistigten Stimme, dem jubelnden Humor, der tragischen Gemütsgewalt. Und er sang für *sie*, das fühlte die „kleine Cilla" wohl; seine Augen flogen zu der blassen Frau Karoline hin, flogen wieder

weiter, ruhten auf Cillas horchend glühendem Gesicht, wie der Falter im Blumenkelch, und sogen und sangen sich fest. Sie hatten ihre Bilder getauscht, „da wir nun doch Schicksalsgenossen sind“; auf seiner Photographie hatte er sich ihren „Freund“ genannt. Ja, ja, dachte sie jetzt, von der Brücke in den aufrauschenden Inn hinunterträumend, der ist wohl mein Freund! Wie geduldig, wie herzlich teilt er meine Sorgen — sorgt sich mehr als ich. Wie lebt er sich hinein in dies dumme Kind!

Sie hätte ihm die Hand wohl küssen mögen — wär's nicht die Brücke gewesen, sondern der Tante Salon. Ihre Lippen ruhten aber heimlich, in Gedanken, auf seiner Hand. „Ja, ich geh', ich gehe,“ gab sie ihm gehorsam zur Antwort; es tat ihr wohl, diesem guten Freund gehorsam zu sein. „So lang die Tante noch schläft, muß ich diesen Mahnbrief schreiben. O, wie will ich machen;“ sie lächelte mit heimlich innigem Übermut: „sonst verlieren Sie noch alle Geduld!“

Wieder waren ein paar Tage vergangen; endlich kam Cilla einmal unlustig geschlichen, als Edmund am Nachmittag allein auf der Terrasse saß, und trat vor ihn hin. „Eh' die Tante zum Kaffee kommt, muß ich's Ihnen sagen: Ulrike hat geschrieben. Was hat sie geschrieben? Nach meinem ersten Brief hätte sie nichts getan, weil sie nicht geglaubt hätte, es ist mir Ernst. Oder weil sie geglaubt hätte, das ist nur so ein Strohfeuer in meinem Herzen, das flammt noch einmal auf und vergeht! Nun hat sie sich gewundert, daß ich wieder schreibe; es kommt ihr nun freilich vor wie Ernst. ‚Aber was soll denn nun werden?‘ fragt sie. ‚Was verlangst du, was soll ich tun?‘“

„Hm!“ kam es wie ein verstimmter Ton aus Edmund

heraus. „Die Vermittlerinnen! Sehen Sie, das ist nichts; die hole der — — Aber lassen wir den Teufel; fassen wir uns geschwind, eh' die Tante kommt. Was die Schwester nun tun soll? Ich will's Ihnen sagen —"

Er sagte es aber nicht: die sanft elegische Gestalt der Frau Karoline kam schon gegangen, das Zwiegespräch war zu Ende. Es wurde der gewohnte Nachmittag und Abend: nach dem Kaffee etwas Musik am Klavier (Edmund sang seine wildesten Sachen, eine Saite sprang); eine halbe Schlenderstunde der drei, stromab, mit einer Ruhe- und Lesestunde auf einer Uferbank; dann stürmte Edmund noch eine Weile allein ins Land hinaus. Endlich hatten sie zu dritt auf ihrer Terrasse, am gewohnten Platz, das Nachtmahl genommen; der Mond war zwischen den Bergen emporgestiegen und füllte die beginnende, laue Nacht mit seinem silbergoldenen Licht. Karoline stand auf, um hinaufzugehn, sie liebte den Mondschein nicht. Ihr Kopf wendete sich schon langsam, in bekannter Weise, um der Nichte zu winken: komm, mein Kind! Edmund trat aber zu ihr und nahm ihre Hand. „Liebe Freundin," sagte er mit seiner besten, seiner Schmeichelstimme. „Nun muß ich Ihnen etwas gestehn: ich habe Fräulein Cilla in einem unbesonnenen Augenblick versprochen, am nächsten schönen Mondscheinabend für sie eine Stunde freizubitten und hier eine Flasche vom besten Terlaner mit ihr auszutrinken. Der Terlaner verdient es, Fräulein Cilla auch. Ich hab' an ihr eine Freundin fürs Leben gefunden; für einen werdenden Komponisten und Menschen wie ich ist das viel wert; ich will auch darauf trinken. Der schöne Mondscheinabend ist da, es fehlt nur noch Ihr Amen!"

Karoline schlug ihm sanft auf die Hand, sprach ein Wort vom „Verführer der Jugend“, strich dabei über sein graues Haar und trat ihren einsamen Rückzug an. Edmund bestellte den Terlaner, füllte Cilla und sich das Glas. Sie saß ihm gegenüber; die Tische rechts und links waren leer. Er dämpfte aber doch die Stimme, während seine schwarzen Augen blitzten: „Nun will ich Ihnen was sagen, Cilla;“ — zum erstenmal nannte er sie so, ließ das Fräulein weg. „Der Mondschein ist da; ich denke, Sie auch. Ich seh's Ihnen an: ja, Sie auch! Ich bin heut abend herumgelaufen, habe nur an Sie und Ihr Schicksal gedacht. Was die Vermittlerin jetzt tun soll? G a r n i c h t s soll sie tun; a u s d e m W e g e soll sie. Ja, Kind, so steht's! Heute kann ich's sagen; mittlerweile sind Sie älter und reifer geworden — Fräulein Cilla reift geschwind; da steht's ja auf Ihrem Gesicht. Weg mit der Schwester, um den B r u d e r geht's; d e m wollen Sie Ihre Seele auftun, um die Schuld zu büßen! — Liebe, gute Cilla. Wie hab' ich Ihre Augen gern, wenn sie so bang auf mich herschauen und doch auch der gute Engel schon mit herausblickt, der in Ihrem Fremdenzimmer wohnt. An den Bruder schreiben! Sehn Sie, unterwegs hab' ich so was aufgesetzt; es ließ mir keine Ruhe. Nur daß Sie herauslesen, wie ich's meine; Sie sollen ihm ja Ihre e i g n e n Worte sagen — wenn sich überhaupt Ihr Herz drein fügt. Bitte, lesen Sie's!“

Er zog ein Blättchen hervor, das er aus seinem Taschenbuch herausgerissen und im Stehen mit dem Bleistift bekritzelt hatte. Mit einem ermutigenden Lächeln hielt er es ihr hin.

Sie nahm es und schüttelte tiefverwundert den Kopf. „Lieber Herr Halland — wie komm' ich dazu! Was Sie

alles für mich tun! Warum sind Sie zu mir so lieb und gut?"

„Lesen Sie nur, lesen Sie. Ob's auch der lieben Seele gefällt!"

Cilla las, nicht ohne Mühe; es war eine etwas überstürzte, zitterige Schrift. Sie las zweimal, langsam. „Nur so ein paar Sätze," murmelte er, „die die Hauptsache sind, nach meinem Sinn. Daß Sie auf alles gefaßt sind, daß Sie nichts erwarten. Daß Sie nur Ihre Brust erleichtern, durch Ihr Bekenntnis sich demütigen und befreien wollen. Daß es ein Sühnopfer ist."

„Ja, ja, ja," erwiderte sie leise. „Das sagen Sie da alles so schön, so gut."

„Sie werden es besser sagen — wenn's von Herzen geht. Schauen Sie, wie schön die Nacht ist, Cilla! So schön war wohl noch keine, wenn Sie mit Ihrem Herzen etwas abzumachen hatten; sie ist wie durch Ihren guten Engel oben ausgebeten und durch einen der großen Cherubs mit seinem ‚Bewilligt!' heruntergeschickt. Wie der mächtig gewachsene Mond auf dem Inn seine Brücke baut, — vom Cherub zu Ihnen in das ‚stolze' Herz. Wie der Prachtstrom heraufrauscht; ohne Lärm, melodisch, aber so eindringlich, wie in uns an den Seelenschicksalstagen unsre guten Geister sprechen. Trinken Sie einmal aus, liebe Cilla! Angestoßen; so! Es ist für Sie ein guter Tag. Tirol freut sich mit. Ich schenk' wieder ein. Man könnt's in Musik setzen, so schön ist die Nacht. Auf Ihre Zukunft und auf Ihr Glück!"

Was hat er für eine weiche, melodische Stimme! ging's durch Cillas Brust.

„Ach, wozu sagen Sie mir das alles," antwortete sie nun endlich; sie hatte bisher wie in halbem Traum wehmütig-selig zugehört. „Ich tue ja, was Sie wollen.

Was Sie für mich wollen, ist ja alles gut! — An ihn selber schreiben. Ihm alles sagen. Damals konnt' ich's nicht. Damals lebten Sie noch nicht so in mir. Jetzt ist mir, als ob — — Ich tu's ja! Morgen früh! Heute nacht!"

„Kind, wie dank' ich Ihnen!" Er trank ihr zu; er leerte sein Glas. „Ich hab's ja gehofft — geglaubt — gewußt!"

„Es soll alles werden nach Ihrem Sinn! — Nur eins muß noch sein: der Juli ist zu Ende, die Techniker gehen so früh in die Ferien; er wollte eine Reise machen, schrieb Ulrike mir. Wohin? Das weiß sie, ich nicht. Meinen Brief an ihn muß ich ihr doch schicken; verschlossen. Nur durch ihre Hand, für ihn."

„Gottes Segen auf des Briefes Weg!" Edmund winkte mit der Hand über den mondgoldzitternden Strom hinüber, als gäbe er auch seinen Segen mit. „Sehn Sie, liebe, teure Cilla, das hat dieser schöne Abend getan."

„Das hat der getan, der ihn mir freigebeten hat. Nun trink' ich auf den mein letztes Glas!"

Edmund wohnte im ersten Stock der „Post", wie die beiden Damen, aber am andern Ende des Korridors. Als er am nächsten Morgen aus seinem Zimmer trat, um zum Frühstück zu gehn, stand Cilla vor ihrer Tür; sie hatte offenbar auf ihn gewartet, sie ging ihm entgegen. Der Korridor war eben menschenleer, sie zog einen Brief aus der Tasche, der schon beschrieben und mit seiner Marke beklebt war, nahm den Inhalt heraus und hielt ihn Edmund hin. „Guten Morgen," sagte sie mit fast feierlich ernstem Gesicht, aber einem herzlichen Zunicken. „Da ist beides, der Geleitbrief an die Schwester — heut früh geschrieben — und der Brief an ihn; den schrieb ich heut nacht. Wollen Sie ihn lesen?"

Vor vierzehn Tagen hatte sie das nicht gesagt, als sie an Ulrike schrieb. Sie stand nun auch anders vor ihm da, so viel weicher, beseelter, innerlicher, in allen Zügen, selbst in Schultern und Armen Hingebung, Dankbarkeit. „Bitte, lesen Sie!“ fuhr sie leiser fort, da er sie schweigend betrachtete. „Ist er Ihnen recht, dann kleb' ich ihn zu — damit ihn Ulrike nicht liest — und fort in den Kasten!“

Edmund nickte und las. Er wollte ihn nur durchfliegen, der Brief hielt ihn aber fest; wie erstaunlich in seiner Kürze, wie viel darin, wie wahr und gut jedes Wort! Was Edmund ihr gestern auf das Blatt geschrieben, hatte sie treu und doch frei benutzt, in ihr Eigenes mit vielleicht unbewußter Kunst hineingeflochten. Alles war in Edmunds Geist und Sinn, schlicht, hold, ergreifend. Sein Kopf bewegte sich hin und her: mit neunzehn Jahren so ein Brief!

„Ist es Ihnen nicht recht?“ fragte sie beklommen, da er gar so lange schwieg.

„Mir nicht recht? Gute Cilla! — Jedes Wort. Ich — wunderte mich nur. Ich freute mich. — Mir nicht recht?“

Er legte eine Hand auf ihre Schulter und drückte sie sanft an sich heran.

In Cilla regte sich etwas, die Schulter hinwegzuziehen; sie hatte es aus alter Gewohnheit nicht gern, wenn man sie berührte. Das war aber nur ein Augenblick; dann kam ihr ein so wohliges Gefühl, daß seine Hand dort lag. Wie ein süßer Lohn für das, was sie getan ... Sie hielt still wie ein Kind. Sie genoß das Glück. Dann stieg ihr aber das Blut plötzlich ins Gesicht.

„Wenn's also recht ist —!“ stieß sie hervor und nahm ihm das Papier aus der Hand. Sie schloß erst den

einen, dann den andern Brief und lief die Treppe hinunter zu dem Briefkasten vor der Tür.

Edmunds Abreise nahte; ehe er diesem Stilleben ein Ende machte, wollte er doch noch ins Kaisertal hinein, wie es sich gehörte, im Hinterbärenbad übernachten und auf einem andern Weg wieder nach Kufstein gehn. Am Nachmittag nach diesem Morgen war er zum Aufbruch bereit; gleich nach dem Mittagessen stieg er mit den Damen in den ersten Stock hinauf, um seinen „Buckel“, den Rucksack, zu holen und davonzuwandern. „Ich wünsche Ihnen das allerschönste Vergnügen,“ sagte Karoline, als sie in ihrem Salon standen und er zum Abschied nach ihrer Hand griff. „Aber wenn ich nur verstehen könnte, wie man nach Tisch mit so 'nem schweren Sack auf dem Rücken in die glühende Sonne hinausstürmen mag, um eine endlose Bergwanderung zu unternehmen!“

Edmund lachte auf. „Ich kann Sie einigermaßen beruhigen, liebe Freundin. Der Rucksack, für die eine Nacht, hat fast kein Gewicht. Die Sonne ist heute den ganzen Tag hinter Wolken versteckt. Ich will nicht stürmen, sondern schlendern. Ich gehe nicht zu Berg, sondern im langsam ansteigenden Tal. Und die endlose Wanderung ist drei Stunden lang.“

„Ja, ja, wenn Sie nur widersprechen können!“ gab Karoline zur Antwort. „Wenn ich nur begriffe, welche Freude es euch robusten Männern macht, zarter organisierten Damen stets zu widersprechen!“

Er küßte ihre Hand; sie wünschte ein fröhliches Wiedersehn und ging auf ihr Zimmer. „Ja, wann sieht man Sie wieder?“ fragte Cilla mit gedämpfter Stimme. „Sie kommen doch ganz gewiß zurück?“

„Ja, wieso denn nicht?“

„Ach, ich dachte nur. Wenn Sie sich zum Beispiel französisch empfehlen wollten — es gibt ja solche Künstler — und uns morgen oder übermorgen irgendwoher schreiben: ich liebe die Abschiede nicht, ich bin durchgebrannt, schickt mir meinen Koffer nach!“

„Nein, so bin ich nicht,“ sagte Edmund lächelnd. „Ich halte philisterhaft solid mein Wort. Morgen nachmittag bin ich wieder hier.“

„Also doch noch eine Galgenfrist! — Nun halt’ ich Sie nicht mehr auf. Viel Ver— — Ach, noch eine Frage. Die Tante sprach vorhin gar so ernst mit Ihnen; und Sie wurden dann auch so ernst — — ich mocht’s gar nicht sehn. Etwas, das Sie sehr betrübt?“

„Gute Cilla, nein. Es handelt sich nur um einen Menschen, der einmal sehr dramatisch in mein Leben eingetreten ist. Die Tante hat Ihnen erzählt, nicht wahr, daß, als meine Frau mich verließ, ein Mann — mit ihr ging. Ein Mann, der vorher der Tante seine Hand —“

Cilla nickte, mit erröteten Wangen.

„Nun, der Mann ist tot. Eine Freundin hat’s Ihrer Tante geschrieben; aus Nizza oder Cannes. Er hatte sich zuletzt dem Spiel ergeben, wie die Freundin schreibt. Da hat er weniger Glück gehabt. In Monte Carlo hat er sich erschossen. — Nun — das bedeutet nicht viel. Er war kein notwendiger Mensch. Er war einer von denen, die man, so von draußen gesehn, überflüssig nennt. Indessen, wer ist überflüssig? Jeder hat seinen Platz in der Welt; auf den hat ihn ein unbekannter Wille gestellt. Mit jedem geht’s zu Ende, wenn die Zeit gekommen ist. Das ist alles hinter dem großen Vorhang — da sieht keiner durch!“

Cilla blickte ihm in die Augen; wovon sprachen die?

Von Befreiung oder Erschütterung? In seiner Stimme war so ein eigener, ergreifender Klang. Dachte er nun wieder sehr an die alten Zeiten? Rührte sich ein Narbenweh? Gar noch ein Gefühl für die Frau? nach so langer Zeit? — Nein, nein, nein. Cilla schauderte. Für so eine verlorene Frau — die den Mann verließ!

Edmund lächelte mit ernstem Gesicht. „Was Sie für merkwürdige Augen haben; wie die fragen und sprechen können. Nein, meine Gute, mir tut das nichts. Mein wahrer Kummer in diesem Augenblick ist, daß ich allein ins Kaisergebirge wandern soll, nicht noch jemanden mitnehmen kann, der so gerne möchte."

„Wen meinen Sie?" fragte Cilla verträumt.

„O Sie holdes Kind! Cilla Mohr, die mein' ich. Aber ‚ganz unmöglich!' hat die Tante gesagt. ‚Eine Nacht ausbleiben? Und mit einem Mann? Sie sind doch noch ein Mann!' Und so kam ich ungesegnet davon."

„Wirklich? Sie haben sie gefragt? haben drum gebeten?"

„Ja, wofür halten Sie mich denn? — Sie haben so wenig Freiheit und so wenig Freude. Sind wir denn nicht Freunde, Cilla? Sind wir nicht Verbündete? — Und was soll ich allein im Kaisertal? Wenn Sie mit mir gingen — wenn Sie mit mir gingen —"

Auf ihrer Schulter lag wieder seine Hand, wie an diesem Morgen. Die Schulter erschrak; sie zuckte leise. Es zog aber wie ein warmer Strom durch sie hin, und allmählich von ihr durch den ganzen Leib. Die Schulter hielt ruhig still; nein — sie schmiegte sich in die warme Hand. Sie drängte sich zu ihr hin. So war wenigstens Cillas Gefühl. Gott! mein Gott! durchfuhr es sie. Was ist denn das? Was geschieht mit mir?

Ihr Blick flog zu Edmund auf; in dessen Augen glühte etwas — das hatte sie noch nie gesehn. Wie ein sonderbares Lachen war's in seinen Augen; oder ein Fassen, Ergreifen, Umfangen; oder was denn sonst? — Ist er mir so gut? dachte sie auf einmal. Bin ich ihm so gut?

Sie zog langsam die Schulter weg. „Ach," sagte sie, da sie noch etwas Kraft in sich fühlte, die nahm sie zusammen — es ward aber dunkel um sie her —, „wie haben Sie das wieder gut gemeint! Und ich danke Ihnen. Nun gehn Sie aber. Auf Wiedersehn!"

Sie floh in ihr Zimmer. Edmund ging. Er holte seinen Rucksack, hängte ihn sich um, stieg die Treppe langsam, Stufe für Stufe, wie im Traum hinab.

In dieser Nacht lagen die Tante wie die Nichte ohne die gewohnte Ruhe da, fanden wenig Schlaf. Karoline, den Kopf in die hochgetürmten Kissen gedrückt, in ihrem koketten Spitzenjäckchen — für wen? — hielt die tagmüden Augen geschlossen, dachte aber all die Fragen durch, die der Tod dieses „Don Juan" in ihrer so gerne rückwärtsschauenden Seele wachgerufen hatte. Wenn ich ihn damals erhört hätte? dachte sie. Er gefiel mir ja doch sehr. Ich war ihm gut. Ob er dann auch so schrecklich geendet hätte? — Er kann nicht treu sein, das sagten sie alle. Wenn ich nun doch an meine Macht über ihn geglaubt, ihn genommen hätte? Wenn ich mich ihm dann so ganz hingegeben, ihn mit all meiner Liebenswürdigkeit gefesselt hätte, daß es wahr geworden wäre, was er mir auf seinen Knien sagte: Sie retten mich! Ich bleib' Ihnen treu! — War ich hübsch genug? Ich war ja sehr hübsch. Hatte ich geistige Ressourcen genug? Meinem zweiten Mann — ach nein — meinem ersten und einzigen — dem genügten sie. Aber hätten sie auch

diesem verwöhnten Flattergeist genügt? — Da liegt man nun und grübelt und weiß es nicht. Ach, das Leben ist wie ein Schattenspiel! Was weiß man? Was erfährt man? Ich weiß nur, daß ich einen guten Mann hatte, und daß der mir treu war. — Ach Gott! Weiß ich auch nur das gewiß? — Man geht wie im Nebel hin. Laßt mich schlafen, ich bitte euch, ich will nicht mehr denken!

Zwei Zimmer weiter lag Cilla unter ihrer leichten Decke, die rechte Wange auf einem kleinen, dünnen Kissen, sonst gerade ausgestreckt; die offenen Augen starrten auf die Wandtapete. Gott im Himmel, dachte sie immer wieder, ist's möglich? Konnte mir das geschehn? Wenn ich's einmal in Büchern las, wollt' ich es nicht glauben, nie. Zwei zugleich lieben? Einen Jungen und einen Alten? — Ach nein, nicht alt; er ist auch noch jung. Wie er singt! Wie er spielt! Wie er denkt und fühlt! Aber Gott im Himmel! Den Mann lieben, der mich wieder zu dem andern geführt hat? Dieser Brief an Max — auf sein Verlangen — hab' ich den nicht erst diesen Morgen an ihn abgeschickt? Cilla, wirst du verrückt? Wie ist das gekommen? Sag doch, Cilla. Wie im Schlaf, wie über Nacht, wie im Traum ist mir das gekommen. Ich hab' Edmund Halland lieb. O Gott, wie mein Herz an Edmund hängt! Edmund — Edmund — Edmund!

Und hat auch er mich lieb?

Ihr Kopf bewegte sich auf dem Kissen, sie nickte; nickte immer wieder. Ja, sie fühlte es, in jedem Nerv: Edmund hat mich lieb! Der lag nun wohl im Hinterbärenbad auch so ausgestreckt, konnte auch nicht schlafen: Was ist mir geschehn? Ich führe sie zu ihrem Max zurück und hänge selber mein Herz an sie? Hat das schon ein Mensch erlebt?

O du! dachte Cilla, als sähe sie ihn, als spräche sie zu ihm. Du und ich, wir beide haben das erlebt! Wie durch ein Wunder erlebt! — Ach, wir sind doch zwei; müssen es miteinander tragen. O wie süß und wie schwer ist das! O wie quält mich das! Und ich hab' dich doch unbegreiflich lieb; kann's nicht ändern, Edmund. Ach, wie wird das enden?

So verging die Nacht. Endlich schaute der Morgen herein. Cilla starrte in das junge Licht. Sie starrte so lange, bis es dunkel wurde: ihre Augen schlossen sich, und sie sank in Schlaf.

Edmund kam, wie er gesagt hatte, am nächsten Nachmittag zurück; die Sonne sank schon sehr gen Westen, hinter die Berge, es war aber noch voller Tag. Regenwolken drohten; Karoline entschloß sich dennoch zu einem Abendspaziergang, dem letzten: denn morgen im Lauf des Tages wollte Edmund fort. Mit alten Freunden hatte er sich ein Stelldichein auf dem Semmering gegeben; dort wollten sie bis in den Herbst hinein bleiben, dann zusammen nach Venedig gehn. Während die drei zu den Anlagen vor der Kienbergklamm schlenderten, besprachen sie diese seine Reisepläne; den Semmering warf Karoline weg, der Semmering war ein Berg, die Berge „mochten sie nicht". Aber Venedig! Da hatte Edmund recht, das war gut. Venedig, die traumhaft stille Stadt; die geräuschlosen Kanäle, keine Pferde. Ja, in Venedig einmal ein paar Jahre leben; in Venedig sterben!

Sie saßen auf einer der vielen Bänke in den Stadtberganlagen; vor ihnen lag die Häusermasse der kleinen Stadt, wie Küchlein unter die große graue Henne, die Festung, gedrängt; dahinter stieg der Pendling hoch in

die dunklen Wolken und streckte sich die den Inn begleitende Mauer des Gebirgs. Die Wolken hatten aber nicht umsonst gedroht; bald begann ein feiner Regen zu fallen, seine Tropfen wuchsen. Edmund und Cilla kümmerten sich nicht um ihn, sie hingen ihren Gedanken nach; Karoline spannte aber den Regenschirm auf, und auch ihre Züge spannten sich. „Ach, mein alter Feind!“ sagte sie. „Der Regen und ich, wir vertragen uns nicht. Da heißt's wieder gehn!“

Edmund rührte sich nicht. „Aber warum? Lassen Sie ihn doch. Ein kleiner milder Schirokkoregen; tut der durstigen Erde gut.“

„Aber dem Menschen nicht!“ Karoline stand auf: „Nein, ich kenne mich; da verlangen meine Nerven nach Haus, unters Dach. Aber bleibt ihr sitzen, ihr brutal Gesunden; ich will euch nicht stören, ich geh' allein. 's ist der letzte Abend!“ sie lächelte freundlich spöttisch: „und das Alter und die Jugend haben sich wohl noch allerlei zu sagen; ihr hieltet ja immer zusammen. Auf Wiedersehen beim Abendessen!“

Sie ging unter ihrem Schirm dahin, in ihrem beschleunigt bedächtigen Schritt. Edmund erhob sich auch, von einer inneren Unruhe emporgetrieben; „es tröpfelt ja nur,“ murmelte er scheinbar kalten Bluts, mit einem Blick in die blaue Luft. „Wollen wir nicht ein paar Schritte höher steigen — von den Leuten weg?“ Hier und da waren noch Bänke besetzt. „Oder verlangt Sie auch nach Haus?“

Cilla schüttelte stumm den Kopf; ihr war nicht nach Reden zumut. Sie folgte ihm, wie er führte, auf den oberen Fußweg im Wald, der langsam ansteigend über den Stadtberg geht. Sie sprachen einige Zeit kein Wort. Als sie zu einer letzten Bank kamen, blieb Edmund stehn:

„Hier wären wir nun recht allein. Wollen wir hier sitzen?“

Sie nickte und setzte sich.

„Liebe Cilla!“ Er saß neben ihr. „Scheiden ist so dumm. — Es wird mir so schwer, mich von Ihnen zu trennen.“

„Wird es Ihnen schwer? — Mir auch.“ Nicht weniger wahr sein als e r es ist! das war in allem Kummer ihr starkes, tiefes Gefühl.

„Wir haben doch viel miteinander erlebt, gute, tapfere Cilla. Und was noch besonders mit mir herumgeht — mir das Herz bedrückt —: Sie haben zu wenig freie Luft. Wenn ich nun hoch auf dem Berg hausen werde, frei mit freien Menschen — und dann in Venedig, so sorglos und sorgenlos wie im Paradies —, da werden Sie wieder in München sitzen, mit der kränklichen Frau. Sie meint's Ihnen gut, aber da sie leidend ist, meint sie's vor allem s i c h s e l b e r gut. Sie liebt Sie mit dem bedürfenden Ich. Weil Sie ihre beste Gesellschaft sind, hält sie Sie mit beiden Händen fest: bleib bei mir! umgib mich! — Sie sind aber neunzehn Jahre alt und gesund und hungrig. Sie hungern nach Leben, Freiheit und Glück.“

„Ach, was liegt an mir?“ stieß Cilla hervor.

„Sprechen Sie nicht so; das kann ich nicht hören. Und was zunächst die Hauptsache ist, denn auf das Glück kann man warten: Sie sind zwar gesund, aber doch etwas z a r t gesund. Viel Bewegung, viel Luft, sich darin tummeln, das brauchten Sie, — das Sportfräulein. Sie sind aber auf halbe Ration gesetzt, weil Sie die ‚beste Gesellschaft‘ sind. Was wird daraus folgen, wenn Sie sich nicht wehren? Verkümmernde Nerven; blasses Blut. Abnehmende Lebenslust.“

Sie hörte ihm traurig, aber mit einer Art von Wonne

zu: wie gut, wie süß, so von ihr zu sprechen! „Wie soll ich mich wehren?“ fragte sie.

„Wie ich mich gegen das Altwerden wehre: durch viel Luftbaden, Zimmerturnen; das ersetzt Wanderstunden und Alpenluft. Das gibt Lebensmut! — Liebe Cilla, Sie haben nun schon dies und das getan, das ich Ihnen anriet. Wollen Sie mir versprechen, auch Ihren äußeren Menschen zu stärken? so für sich zu leben, daß, wenn wir uns einmal wiedersehn, Sie mir keinen Kummer, nur reine Freude machen?“

Sie antwortete nicht. Sie sah ihn an. Die samtbraunen Augen feuchteten sich.

„Warum sagen Sie mir nichts?“

„Ach!“ seufzte sie leise. „Warum sind Sie immer und immer gar so gut zu mir?“

„Warum? — Ich hab' Sie lieb. — — Sehr, sehr lieb.“

„Und ich?“

Die zwei Silben sagten ihm alles. „Cilla!“ rief er aus.

Ihre Augen baten ihn, leiser zu sprechen. „Ja — ich fass' es nicht. Wie ist das so plötzlich über mich gekommen?“

„Cilla!“ wiederholte er leise. Seine Arme legten sich um ihre Schultern; noch bang und scheu zogen sie sie heran. Cilla widerstrebte nicht. Ihr Kopf sank wie etwas Willenloses, wie ein Apfel vom Baum, an seine Brust. Er hob ihn, um ihr Gesicht zu sehn. Es war traurig selig, die Wangen ein wenig tränennaß. Der Mund so tief ernst, und doch so kindlich süß irgendwas erwartend. Edmund legte Mund auf Mund.

So vereinten sie sich in langem Kuß. Sie nahm nicht nur, sie gab zurück. Ihre zitternden Arme umfaßten ihn, hingen fest an ihm. Plötzlich wichen sie hinweg,

ihr Kopf, die ganze Gestalt riß sich los; mit den aufgerissenen Augen starrte sie ihn an.

Er erwiderte ihren Blick; sie schwiegen beide. Seine Hände lagen auf seinen Knien. Der Widersinn dieser Stunde, dieses ganzen Schicksals lag ihnen wie ein Fels auf der Brust.

„Ja, so steht's nun!" begann er endlich. „Ich sah ja schon gestern diese Wolke kommen. — Was wird nun aus uns? — Ich hab' Sie zu lieb; — ich hab' dich zu lieb. Und wenn's nach mir geht — ich k a n n ja nicht anders als wünschen, daß auch du mich zu lieb hast. Und doch muß ich dir zuliebe innig, inbrünstig wünschen: vergiß mich! Hab nur den a n d e r n lieb! — Das ist qualvoll! Marter! Das ist mit mir ins Kaisertal gegangen und von da hierher. Cilla! Sag mir auch ein Wort! wie es in dir aussieht!"

„Wie es in mir aussieht?" antwortete sie, mit einem Zucken der Lippen lächelnd. „Müssen Sie mich noch fragen? Wissen Sie's noch nicht? — Ich will's Ihnen sagen: zu meiner Qual — ich hab' a u c h meine Qual — lieb' ich Sie so sehr, daß ich's nicht begreife. Mehr als — als alles andre. Es ist gekommen, ich weiß nicht wie. — Vergiß mich! sagen Sie. Ja, wie kann ich das? — Können S i e es denn?"

Sein gesenkter Kopf ging hin und her.

In ihren noch feuchten Augen leuchtete etwas Helles auf; sie atmete lange, tief, als atme sie irgendeine frische Kraft, neues Leben ein. „Nein, ich kann es nicht," sprach sie mit andrer Stimme weiter. „So wenig wie Sie. Aber warum denn auch? Nein, ich war nur einen Augenblick schwach, verzagt; nein, mein Traum hat recht! Ich glaub' an meinen Traum! — Ich konnte heut nacht nicht zur Ruhe kommen; am hellen Tag schlief ich end-

lich ein — und dann kam der Traum. Ich lag irgendwo im Heu oder Stroh, ich weiß nicht; ich war ganz verzweifelt, nannte Ihren Namen, sprach laut vor mich hin. Da ließ sich neben mir eine Stimme hören; sie war wohl ähnlich wie Ihre Stimme — aber Sie waren es nicht. Fürchte dich doch nicht, sagte sie. Weißt du denn nicht, warum es so ist? Wenn dein Freund dich liebt, das ist Gottes Wille. Freue dich über diese reine, hehre Liebe, als dein höchstes Gut! Und so sprach sie noch eine Weile fort, die Stimme — ‚helfen' und ‚Leitstern', das weiß ich noch —, dann wacht' ich auf. Aber so im Bett hab' ich dann daran herumgedacht. Ach, wenn Sie mir gut sind —"

„Cilla!"

„Dann sagen Sie nicht: vergiß mich — und vergessen auch Sie mich nicht. Lassen Sie mir Ihre Liebe, wie die Stimme sagte, als mein höchstes Gut! Der Gedanke an Sie und was Sie mir sind, der soll mir helfen, über alles Schwere hinwegzukommen; ja, er soll mein Leitstern sein — jetzt und für alle Zeit! Lieber, lieber Freund — diesen Platz in meinem Herzen wird sich nie ein andrer erringen können; der ist und bleibt Ihnen eigen bis in alle Ewigkeit. Ob und wann wir uns wiedersehn — behalten Sie mich lieb! Und glauben Sie an mich!"

„Süße Stimme!" erwiderte Edmund erst nach einer Weile. „Deine Stimme war eben immerfort Musik! — — O, dann ist dies ja doch noch ein gesegneter Tag. Wenn du mich so lieb hast — und so denkst, fühlst und willst — dann vergiß mich nicht! bleib mir so gut! Und ich dir; ich dir! — Wie du träumen kannst! Aber sieht man's nicht deinen Augen an? — ‚Mein Leitstern' sagst du. Ja, ja, laß den Gedanken an mich — nein, laß mich nur selber deinen Leitstern sein. Ich hab'

einigermaßen leben gelernt — auch das ist eine Kunst, wie Musik — und dir meint's vielleicht niemand auf der Welt so gut wie ich. Cilla! Kleine, große, süße Cilla! Ich will dein Leben begleiten, dir helfen; dir es nie verwirren; das nie. Sag mir nur: ich bin dir gut!"

„Ich bin Ihnen gut."

„Nein, nicht ‚Ihnen'. Kein Sie mehr. Gönn mir das tröstliche Du!"

Mit ihrer weichsten Stimme sagte sie ihm so recht ins Angesicht: „Ja, Edmund, ich bin dir gut."

„O, das gibt Kraft. Für alles, was auch kommen mag! — Nun will ich dich morgen nicht mehr sehn, nur noch diesen Abend, da's sein muß; nach einer solchen Stunde kein Morgen mehr! Mit dem Frühzug fort. Wenn auf deinen Brief an — den andern Antwort kommt, schreibst du mir ins Südbahnhotel auf dem Semmering. Ach, wie traulich du nickst. Dein Vertrauter — der bin ich doch. Gott in deinem Himmel, was ist uns geschehn! — Ein ‚Schicksal'. — Ich murre nicht. Wenn der Oktober zu Ende geht, dann komm' ich durch München, dann seh' ich dich ..."

Sie neigte ihr Gesicht ihm schweigend zu. Er stand aber auf, zog sie von der Bank empor und in seine Arme; so fanden ihre Lippen sich im zweiten und letzten, schmerzlich langen Kuß. Darauf machte er nur noch eine Bewegung mit der Hand zur Erde: 's ist aus! drückte sich den Hut tiefer in die Augen und trat stumm seinen Heimweg an.

Der Sprühregen hatte aufgehört. Solange sie auf dem Bergpfad waren, gingen sie Hand in Hand; als sie in die dämmernden Anlagen hinunterkamen, ließen sie sich los und kehrten wie ein paar entflohene, wieder eingeholte Gefangene in den Kerker „die Welt" zurück.

II

Wochen gingen hin; Edmund Halland saß auf dem Semmering, er wanderte meilenweit bergan und bergab, er stritt mit seinen Freunden über Musik, Poesie, Politik, er sehnte sich nach Cilla — und wartete Tag für Tag auf die Entscheidung, auf des andern Brief. Es kam nichts; Cilla schwieg. Edmund war ein ungeduldiger Mensch, er knirschte in die Zügel, ging mit dem „Philosophen" Halland durch, der ihn zähmen wollte. Was hinderte denn diesen Max, auf eine so rührende Seelenbotschaft zu antworten? Wie hatte so ein Mensch die Stirn, ein Mädel wie Cilla und einen Helfer wie Edmund Halland zu martern?

Aber warum diese Ungeduld? staunte er dann wieder. Solange keine Antwort kommt, ist ja Cilla noch d e i n. Kein andrer hat ein Recht an sie. Es gilt nur ihre Liebe zu d i r! — — Ach, wie verrückt das klingt. Wie unsinnig das alles ist! — O, wie wird es werden, wenn er nun sein großmütiges Jawort gibt, die zwei wieder einig sind. Ich als Dritter — draußen! Wohl gar des jungen Paars Protektor werden ... Und wenn mir dieser Max nicht gefällt — schon aus Eifersucht? Gut Freund mit ihm werden?

Er schüttelte sich. Er lief seinen Freunden, allen Menschen davon, stieg auf den Sonnwendstein oder

stürzte sich in die Ablitzgräben, um sich an seinem Martyrium einsam zu zerdenken.

Endlich kam eine große, nur in flüchtigen Augenblicken geahnte Überraschung: der ersehnt gefürchtete Brief, Cillas Brief. Sobald Edmund ihn in die Hand bekommen, floh er in sein Zimmer hinauf, schloß die Tür ab, warf sich auf sein Sofa, riß ihn auf und las:

„Teurer Freund! Meinem Versprechen getreu nun endlich diese Zeilen für Sie; — nein, Du willst, ich soll sagen: für *Dich*. Es ist so unerwartet viel Zeit vergangen: Ulrike wußte nicht, wo der Bruder war, er war nach England und Schottland gegangen; in London, bei Verwandten, hat ihn dann mein Brief erreicht. Hier ist seine Antwort. Schon vor mehreren Tagen versucht' ich, sie Dir abzuschreiben — aber ich konnte nicht.

„Es ist also gekommen, wie ich ahnte; höre!

„„Ich danke Dir von Herzen für Deinen Brief, der mich tief bewegt hat. Es wäre eine Lüge, wenn ich sagen wollte, ich erwidre Deine Gefühle nicht mehr. Ich habe schwer und lange gelitten, und ich hänge noch heut an Dir. Aber ich bin jung — und die Jungen verändern, entwickeln sich. War vor Jahren die Liebe das Mächtigste in mir, so ist nun der Ehrgeiz das Stärkere geworden. Meinen Ehrgeiz kennst Du. Du warst seine Feindin; jetzt ist er Dein Feind; ja, so muß ich sagen. Er will mich *allein* haben, ich soll ihm gehören, soll ihm alles opfern, die Eintracht mit der Mutter, den Frieden mit den Menschen — das Glück mit Dir. Denn um mir die Zukunft zu erkämpfen, nach der ich nun mehr als jemals strebe, muß ich ganz mit meinem Ehrgeiz verbündet sein! Noch ist alles gegen mich. Ich ringe um mein Recht. Ich *habe* dieses Recht, Gott hat mir's gegeben!

„‚Wie der Kampf ausgehen wird, noch weiß ich's nicht. Aber einen Liebenden von dieser Art, den kannst Du nicht brauchen. Ich hab' keine Ruhe, zu nichts. Ich könnte Dir nichts bieten als einen mit allen hadernden, friedlosen, zerrissenen, von allen Banden, auch denen der Liebe, hinwegstrebenden Menschen. Du siehst, ich bin nicht mehr der, an den Du dachtest, als Du mir so ergreifend schriebst. Wie ich heute stehe, sag' ich mir: es war für Dich und für mich das Beste, daß wir uns trennten. Lassen wir's Gottes Wille gewesen sein! wenn es auch aus unsern Fehlern und durch unser Verschulden gekommen ist. Ich klage Dich nicht mehr an als mich. Aber ich sage mir: meine Schuld würde zehnmal größer als Deine, wenn ich jetzt den Mut oder die Schwachheit hätte, Dich an mein dahinrasendes Schicksal zu fesseln.

„‚Leb wohl!'"

„Lieber Freund! Jetzt, da ich volle Gewißheit habe, ist mir leichter; ja ich selber sage, es ist gut, daß es so gekommen ist. Können Sie das verstehn? Kannst Du das verstehn? Ich will Dir erklären, was mit seinem Ehrgeiz gemeint ist. Da ich den überwunden glaubte, hab' ich Dir in Kufstein nichts davon gesagt. Max Erbach hat einen schönen Tenor; er ist musikalisch sehr begabt; wohl auch für die Schauspielkunst. Einige Sänger, die er kennen lernte, redeten ihm zu: ‚Geh doch auch zur Oper!' Es zog ihn sehr. Seine Mutter war mit Hand und Fuß dagegen, und sein Vormund auch. Mir war der Gedanke schrecklich: er ein Tenorist an der Oper und ich eines Tenoristen Frau! Er gab es mir zuliebe auf. Nun ist's wieder da!

„Nur das quält mich jetzt, daß diese unselige Leidenschaft ihn wieder erfaßt, und so ganz und gar. Alles

muß nun so bleiben, wie es ist. Ich bin Dir von Herzen dankbar, daß Du mich dazu bewegt hast, ihm zu schreiben. Und daß ich jetzt alles so viel leichter überwunden habe, das dank' ich auch Dir allein. Lieber, lieber Freund!

„In dankbarer Liebe grüßt, umarmt und küßt Dich Deine Cilla."

Edmund blieb diesen ganzen Tag allein; er kam nicht hinunter zum Mittagsmahl, aß in seinem Zimmer — wenig —, lag stundenlang auf seinem Sofa, wanderte stundenlang ruhelos vom Fenster zum Ofen und zum Fenster zurück. Welch ein Durcheinander in seinem Hirn! Wilde Freude seines selbstischen, liebeverlangenden Ichs; Mitleid mit Cilla, die an diesem Ausgang schwer zu tragen hatte, er fühlte es in jedem Wort ihres Briefs. Aber Freude doch auch für sie, daß sie von einer solchen Zukunft befreit war; — und tiefe Sorge: ist sie nun auch ganz befreit? Kommt der junge Sturmwind nicht vom Ehrgeiz zur Liebe zurück? Und sinkt dann ihre Liebe nicht in seine Arme?

Ihre Liebe? Sie liebt ihn noch! — Aber liebt sie nicht den Edmund auch? „In dankbarer Liebe" stand am Ende ihres Briefs geschrieben. Ach, wen von beiden liebte sie mehr? — „Grüßt, umarmt und küßt Dich . . ." Edmund drückte seine Lippen auf diese Stelle, auf jedes Wort.

Endlich, gegen Abend, fühlte er sich Manns genug, ihr als Freund, Verbündeter, Helfer zu erwidern. Er setzte sich an seinen Tisch und schrieb:

„Geliebte Cilla! Ich danke Dir, die Qual ist zu Ende; hast mich lange warten, bangen, sorgen, grübeln lassen. Nun ist wenigstens klarer Tag! — Ich habe heut an nichts gedacht als an Dich. Eine neue Welt stieg mir auf aus Deinem und aus seinem Brief. Das alles

ahnte ich ja nicht, was in ihm wühlte und gärte; was aus ihm ein ungelöstes, schwer zu lösendes Rätsel macht.

„Aber ich fühle wie Du, und ich freue mich von Herzen, daß wir so ganz das gleiche fühlen: ist und strebt und denkt er so, dann ist dies der rechte Ausgang für Dich! Es war schön und Deiner würdig, daß Du ihm Deine innere Wandlung offenbartest; es war zu Eurer beider Heil, daß Ihr Euch noch einmal, und so viel gereifter, ausgesprochen habt; und es ist vernünftig und gut, wenn Eure Wege nun auseinandergehn. Zwar, warum soll er nicht versuchen, ein großer Sänger zu werden, falls ihn eine große Begabung treibt? Aber die Begabungen täuschen so oft! Und ein Jüngling, der so schreibt wie er, von seinem ‚dahinrasenden Schicksal', seinem ‚friedlosen, zerrissenen Menschen', der scheint wohl zu denen zu gehören, die sich ewig täuschen. Aber wie auch immer: einen so ruhelos Gärenden auf seinem vielleicht langen, hin und her irrenden und wankenden Entwicklungsweg, den man allein durchmachen soll, als bräutliche Last zu begleiten, das wäre schweres Unheil für Dich, vielleicht Dein Verderben.

„Du wirst Dich als meine tapfere Cilla fassen; und so viel ich Dir dabei helfen kann, werde ich Dir helfen.

„Ich umarme Dich, ich küsse Dich, Dein Dich segnender und liebender Freund."

Edmund mischte diesen heimlichen Brief unter ein Häuflein Ansichtskarten vom Semmeringgebiet, die er in einen Umschlag gesteckt und mit herzlichen Grußworten an Cilla, auch an Frau Karoline, beschrieben hatte. Nach wenigen Tagen kam Cillas Antwort:

„Leider München, und Sommers Ende.

„Mein geliebter Freund! Vor allem bitt' ich Dich,

sei nicht böse, daß ich Dir nicht eher schrieb! Es war sehr häßlich von mir, Dich so lange warten zu lassen, ach, das fühl' ich wohl; aber ich brauchte einige Zeit, um ein wenig ruhiger zu werden. In mir kämpfte so vielerlei, das mußt' ich erst bezwingen... Du weißt nicht, wie ich Gott gedankt habe, daß er Dich mir geschickt, grade zur rechten Zeit. O, mein heißgeliebter, teurer Freund, wenn ich Dich nicht hätte, dann hätte ich den Glauben an die Menschheit verloren. Ich bin in diesen Kufsteiner Wochen eine ganz, ganz andre geworden, ich kenne mich fast selbst nicht wieder. Glaubst Du, ich sei unglücklich, daß alles so gekommen ist? Nein, ich weiß jetzt, daß er und ich nie füreinander getaugt, nie einer den andern ergänzt hätte. Wir sind beide zu aufgeregte, heißblütige Naturen; das gibt keine Harmonie.

„Ich denk' an Dich, da fühl' ich's so sehr. Wieviel hab' ich von Dir und an Dir gelernt! Das auch. — Ich muß Dir was sagen. Und hätten er und ich uns wieder zusammengefunden — ich hätte Dich doch immer lieber gehabt; o, das weiß ich jetzt.

„O, wie ist es lieb von Dir, daß Du da draußen in der schönen Welt, mit Deinen begabten, von Gott gesegneten Freunden, mich unbedeutendes Menschenkind nicht vergessen hast. Da schreib' ich nun wieder an Dich mit dem trauten Du, weil Du es möchtest — mein lieber, lieber Edmund. Ich bin schwach Dir gegenüber, kann den Stolz nicht finden, den ich haben sollte. Denk an mich, wie auch ich denke an Deinen Mund, an Deine Augen. Nimm diesen Kuß, der hier für Dich ruht!

In ewiger Liebe

Deine Cilla."

Der Mensch gewöhnt sich an alles, warum nicht auch an sein Glück. Durch Cillas zweiten Brief hatte Edmund die Gewißheit gewonnen, daß sich ein wunderliches Märchen begeben hatte: aus dem Berater, der für das Glück eines andern warb, war er der „Heißgeliebte“ geworden, an dem ihr vereinsamtes Herz mit leidenschaftlicher Zuneigung hing. Konnte das in ihr noch Selbsttäuschung, heißblütige Irrung sein? Konnte dahinter doch die unvertilgbare, urnatürliche Liebe der Jugend zu der Jugend lauern? — Nein, so blind war diese frühreife, helläugige Cilla nicht. Es kam ihr alles so wahr, so voll aus der sonnenklaren Seele. O, nur nicht ewig zweifeln und deuteln und die Gespenster aller Möglichkeiten aus dem Abgrund rufen! Nein, an die liebe Stimme glauben, die wie vom Himmel herunter sprach, und die selige Gegenwart in die Arme drücken!

So lang war nun freilich kein Herbst wie dieser, wenigstens für Edmund nicht. Viele schöne Tage kamen, er tat jedem unrecht, indem er jeden fragte: wie viele kommen nun noch nach dir bis zum Wiedersehn? Es erschien ihm doch das ganze Märchen noch wie unbestätigt, noch wie ein Gedicht, solange ihm nicht Cillas Augen, Arme, Hände, Lippen sagten: ich gehöre nun dir! — Die Zeit wegzutäuschen, flogen wenigstens die Bildgrüße hin und her, die sich Ansichtskarten nennen und wohl oft „Lieder ohne Worte“ heißen könnten: sie reden eine Art von Fächersprache, die der Eingeweihte mit dem Scharfsinn des Verliebten deutet. Wohin Edmund kam, da schoß er einen oder ein paar solche Pfeile ab, in Cillas Albums hinein, die nach Ansichtskarten schrien; vom Semmering, von Mürzzuschlag, von Triest und Abbazia, aus Venedig und aus den Inseln um Venedig her. Cilla hatte nichts als München, da

blieb aber kein Museum, kein Schloß, keine Kirche verschont; die Isar und die Isarauen, der Englische Garten, die Lenbachsche und die Stucksche Villa, alles zog als Ansichtskarte dem „eifrig sammelnden“ Edmund zu. So gingen doch allmählich mit Hilfe der menschenliebenden Post, der weitherzigen Briefträger September und Oktober hin. Es kam doch der Tag, an dem Edmund von Bozen her, an Kufstein vorbei — wie lugte er nach der Terrasse am Inn! — über die Hochebene von München rollte und wieder einmal das alte Wunder erlebte,

Daß auch die längste, verwünschteste Frist
Auf einmal, plötzlich zu Ende ist.

Und aus Abend und Morgen ward der nächste Tag! Einer der seltenen, aber unaussprechlich berauschenden Tage, an denen auch in unserm Norden Paradiesesluft weht und die Erde sich ganz in Wonne kleidet; Tage des Frühlings, aber auch des Herbstes, wenn die Gärten, die Wälder noch in allen Farben des „Vergehens“ leuchten und die Sonne, ihren goldenen Arm durch den mild reinen Äther reckend, auf dieser Farbenpracht selig geigt und spielt, die süßesten Harmonien für das Auge zaubert. Edmund hatte diesmal all seine Macht eingesetzt, der alten Freundin Karoline nach dem „fröhlichen Wiedersehen“ ins Gewissen gesprochen: deine Gesellschafterin wird dir stubenbleich, sie braucht mehr Sonne, mehr Luft; heut sind Luft und Sonne herrlich, gib sie mir mit hinaus bis zum Nachmittag; ich bringe sie dir durchsonnt zurück! Mit einem sanften Seufzer des Opfermuts hatte die Tante „ihr Kind“ dahingegeben; „das Alter und die Jugend“ waren auf der Bahn nach Großhesselohe gefahren und schlenderten nun durch den Perlacher Forst oder „Park“ zurück. Es war märchen-

schön. Zwischen all den samtweichen Tiefen des Immergrün sangen die sich verfärbenden Laubbäume und Gebüsche ihre hellen Töne: das leuchtendste Gelb, das glühendste Rot, die herrlichste Orangepracht; gegen wunderreifes Goldbraun schmetterte noch übermütig frischfrohes Grün, als wäre es gegen den Herbst gefeit, und hüllte sich sorglos in Sonnenlicht. Es gab keine Waldsänger mehr, aber der Wald selber sang. Unter seine Füße hatte er einen Teppich gebreitet, aus abgefallenen Blättern aller Farben gewebt. Über seinen Wipfeln und Kronen schimmerte die einzige Farbe, die er selbst nicht hatte, das ernsthaft lachende Himmelsblau. In der Luft war es kirchenstill; nach dem Wind von gestern, der milden Regen gebracht und viel leichtfertig loses Laub abgeschüttelt hatte, lag heute das tiefe Schweigen im Wald.

Der Weg war zuerst noch belebt, endlich kamen sie in Einsamkeiten; Edmund blieb stehn. Er weidete seine sehnsüchtigen Augen an dem jungen Mädchen, mit dem die Strahlen der Sonne kosten. Sie hatte ein Mäntelchen lose umgehängt, darunter noch ein Sommerkleid. Stubenbleich — nein, so konnte man dieses holde Geschöpf noch nicht nennen; die rundlichen Wangen blühten in dem goldenen Licht; aber unter den Augen dämmerte es zart bläulich-blaß, vielleicht aus ungestilltem Hunger nach frischer Luft, vielleicht auch aus Durst nach Liebe und Glück. Sie lächelte ihn innig an. „Cilla!“ sagte er. „Drei Monate Trennung; aber dafür nun solch ein Wiedersehn! als hätten sie's da oben für uns gemacht! — Dort verschwindet eben der letzte Mensch. Gibst du mir den ersten Kuß?“

Sie gab ihm ihre Lippen hin. Ihn durchrieselte ein Gefühl, als wär's die Fortsetzung jenes Abschiedskusses

am Kufsteiner Stadtberg — ohne Zwischenzeit. Aber die Wehmut damals, die er von den trauernden Lippen sog, nun das selige Glück!

Er hielt sie dann an den Schultern, sie schauten sich an; ein tiefer Ernst erfüllte ihr Gesicht. „Ach, du geliebter Mann! Warum küss' ich dich? Manchmal lieg' ich so da, eine schreckliche Angst und Unruhe kommt über mich; dann glaub' ich, es wäre besser gewesen, wir hätten uns nie gesehn — nie so gut kennen gelernt. Ist es nicht ein Unrecht, daß ich dich so lieb hab'? — Aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht!" Sie umklammerte seine Hände und drückte sie.

„Gute Cilla! Ein Unrecht? an wem? — Damals sagte ich dir selbst, über mein Herz weg: vergiß mich! hab nur den andern lieb! Aber wer steht denn heute noch zwischen dir und mir? — Ist unsre Liebe nicht rein und gut? Deine Lippen gib mir und weiter nichts. Ich will dein Leben begleiten, sagt' ich dir einmal, dir es nie verwirren. So sag' ich heut — werd' immer so sagen. Deine Zukunft ist mir heilig, Cilla. In jeder Stunde, wenn dein Schicksal kommt und dich fordert, geb' ich dich zurück. Jetzt hat es uns zwei zusammengeführt. Ist das Unrecht?"

Sie warf sich an seine Brust. Er küßte ihr braunes, welliges Haar. „Ich kann auch nicht anders, ich kann nicht," wiederholte sie, die Wange an seine Brust gedrückt. „Was nützt noch das Kämpfen gegen diese Macht. Ich bin nun gefangen. O du, das hast du getan; mich ganz gefangen genommen — mein ganzes Herz. Das war nicht schön von dir; nicht? Und ich hab' dich doch so lieb. Sollte dir's wohl gar nicht sagen, du. Aber ich kann's ja auch nie mit Worten sagen, wie groß meine Dankbarkeit, wie grenzenlos meine Liebe ist!"

Er zog ihr Gesicht empor, es ward Kuß auf Kuß. „O du liebe, warme, holde Seele," sagte er dann, in das liebe Antlitz versunken. „Deine innigen Augen. Deine weichen, liebevollen, ersehnten Lippen! — Im Perlacher Park! — Wie wunderbar ist unser Geschick!"

„Ja, das ist es wohl. — Aber wie ist's möglich, Edmund, daß du, der Künstler, der so singt, so spricht — der die Sonaten und die Opern schrieb — daß du mich dummes Mädel so lieb hast?"

„Warum ich dich lieb hab'?" Er drückte sie an sein Herz, hielt sie fest umschlungen. „Weil so viel Poesie an und in dir ist. Und weil du eine süße Seele bist. Und die da oben haben es offenbar gewollt, da sie uns so unerwartet, ahnungslos verstrickten! — — Aber nun sag mir was andres, Kind. Auf einer deiner Ansichtskarten, da hattest du an den Rand geschrieben: ‚Nicht wahr, Erledigtes ist abgetan.' Das verstand ich, das sollte heißen: von Max sprich nicht mehr! Aber eine Frage vergönn mir doch. Du hast ihn nicht wiedergesehn? nichts von ihm gehört?"

„Nicht gehört, nicht gesehn. — Er ist wie aus der Welt."

„Und — du hast's überwunden?"

Sie schaute ihm redlich in die fragenden Augen: „Etwas bleibt, nicht wahr, von s o e i n e m Schluß. Wenn man sich so gut war. Und er war ein entzückender Mensch. Und es tut mir so leid: was wird aus ihm?"

Edmund horchte mit gespanntem Ohr. War in ihrer Stimme noch ein Klang, daß ihm bangen mußte, der zu tief aus der Seele kam? — Nein, so klang es nicht. Er atmete wieder mit freiem Mut. Cilla nahm seine niederhängende rechte Hand und zog sie leise, langsam an ihre Brust. Sie lehnte sich an ihn, wie an eine Säule.

Links von ihrem Weg zog sich noch ein gewundener

Pfad etwas hügelan; junge Laubbäume standen dort in langen Reihen zwischen Fichten- oder Kiefergrün. Dort war offenbar noch tiefere Einsamkeit; und ferne Schritte näherten sich, in den abgefallenen Blättern raschelnd. „Bitte, komm!“ sagte Edmund und führte Cilla den Pfad hinan. Er hätte sie *tragen* mögen, die holde Last auf den Armen halten; ihn durchwogte das Gefühl der Kraft. Zu ihren Füßen war alles leuchtend grün: das noch unverwelkte Laub der jungen Bäume bedeckte den Boden, vielleicht vom gestrigen Wind und Regen herabgeschüttelt. In einzelnen gekrümmten Blättern war silbern blitzendes Naß gesammelt wie in kleinen Bechern. „Schau!“ sagte er, „ein grüner Teppich, für uns zwei da hingestreut. Das haben über Nacht die Elfen getan; die lieben ja die Liebenden. Sie haben auch gebechert, schau her; viele von den Bechern sind nicht ausgetrunken.“

„O du Phantasierer!“ Sie lächelte ihn an. „Du machst wohl noch Verse daraus, und dazu eine Melodie! — Aber warum wird es vor uns so licht?“

„Ah, das geht zum Isartal; dort fließt sie vorbei!“ Er kannte die Gegend aus alten Zeiten. Sie schlenderten eine Weile vorwärts, Cilla in seinen Arm geschmiegt; nun standen sie unter den letzten Bäumen und sahen auf die grüne Isar und ihre flachen Auen hinab. Sie floß am Fuß der waldigen Höhe hin; etwas weiter abwärts entfernte sie sich, gegen Mittersendling zu. Ihren Auen folgend, fiel der Blick auf die Münchner Stadt, aus der viele schlanke Türme in den stahlblauen Himmel stiegen; über alle ragten die beiden mächtigen Liebfrauentürme empor.

„Wie schön,“ murmelte er, „das von hier oben zu sehn, aus dem Paradies!“

„O Gott, sag das nicht! Morgen bin ich wieder da unten, und du fährst nach Leipzig, und ich bin in der Hölle allein!“

„Meinst du? Ich dich wieder verlassen?“

„Ja, verläßt du mich denn nicht? Zu deinem Harry Unger zurück?“

„Mein guter Harry Unger — ach ja, der wird stöhnen; er hängt so an mir. Aber wie soll ich wieder in Leipzig leben, wenn Cilla in München lebt; das ist aus; ich kann nicht!“ Er drückte sie mit dem zitternden Arm: „Es sprach nur noch eine dumme Warnerstimme in mir: erst sie anschauen, Edmund, ihre Stimme hören, ob sie wirklich und wahrhaftig so ist wie ihr letzter Brief! Nun hab' ich dich, nun halt' ich dich, nun glaub' ich an dich wie an Gott. Ja, beisammen bleiben — so lang, wie es ihm gefällt!“

„Edmund! Du in München?“

„Ja; euch so nah, wie's geht. Junges Volk, das von mir singen lernen will, find' ich auch in München; einstweilen hab' ich zum Leben genug; viel zu viel. Ich fahre nur nach Leipzig, um Abschied zu nehmen; dann im Flug zurück. Harry Unger besucht uns, so oft er kann. O Gott im Himmel, wie dank' ich dir! Ich hab' diese Cilla!“

„Und i c h dank' ihm a u c h,“ sagte Cilla leise. Sie nahm Edmunds Hand und küßte sie.

„Um Gottes willen!“ schalt er und küßte sie geschwind auf den Mund. „Einen Mann, dem ein Mädel die Hand küßt, den ernennt sie damit zum Greis!“

„O nein, nein. Du Junger! — Wie dir eben die Augen leuchten; auch aus denen kommt Sonnenschein. O, wie sind die jung! — Edmund! Wenn du wüßtest — ich bin gar so glücklich!“

„Bin ich dir heut noch jung genug?“ — Er schaute sein kleines, großes, glückliches Glück mit überschwenglichen Augen an; dann irrte sein Blick wie beflügelt in der Welt umher. Auch in den Auen und überall jubilierte die Farbenmusik des Herbstes in der Sonne, wie in verjüngendem Frühlingslicht. Herbstwunder, Frühlingswonne ... So stand er, der Herbst Edmund Halland, neben Cilla, seinem Frühling. Auch in ihm jauchzte der Lenz; er fühlte sich verjüngt, wieder neu geschaffen.

Das Alter — die Jugend ...

Ein melodisches Motiv erklang in ihm; ein zweites, wie sein Gegensatz, folgte nach. — Dann erschien ein drittes — als wollte es die beiden verbinden.

Die Liebe ...

O wie phantastisch, sein Schicksal; wie standen sie hier nun da, die Verbundenen! Die Welt wie ein Zaubergarten um sie her; die Sonne aus der Himmelshöhe wie Gottes segnender Blick. „Es sangen drei Engel einen süßen Gesang“: das alte Volkslied fiel ihm ein. So sangen jetzt die drei Motive in ihm einen süßen Gesang ... Verse fehlten noch; ja, sie mußten sich auf Verse schwingen und auf ihnen durch die Himmel ziehen. Gedichtete Musik! Gesungene Dichtung!

Ein Sonnenstrahl fiel in seine Brust. Sein Musikdrama!

Was er an jenem Abend auf der Innterrasse der Karoline und der Cilla vorgeträumt — das allerneueste, gegenwärtige, noch pulsende Leben einzufangen, daß es sich auf der Bühne im Gesang verblutet — so frisch aus der Menschenbrust — „aus der eigenen, wenn ich's haben kann: dann hab' ich's aus der ersten Hand!“ Wie sagte er damals, ahnungslos? „Um mein Opus 23 zu schaffen, bin ich jeden Tag bereit, noch was zu erleben!“

Nun stand er da, mitten im Gedicht. Ihn umrauschte die Musik seines eigenen Lebens. O Gott, dachte er, gib mir, was du willst — ende es wie du willst — aus diesem goldensten Tag bis in die dunkelste Nacht — laß mich nur mein Drama vollenden!

Das Alter — die Jugend — die Liebe ...

„Was hast du?" fragte ihn Cillas liebe, hell weiche Stimme; so lieblich hatte er sie noch nie gehört. „Dein Gesicht ist ja wie verzückt. Bist wohl weit weg von mir?"

Er wandte sich zu ihr, wie erwacht: „O nein — ganz bei dir. Es kam mir etwas Musik; die kam von dir. Verse wollen kommen. O, sie sollen kommen, wenn ich von dir weg nach Leipzig rolle. Jetzt — — o mein schönster Tag! Um mich her singt mein Glück. Ich kann's fühlen, fassen, ich hab's. Sag nicht, daß es ein Unrecht ist!"

Er schlang die Arme um die junge Gestalt, sie umhalste ihn; es ward wohl ihr längster Kuß.

Bis zum Ende des Oktober hatte die Natur ihr Festgewand behalten; der November riß es ihr rauh und rasch von den Schultern weg. Als Edmund von Leipzig wiederkam und in die vorher gemietete kleine Wohnung zog, war die Welt schon kahl und winterlich geworden; der frühe Münchner Vorwinter blies durch die Gassen und frostete in die Erde hinein. Also Winterleben! dachte Edmund, sein Mißbehagen von sich schüttelnd; wenn wir nur beisammen sind! Karoline wohnte in der vornehm teuren Prinzregentenstraße, auf den Englischen Garten hinaus; der „Musikante" hatte sich in einer der schlichten Querstraßen angesiedelt und war doch nur wenige Häuser von seiner Cilla entfernt. Er konnte auf einen Abend, auf eine Stunde und „auf

einen Sprung" kommen; er konnte musizieren, vorlesen, vorsingen, Karolinens Klagen hören, in Cillas heimlich schmachtende Augen sehn — und dann und wann auch ein Du von den lieben Lippen hören, einen Gruß der Liebe von ihnen pflücken. Mehr war ihnen nicht vergönnt; die „allgegenwärtige Tante", wie Edmund sie nannte, war zu ungern mit sich allein. Sie brauchte so wenige Menschen, wie sie zu ihrem Lob und nicht mit Unrecht von sich sagte; aber die wenigen Menschen brauchte sie desto gründlicher, und „ihr Kind" fast den ganzen Tag.

So war der November vergangen und der Dezember weit vorgerückt; die Weihnachtstage nahten. An einem unwirtlichen Nachmittag — die elektrischen Lichter in den Straßen brannten schon seit Stunden — trat Edmund in Karolinens Wohnzimmer, ein paar Päckchen im Arm; er hatte heimlich für Cilla zu Heiligabend eingekauft, wollte aber seine Erwerbungen noch Karolinens sachverständigem Urteil unterbreiten. Zu seiner Verwunderung fand er nur Cilla; sie saß am runden Tisch, an einer Weihnachtsarbeit nähend. „Wo ist die Hausfrau?" fragte er, nachdem er sie mit einem freudigen Lächeln begrüßt hatte, und legte seine Heimlichkeiten auf den nächsten Stuhl.

„Fort," antwortete Cilla halblaut; „aber komm nicht näher, das Dienstmädchen geht ab und zu. Ausgegangen ist sie."

„Ausgegangen, ohne dich? Das tut sie ja nie?"

„Heut also doch. Vielleicht ist Heiligabend dran schuld; der stellt ja alle Menschen und alle Gewohnheiten auf den Kopf."

„Und mein liebes Mädchen?" fragte er leise. „Wie geht's ihr? Ist sie ihres Lebens froh?"

„Mittelfroh!“ antwortete sie und zuckte mit den wehmütigen Achseln. „Schau, wie es uns eben jetzt wieder geht: allein und doch nicht allein. Ach, warum hab' ich dich nur so lieb? Ewig, ewig ist irgend jemand zwischen dir und mir! In Kufstein sprachst du einmal von ‚Tante Entsagung‘; die steht immer da, wie ein Gespenst, wie die ‚Ahnfrau‘. Edmund — mein Geliebter — ich hatte mir's schöner gedacht! Seit dem himmlischen ersten Tag, im Wald, keine so goldige Stunde mehr! Ist das nun für immer vorbei? Sag doch. Ist's vorbei?“

„Warum soll's vorbei sein, mein Herz?“ entgegnete er mit seiner tapfersten Stimme; ihm war aber selber nicht sehr herzhaft zumut. „Ich denke, wir werden jetzt auf die Probe gestellt; das ist in allen Märchen und meist auch im Leben so; wenn wir die Probe gut bestehn, dann ziehen sie uns die zu engen Stiefel aus, und wir springen frei herum! Wird schon schöner werden; versuch nur einmal zu lächeln, Kind! Das freut die da oben; — ja, nun lächelt sie. Ich kam ja eigentlich als Bote her: mein Harry Unger ist angerückt. Diesen Nachmittag. Sein Vorwand ist: Sehnsucht nach mir. Ich hab' ihn noch nicht gesehn; vom Bahnhof abgeholt werden, das will er nicht. Da hab' ich ihm in seinen Gasthof geschrieben, er soll mich hier aufsuchen; so sieht er auch gleich die Tante und dich. Denn mich ritt der Teufel — das heißt, mich packte die Sehnsucht — es zog mich eine wilde Wut, dich zu sehn!“

Er hatte das letzte geflüstert, da er Schritte hörte; es trat auch schon das Mädchen ein, das etwas für Karoline Gekommenes brachte; sie legte es auf den Tisch. Gleich darauf ging wieder die Klingel; nicht Harry Unger, aber Karoline erschien. Die Verweich-

lichte war stark vermummt, sie grüßte aber mit mehr als gewöhnlicher Freundlichkeit, ein besonderes Wohlbehagen lag auf den zarten Zügen. Während sie sich mit Edmunds Hilfe entmäntelte, begann sie schon ihren Bericht: „Ach, nun ist mir wohl. Er hat eingewilligt, ich hab's erreicht. Zu Neujahr bin ich frei!“

„Wer hat eingewilligt?“ fragte Edmund, noch ahnungslos.

„Mein Hausherr. Ich war bei ihm. Denn das Münchener Klima — ich halt's nicht mehr aus! Ich habe bis jetzt zu Ihnen, zu Cilla nicht davon gesprochen; ihr hättet gleich Widerspruch und Gegengründe gehabt, ich kenn' euch ja. Aber mir bekommt dieses München nicht! Dieser rauhe Winter! Die Hochebene, sagt der Doktor. Warum baut man denn eine so große Stadt so viele Meter hoch und so nah am Gebirg?“

Cilla war blaß geworden, Edmund rieb die Finger an den Händen; die beiden starrten einander an. „Fortziehen wollen Sie?“ stieß Edmund heraus. „Zu Neujahr, sagen Sie?“

„Ja, der Hausherr läßt mich zu Neujahr aus der Miete; es hat sich gerade ein andrer gemeldet, der auf drei Jahre mieten will.“

„Ganz von München fort? — Sie waren hier ja doch so gern?“

„Na ja — es hat seine Reize, seine großen Reize. Aber es bekommt mir nicht! Ich brauch' eine andre Luft!“

Abwechslung, Veränderung brauchst du, dachte Edmund ergrimmt, verstört. Deine Nerven ziehen mit dir in der Welt herum! — „Und wohin denn?“ fragte er mit fast barscher Stimme.

„Ach, es zieht einen doch immer wieder zur Heimat,

lieber Freund. In der Heimat sterben! Ich lebe nicht mehr lange, ich fühl' es ja. In Danzig war ich ein glückliches Kind. Will mit meiner Cilla nach Danzig ziehen!"

Cilla fuhr vom Stuhl empor. Danzig! am andern Ende der Welt! Edmund hier, sie dort! — Sie stammelte beinahe: „Ich versteh' nicht, Tante. Ich hab' dich doch Danzig verwünschen hören —"

„Ach, das ist wohl lange her. Man wird älter, Kind. Jetzt zieht's mich hin."

Cilla konnte nicht schweigen, es überwältigte sie: „Aber Herr Halland, Tante! der um unsertwillen — — nein, nicht allein um unsertwillen, aber er ist nun doch hier. Ihr bester Freund, sagen Sie. Von dem plötzlich fort?"

Karoline sah wehmütig auf den verfinsterten Edmund: „Ja, mein guter, getreuer — — das wird wohl ein großer Verlust. Wer gewinnt, verliert auch. Was für ein ewig wahres Wort! — Man kommt nicht aus dem Verzichten, Kind. Sie werden uns besuchen, Edmund. Nicht wahr, Sie geben mir gleich Ihr Wort: Sie werden uns besuchen?"

Edmund verneigte sich stumm; er mochte nicht mehr reden.

Karoline wandte sich ihrem „Boudoir" zu, durch das es in ihr Schlafzimmer ging; „Ach, ich wußte ja, ich würde hier viele Gegenworte finden. Nun ist auch schon meine halbe Freude weg. Bitte, laßt mich jetzt; die armen Nerven möchten etwas Ruhe haben!" Sie ging aus der Tür.

Cilla sah ihr mit glühenden Augen nach; dann trat sie zu Edmund, ergriff ihn am Arm und zog ihn einer andern Tür, ihrem eigenen Zimmer zu. Das hatte sie

noch nie getan; in diesem Augenblick war ihr alles eins, sie mußte mit ihm reden. „Komm, komm, komm!“ hauchte sie und drängte ihn hinein. Als sie drinnen stand, rang sie nach Luft. „Ich ersticke, Edmund! Ich sterbe!“

Er schloß die Tür und blieb an ihr stehn, wie um sie zu bewachen. „Ich beschwöre dich,“ flüsterte er, „fasse dich. Ich muß es a u ch. Mir saust der Kopf. Aber in Ruhe, in Ruhe müssen wir's besprechen!“

„Was ist da noch zu besprechen? O Gott! Ihre Sklavin bin ich. Sie geht fort — und ich mit. Ich kann nicht mehr ohne dich leben, Edmund. Wie sie nur sagte: von München fort — und dann gar: nach Danzig — das war wie mein Tod! Ich lebe nur noch in d i r. Es ist so gewachsen! Eben schalt ich noch auf unser Leben hier: allein und doch nie allein — o, ich will ja e w i g so leben, nur dich nicht verlieren!“

„Bitte, leiser, leiser —“

„Ich geh' in die Isar!“ flüsterte sie. „Fortgehn tu' ich nicht! Kannst d u dich noch so fassen, Edmund? Stehst so ruhig da? — Ach, aber blaß bist du doch. Ist man denn so wehrlos?“ Sie reckte ihre Arme aus. „Hat man keinen Willen? Was so einer kranken Frau durch den Kopf geht, das müssen die Gesunden tun? Weil s i e auf der Welt kein Glück mehr weiß, muß ich meins verlieren? Weil ihr Herz tot ist, soll meines brechen? — Ich kann nicht ohne dich leben, Edmund! Laß mich lieber sterben!“

Er winkte ihr: „bitte, still!“ und deutete nach der Tür. Es war ihm, als hätte er Schritte gehört. Richtig, noch ein Schritt. Dann ward an die Tür geklopft. „Darf man eintreten?“ fragte eine männliche Stimme.

„Das ist Harry!“ sagte Edmund. „Da ist er!“ —

Cilla fuhr sich geschwind mit dem Taschentuch über die Augen, die sich zuletzt gefeuchtet hatten. „Herein!“ rief Edmund; dann öffnete er selbst die Tür.

Harry Ungers rötliches Gesicht erschien; die große, breite Gestalt trat auf die Schwelle. „Liebes, verehrtes Fräulein, Sie entschuldigen: da Edmund in den andern Zimmern nicht zu finden war, hat mich das Mädchen hierher gewiesen. Guten Abend! Da ist er ja denn. Der Abtrünnige! Und dennoch hatte ich mir vorgenommen, ihn zu umarmen; — Sie erlauben?“

Er umfaßte Edmund und drückte ihn an seine Brust. „Ich hab’ dir was zu sagen,“ flüsterte er, während ihre Gesichter so nahe beieinander waren; dann ließ er ihn wieder los.

Edmund trat auf Cilla zu, und ihr durch einen heimlichen Blick zuredend: bezwinge dich! sagte er in hellem, heiterem Ton: „Wir sprechen m e h r davon, liebe Cilla. Jetzt muß ich nur erst ein bißchen Wiedersehen feiern und mit meinem alten Harry schwatzen; auf der Straße oder im Englischen Garten. Wir sind bald wieder hier!“

Er grüßte mit der Hand, sie nahmen draußen Mantel und Hut und gingen die Treppen hinunter. Als sie auf die Straße kamen, blieb Edmund stehn. „Was hast du mir zu sagen, Alter? Du machst ein so ernstes Gesicht. Etwas Schlimmes für dich oder mich?“

„Schlimm kann man’s nicht nennen,“ antwortete Harry bedächtig. „Im letzten Augenblick kam in Leipzig noch ein Brief an mich, erst unterwegs hab’ ich ihn gelesen. Von einem Musikdirektor in Rio de Janeiro, einem alten Bekannten. Der lernte deine Frau dort kennen, wurde sozusagen gut Freund mit ihr; ich hab’ dir nie davon gesagt; wozu? Jetzt schreibt er mir, daß — sie nicht mehr lebt. Sie sei erlöst von einem längeren

Leiden, das sie stark gequält hat; erlöst, schreibt er selbst. Er hat sie zuletzt unterstützt, weil sie wenig hatte. Seinem Brief lag auch eine amtliche Mitteilung unsres Konsuls bei, Bestätigung des Todesfalls. Ich wollte dir's allein sagen, denn — das hat ja nun einmal der Tod — es ist immer eine ernste Geschichte, da mag der Mensch kein Publikum. Ich kenne dich, du gönnst es ihr von Herzen, daß sie nun erlöst ist."

Edmund hatte sich abgewandt, während Harry sprach; er blieb auch so, als der nun schwieg, er starrte in die Luft, wie es schien. Aus seiner Kehle kam kein Laut. Harry verwunderte sich. „Edmund!" sagte er endlich leise. „Geht dir's so — zu Herzen?"

Edmund schüttelte stumm den Kopf. Herr, mein Gott! dachte er; ein Schauder, ein Grauen rieselte ihm über die Haut, und noch wieder eines. Ist das deine Hand? — Er fühlte sich wie von einer Hand gepackt und geführt, auf dem Schicksalsweg. Es war, als ertönten von ferne Hörner und Trompeten — eine Trauermusik — die dann heller ward — feierlich, aber freudig auch — Majestät des Todes, Wonneruf des Lebens. Diese Botschaft, in dieser Stunde! Rettung! Eine Stimme sang: Greif zu! Greif zu!

Fortsetzung meines Opus, meines Dramas? ging ihm nun klar, bewußt durch den heißen Kopf; es überrieselte ihn noch einmal.

Ja, ja, nickte er dann vor sich hin. Ja, ich will's versuchen!

Er drehte sich zu Harry herum: „Verzeih, lieber Alter. Ich bin dir wohl wunderlich. Hab' etwas mit mir abgemacht — da mochte ich nicht sprechen. Ich danke dir; und nun lassen wir's. Hatt'st so recht: allein —! — Jetzt sollt' ich aber wieder zu Cilla hinauf; es liegt ihr

etwas am Herzen, weißt du, davon sprachen wir, als du kamst. So ein junges Ding — sie hat keine Ruhe, eh' wir's ganz zu Ende sprechen. Du gehst zu Frau Karoline, ich zu Cilla. Heut abend gehör' ich niemand als dir!"

Harry nickte nach seiner Art; sein Nicken pflegte zu sagen: alles selbstverständlich! Sie stiegen wieder die Treppen hinauf. Das Mädchen, das ihnen öffnete, erwiderte auf Edmunds Frage, die gnädige Frau sei noch in ihrem Boudoir, das Fräulein noch in ihrem Zimmer. Harry ließ sich bei Karoline melden und ward eingelassen. Edmund trat vor Cillas Tür. Ihm ward wieder wunderbar zumute, es durchzuckte ihn: als wohne in diesem Zimmer sein Schicksal; da sitze es — wie das verschleierte Bild zu Sais — und erwarte ihn. Er klopfte in tiefer Bewegung an. Es kam keine Antwort. Er klopfte noch einmal und horchte. Ein Laut; unbestimmt, unklar. Es riß ihn mit aller Macht, er trat ein.

Cilla lag auf ihrem Sofa, zusammengezogen, das Gesicht nach der Wand gekehrt. „Ich bin's!" sagte er leise, nahm einen Stuhl, setzte sich zu ihr; sie blieb noch so liegen. „Cilla! Liebe, verzweifelte Cilla! Nun weiß ich auf einmal etwas, das uns helfen könnte; es ist wie vom Himmel heruntergefallen. Fragt sich nur, ob du's willst? Du kannst nicht mehr ohne mich leben, sagst du. *Ich* kann's *auch* nicht, Cilla; aber mein Fall ist anders: ich *muß es können*, jeden Tag, jede Stunde, wenn dein Schicksal kommt, in eines andern Mannes Gestalt. Ach, es wird ja kommen; du blutjunges Menschenkind — dieses Wunder wird nicht ewig dauern, daß du mich so lieb hast. Die Jugend wird zur Jugend kommen. Schüttelst du den Kopf? Sie hängt doch immer über mir, diese Wetterwolke. Wie das einem Menschen tut,

o, das weißt du nicht. Ich dank' aber meinem Gott für alles und trag's!"

Jetzt wandte sich Cilla und sah ihn mit den großen, nassen Augen an. „Warum sagst du mir das alles? Was hilft uns das?"

„Das nicht; aber ein Wort — ich hab' ein Wort. Wenn du meine Frau wirst. Dann bist du keine Sklavin mehr. Dann lebst du mit mir und ich mit dir!"

„Edmund! Sprich nicht so. In all meinem Jammer von etwas reden, das unmöglich ist?"

Er griff nach ihrer Hand, er drückte sie, er hatte keine Ruhe mehr. „Cilla, meine Frau ist tot. Harry hat mir's eben gesagt. Ganz beglaubigt tot. Ich kann nichts dafür, daß mir das kein Kummer, sondern wie ein Licht ist. Willst du mit mir leben, Cilla? Ich gelobe dir vor Gott: nur so lange, als du so fühlst wie heut. Wenn über dich das Schicksal kommt — wenn du mir eines Tages sagst, in all deiner Redlichkeit: Edmund, es ist über mich gekommen — dann geb' ich dich frei. So wahr Gott mir helfe! Dann dank' ich Gott für mein genossenes Glück und mache dem ein Ende; wie das findet sich. Cilla! Sag ein Wort!"

Sie schüttelte den Kopf, als graute ihr. „Nein, so will ich's nicht. Wenn ich deine Frau werde — o Gott! du bist frei — wenn ich deine Frau werde, dann bis in den Tod!"

„O du junges Kind," sagte er und zog ihre Hand an seine Brust, in der das Herz unbändig schlug. „Das verstehst du nicht! Aber ich, mit meinen fünfundfünfzig Jahren, ich muß es verstehn. Ich darf deine neunzehn nicht an mich ketten, sonst verachten die da oben mich. Ich darf dir nur sagen: nimm meine Hand als Erlösung, als Rettung an; sei mein Glück, solang

es das d e i n e ist; dann hab' ich mein Teil. Willst du's s o? Anders nicht! So wahr ich dich lieb habe, anders nicht!"

Sie blickte ihn eine Weile schweigend an, mit so gerührten, verklärten, liebevollen Augen, daß ihm das Atmen verging. Sie richtete sich dann auf, schob ihn von sich weg, sie wollte vor ihm auf die Knie sinken. Doch als er das sah, riß er sie empor und hielt sie aufrecht an seiner Brust. „Willst du?" fragte er. „Sag ein Wort!"

„Mein Erlöser! Mein alles!" sprach sie an seinem Mund, fast im Kuß. „Alles, was du willst — mein Gatte!"

In der Nacht nach diesem Schicksalstag saß Edmund in seinem Zimmer allein; seine Lampe brannte, schlafen konnte er nicht. Er hatte eben einen Brief an Karoline geschrieben, in dem er ihr sein Verlöbnis mitteilte und den Sinn und Geist dieser Ehe mit schonender Deutlichkeit auseinandersetzte; lesen konnte sie das besser als hören, einem G e s p r ä c h hätten wohl ihre aufflackernden Nerven bald ein Ende gemacht. Er hatte vorher mit Harry im Wirtshaus gesessen und ihm redlich gebeichtet; nur von Max kein Wort. Auf das Glück dieses Bundes war getrunken worden, in edelstem Wein; von Harry Unger wohl mit heimlichen Zweifeln, von Edmund mit tief ernst stiller Seligkeit. Jetzt in seinem Zimmer war ihm, als komme er wieder zu s i c h, aus der Welt in sein Geheimnis, in die verriegelte Werkstatt seines schaurig süßen, wundersamen Schaffens. Ja, verriegelt für jedermann, auch für Cilla; der nie ein Wort! Durfte sie erfahren, daß sein und ihr Leben in dieser Werkstatt zu Versen und zu Tönen ward —

ein Bühnenspiel, von Bild zu Bild, Schritt für Schritt — phantastisch verwegen auf das Unbekannte zu — auf den Abgrund zu?

Ja, ja, auf den Abgrund zu, dachte er in all seinem Bräutigamsglück; ich hab' mir mein Schicksal gewählt, und ich fürchte mich nicht! — Was für ein närrisches Gefühl das ist, so an seinem eigenen Leben zu dichten, oder doch zu wähnen, man dichte es mit. Auf die noch dunkle, ferne Musik des großen Komponisten zu horchen — und sie zu packen, zu transponieren, wenn wieder ein Stück davon näherkommt, sie umzuschaffen für mein Werk — das zugleich mein Leben ist. O, das ist nichts für mein trautes Kind! Die soll nicht ahnen, nicht fürchten, nicht horchen; die soll wie auf Schmetterlingsflügeln durch die Tage flattern . . .

Er holte seine Zettel hervor; wie manches hatte er schon aufgeschrieben seit dem goldnen Herbsttag, Verse, Melodien, Rezitative, abgerissene musikalische Gedanken. Aber geordnet, aufgebaut hatte er's noch nicht. Jetzt, da er hier als Verlobter saß — noch einmal verlobt — auf diesem neuen Gipfel seines Lebensdramas — jetzt formte sich ihm das Werk; es wuchs gleichsam in die Luft. Er nahm ein noch leeres Blatt, griff nach seiner Feder; diese schlaflose Glücksnacht mit künstlerischer Tätigkeit füllen! War doch das alles mit Cilla verwebt und verfasert, führte doch alles zum Heute hin.

Sein Musikdrama sollte aus „Bildern" bestehen; eine Perlenschnur. Erstes Bild (in jedem so vieles wie möglich zusammengedrängt): Auf der Hotelterrasse am Inn. Die vier; Harry Ungers — etwa Paul Görners — Abschied. Prosaworte. Rezitativ. Der Held — statt Edmund etwa Konrad heißend — mit den Damen allein, besingt die Schönheit des Kufsteiner Landes; singt ihnen

die Melodien vor, in denen er die beiden zu charakterisieren versucht hat; denn auch er komponiert zuweilen, Lieder, Phantasien. Kellnerinnen gehen ab und zu; die junge, weißgekleidete Wirtin erscheint, die Gäste zu begrüßen. Heiteres Gespräch. Dann wird's ernster; der Mond geht auf, die Tante — Frau Wilhelmine — geht schlafen; die Terrasse wird leer und still. Ich bin nicht so, wie Sie mich musikalisch gedacht haben, sagt Lisa, die Nichte. Ich habe schon Ernstes, Schweres erlebt! Er erklärt ihr, was im Menschenleben die Schicksale bedeuten. Von seiner Lehre, seinem Wesen hingerissen, schenkt sie ihm ihr Vertrauen, beichtet. Großer Wechselgesang. Er überzeugt sie: büßen, sühnen. Lisas letztes Wort: Ja, nun gehe ich und schreibe an ihn den sühnenden Brief!

Zweites Bild: Wochen später, in Frau Wilhelminens Salon. Konrad ist allein ins Kaisergebirg; Lisa, die gefangene Sklavin, seufzt nach seiner Rückkehr. Die Tante erzählt ihr von des „Don Juan" Tod und was sie einst alles mit ihm erlebt. Und ob es wohl anders mit ihm geendet, wenn sie ihn erhört hätte? Sie geht. Gesungener Monolog Lisas, süß traurig bang: seit er sie gestern beim Abschied so tief angeblickt, so weich an der Schulter berührt, ahnt sie seine Liebe, weiß, daß sie ihn liebt. Ihn und den andern auch? Kann es solche Doppelliebe geben?

Konrad kommt zurück. Gedämpfter, zuerst noch verhaltener, schwüler Zwiegesang. Endlich die Enthüllung, der erste Kuß. Das große Schicksal ist über sie gekommen. Morgen Trennung! Wann und was wird der andre schreiben? Und wird man sich wiedersehn?

Drittes Bild: Der himmlische Herbsttag im Wald. Ein Bursch zieht vorbei, ein Volkslied singend. Ein

altes Paar zieht vorbei, er sie führend, stützend. Konrad und Lisa kommen; seliger Rausch der Natur, der Liebe, des Glücks. Sie bekennt ihm: sie hat viel geweint, als der „Scheidebrief" des andern gekommen war; hat sie ihn doch so sehr geliebt. Aber mit innigster Umarmung tröstet sie den eifersüchtig leidenden Konrad; nun ganz sein! trotz aller bangen Gefühle des Unrechts sein! — Und er, diesen zauberhaften Festtag der Natur besingend, die verjüngende Seligkeit dieser Liebe fühlend, fühlt sich auch als Künstler verjüngt. Herbst und Frühling eins! Aufbrausende Melodien, mit Umarmungen, Küssen, Liebesworten wechselnd; in reichen Verschlingungen begleitende Orchestermusik; träumerischer, dann jubelnder Schluß.

Viertes Bild: Zimmer in Wilhelminens Münchener Wohnung. Der heutige Tag! Nur alles in einen Raum gedrängt. Zuletzt Lisa als Verlobte in Konrads Armen.

Und was dann? Das fünfte, das sechste, das siebente Bild! Was wird darin kommen?

Edmund schloß die müden Augen, ließ die Feder sinken. Was das Schicksal will, das wird kommen! Ich stehe auf dem Berg des Glücks. Laß mich eine Weile oben, Schicksal! Laß mich lange oben! Aber mehr, als du zu geben pflegst, mehr verlange ich nicht!

Als er die Augen dann wieder öffnete, erwachte er im Dunkeln. Ohne es zu merken, war er eingeschlafen, lag in seinem Armstuhl. Es war Morgen, aber noch nicht Tag; die Lampe war erloschen.

Ein paar Wochen nach Neujahr zog Frau Karoline allein in die Heimat, wo sie in der Tochter einer verstorbenen Freundin eine neue Gesellschaftsdame finden sollte; Cilla siedelte in die kleine Wohnung ihres Gatten

über, bis die größere und schönere fertig ward. Der Brautstand war so kurz „wie ein Traum“ gewesen, wie die tief empörte Karoline klagte; Edmunds brutale Manneskraft hatte über ihre „kranke Schwäche“ auf allen Punkten gesiegt. Es gab ein Scheiden mit Groll, der dann doch in einem elegischen Verzeihen dieses „großen Unsinns“ verging; Karolinens angeborene Gutherzigkeit schlug sich mit ihrem üppig emporgewucherten Egoismus herum und brachte ihm eine, wenn auch blutige und bestrittene Niederlage bei. Sie ließ die Erbnichte im Testamente stehn, aus dem sie sie hatte streichen wollen; sie drückte ihr sogar am letzten Abend eine großmütig reiche Schenkung in die Hand, damit sie in dieser unbegreiflichen Ehe nicht zur armseligen Sklavin ihres Musikanten würde. Dann fuhr Karoline nach Norden, und Edmund trug Cilla auf seinen Armen über seine Schwelle, in den „Tempel des Glücks“.

Solch ein Glückstempel ward es auch. „O, ihr goldenen Tage!“ schrieb Edmund an einem Frühlingsmorgen dieses ersten Jahrs auf eines seiner heimlichen Blätter nieder und hingeworfene Noten darunter; es sollte ein gesungener Monolog seines Helden werden, für das noch geheimnisvolle fünfte Bild. „O, ihr goldenen Tage! Noch habt ihr alle gehalten, was ihr mir versprochen; noch hat mir keiner von euch ins Ohr geflüstert, was Reue ist. Alle diese Wintertage waren Frühlingstage; was werden nun erst die Lenztage sein? — Ach, was werden sie sein; schöner nicht. Schönere kommen nicht. Meine geliebte Cilla, ich danke dir. Mein holdes Schicksal, ich danke dir. Himmelblaues Glück!“

Es gibt Zeiten, wo aus dem Glücksbecher nur gute Würfel fallen; so erging es Edmund jetzt. Gesangsschüler und -schülerinnen überliefen ihn, fast noch mehr

als in Leipzig; seine Phantasie war schaffensfroh, Lieder und Sonaten kamen, dazwischen wuchs sein heimliches Werk. Durch das Haus huschte jugendstrahlender, braunäugiger Sonnenschein und ging ihm immer warm ins Herz. Cilla hatte von e i n e m mehr als fast alle ihre Schwestern: vom Talent der Dankbarkeit. Wenn sie kam und sich an ihn drückte oder sich an seine Brust schmiegte, so fühlte er es körperlich: ihre Arme, ihre Schultern, ihr lieblicher Busen dankten ihm: du guter Engel, Retter, Befreier, Glück! Edmund hatte ihr viele von Turgenjews Werken geschenkt, sie las „brennend gern“ darin; das verging ihr aber, als sie in seinen „Gedichten in Prosa“ die kleine Geschichte vom Fest des höchsten Wesens fand, in dessen Azurpalast sich alle Tugenden versammeln und als nahe Verwandte und Bekannte freundlich miteinander plaudern. Nur zwei kennen sich nicht; der Hausherr stellt sie einander vor: „die Wohltätigkeit!“ und „die Dankbarkeit!“ Die beiden Tugenden sind sehr erstaunt; seit Erschaffung der Welt begegnen sie sich zum erstenmal! — Cilla schlug sich empört das Buch aus der Hand; Edmund saß neben ihr. „Pfui! Diesen Russen lese ich nicht mehr! Denkt er s o von der ganzen Welt? Und weiß e r s e l b e r nicht, was Dankbarkeit ist? Ist er's nie gewesen?“

Bald hatte sie noch einen neuen, nie gekannten Grund, ihrem Liebsten und ihrem Schöpfer dankbar zu sein: aus der rosigen Cilla ging eine Knospe auf, ein Bübchen kam ans Licht der Welt. Es war wohl ein zartes Geschöpfchen, wie es so viele Erstlinge sind, den vielen Feinden in dieser Welt nicht so recht gewachsen, leicht im Werden gestört und verletzt; aber mit um so heißerer Liebe umschlang Cillas Herz dieses Wunder, ihr Kind. War es nicht auch ein Wunderkind? Es lächelte

so früh, es erkannte so bald, so gut; es erwiderte den Blick der Liebe, es hob die Ärmchen, den Rücken, drehte, wälzte sich, wollte stehn und gehn — eins nach dem andern, alles überraschend. In den schwarzen Augen was für ein Schauen! Was für eigene, rührende, herzbewegende Laute von den süßen Lippen! Es waren Edmunds Augen, das sah Cilla bald; es waren ihre Lippen, das erklärte Edmund. Klein-Richard kroch, kletterte, ging, sprach die ersten Worte. Er lernte auch leiden, dies und das. Wie litt dann Cilla mit ihm! Ihre ganze Seele schien sich dann an das Kind zu hängen; für die Welt war kein Raum mehr drin. Wie jauchzte sie mit, wenn sie den kleinen Genesenen wieder jauchzen hörte; als wäre es derselbe Leib und dieselbe Stimme!

Er genas aber nur noch ein letztes Mal, dann nicht mehr. Nur einmal hatte er seinen Geburtstag erlebt; als sein zweiter Frühling kam, überfiel ihn eine wilde Diphtheritis, die er nicht überwand. Er erlag ihr schon am zweiten Tag. Wieder starrten Vater- und Mutteraugen das nie zu Begreifende an: so ein junges Leben, das nicht mehr lebt!

Frau Karoline hatte schon lange die Sehnsucht verspürt, das liebe „Kind ihres Kindes" zu sehn; sie hatte sich nun endlich aufgemacht, die schwere Erkrankung nicht ahnend; als sie ankam, war schon der Tod im Haus. Sie trat in die Wohnung, ein fremdes Wesen empfing sie, eine Wärterin. Sie erfuhr, wie es stand. Cilla, von Nachtwachen, Entsetzen und Gram erschöpft, war plötzlich zusammengebrochen, Edmund hatte sie auf ihr Bett getragen; dort lag sie nun schon stundenlang, zuweilen erzitternd, zuweilen stöhnend, immer Edmunds Hand haltend, der neben ihr auf dem Bette saß.

Karoline faßte sich, ging mit der Wärterin in das

Sterbezimmer. In der Mitte lag, weißgekleidet, ein auffallend schönes Kind mit dunklem, sanft gelocktem Haar, die Augen geschlossen, um die bleichen Lippen und Wangen Paradiesesfrieden. Das so früh gealterte Herz der kränklichen Frau ward durch diesen erschütternden Anblick ganz erweicht und kummerjung. Sie faltete die Hände. Sie stand lange still und regte sich nicht. Ihre Tränen flossen.

Endlich — es war wohl geraume Zeit vergangen — öffnete sich eine zweite Tür; Edmund erschien mit Cilla, sie wankte in einem Morgenkleid an seinem Arm herein. Ihr Haar hatte sich aufgelöst und fiel lang hernieder, ihr Gesicht war fast so bleich wie das Kind, in ihren Augen glühte aber das gequälte Leben. Durch die Ruhe auf dem Bett gestärkt und wieder ganz zu sich gekommen, hatte sie Edmund angefleht: „Führ mich wieder zu meinem Kind!“

Sie sah die Tante und erschauderte, grüßte sie dann mit dem Kopf, mit der ein wenig gehobenen Hand. Zu dem kleinen Sterbelager gekommen, sank sie auf ihre Knie nieder, ohne Laut und ohne Tränen, sie hatte sich ausgeweint; sie drückte nur auf die kalten Händchen ihre heißen Lippen.

Edmund, fast so blaß wie sie, trat zu Karoline hin, nahm stumm ihre Hand und führte sie in das nächste Zimmer. Er sprach vom Beginn der Krankheit, von den letzten Stunden, doch nur, um zu sprechen und nicht ihre Klagestimme zu hören. Er bot ihr Erfrischungen an; sie dankte. „Ich will nicht stören,“ sagte sie, „ach, ich will nicht stören. Wie kann nur der Tod so schrecklich sein und so engelschön! So hab' ich ihn noch nie gesehn!“

Die Wärterin kam gegangen, Karoline hing sich an deren Arm. „Geh du zu Cilla zurück, laß mich hier

irgendwo, bis ich mich gefaßt habe, bis ich wieder Kräfte habe. Ihr gehört zusammen!“ Edmund nickte ihr zu, drückte ihre Hand und ging. Ja, ja, dachte er, wie durch sein Elend hindurch, ja, das hat der Tod, was kann der alles! So einfach menschliche Töne hatte er viele Jahre nicht aus Karolinens Kehle und Seele gehört. Und „ihr gehört zusammen!“ Das hatte sie nun der Tod gelehrt. Ihm kam fast ein Lächeln. Als er aber wieder über die Schwelle des Sterbezimmers trat und das kleine „Engelschön“ und die noch kniende junge Mutter sah, schlug doch wieder der Jammer wie eine Welle über ihm zusammen. Er warf sich auf einen Sessel und brach in das Schluchzen aus, mit dem er seit Stunden wie ein Mann gekämpft hatte.

Cilla horchte auf. Ihr Gesicht lag auf des Kleinen Hand, es blieb noch eine Weile so; dann hob sie den Kopf und lauschte mit Seele und Ohr, das Schluchzen klang so erschütternd. Sie richtete sich auf, kam gegangen und blieb, an seinen Stuhl gelehnt, neben Edmund stehn. „O du!“ sagte sie. „O, ich bin eine schlechte Frau!“

„W a s bist du?“ Er begriff sie nicht.

„Für dich eine schlechte, schlechte Frau! Ich hab' zu sehr für das Kind gelebt! Hab' immer an das Kind gedacht; es war meine Seligkeit, mein Kummer, meine ganze Welt. Darum liegt es nun so da; Gott hat mich gestraft, Gott hat mir's genommen!“

„Ich bitte dich, denke dir Gott nicht so. Ist er denn ein Mensch wie wir? — Und schaff dir kein Leid, ich bitte dich; hast du nicht genug?“

Ihr Kopf ging hin und her. „Nein, ich weiß es, Edmund! Ich hab' Richard zu lieb gehabt! Ja, ja, lieber als dich! In dieser Nacht — als er sterben wollte — da hab' ich das auf einmal so gefühlt, so tief. Und

hab' mich zerknirscht vor Gott, und hab' ihn gebeten: laß mir noch mein Kind, laß mir noch das Kind; dann sollst du mich nie wieder strafend anschauen: wo ist die Liebe zu deinem Mann? Dann soll wieder mein Herz ganz, ganz an ihm hängen — nie zu sehr am Kind! — Er hat mich nicht erhört. Sieh mich nicht so an; ich weiß! Es war schon verloren, Gott hatte es aus der Hand gegeben, es war nicht zu retten. Ich weiß. Ich will Gott nicht zum Menschen machen. Ich redete nur in der Verzweiflung so! Es war nur die innere Stimme, Edmund! Die verklagte mich so bei Gott!"

Edmund faßte ihr niederhängendes, dunkles Haar, drückte es gegen seine Augen, gegen seine Lippen; dann zog er Cilla auf seinen Schoß. „Ich kann dich nicht so reden hören! Hab' ich ihm nicht deine Liebe gegönnt? Hab' ich ihn dir nicht gegönnt? Wenn wir uns zusammen an ihm freuten, zusammen um ihn sorgten, war dann nicht dein Herz bei mir? Ach, sei still und quäle dich nicht. War dein Glück nicht mein Glück?"

Sie warf sich auf die Knie vor ihm: „Edmund! Wie bist du gut! O, du bist viel besser als ich! Hast mir nie einen bösen Ton gesagt, wenn ich so in meinem Abgott lebte; immer Nachsicht, Liebe, Geduld. Laß mich auf den Knien! Und nun sprichst du so hold zu mir, und dich verzehrt doch dein Gram; seh' ich's nicht an deinem Haar? In diesen Tagen ist es ganz grau und weiß geworden; zum Weinen, Edmund. Aber dein Gesicht so jung. Und dein Herz so jung. O vergib mir, Edmund! Glaub an meine Liebe für dich!"

„Aber was ist dir, Cilla, Cilla! Wann hätte ich denn nicht geglaubt?"

„Wie verdien' ich dich? — Ich will dich mir verdienen, Edmund! Dieses tote Kind —" sie sah hin, ihr verging

die Stimme; sie faßte, sie ermannte sich — „ach, dieses Engelskind, es soll doch noch im Tod unser Glück sein, du geliebter Mann! Es soll uns neu vermählen, Edmund; sei still, laß mich reden. All die Liebe, die ich ihm gegeben — all, all die Liebe —“

„Steh endlich auf!“ unterbrach er sie. Er wollte sie emporziehen, sie wehrte ihm; nun sank er auch auf die Knie zu ihr. „Ach, du mein armes, von Gott verlassenes Kind. Laß dein wehes Herz in Ruh!“

„Nein, ich bin nicht von Gott verlassen. Ich hab' dich behalten. Und nie, nie — o hör mich an — nie will ich einen andern als dich! Sag mir niemals mehr, wenn ‚mein Schicksal‘ käme — — du, du bist mein Schicksal! Es gibt keinen so wie du. Ich schwör' dir bei unserm toten Kind —“

Er legte ihr die Hand auf den Mund. „Cilla! Heiliger Gott! Ich will keinen Schwur. Ich verbiete dir —!“

Sie schob sanft seine Hand hinweg. „Nun, dann schwör' ich nicht. Aber ich gelobe dir — nein, nein, nein, ich sage dir: ich bleibe dein bis zum Tod! Nichts, nichts kann uns scheiden! Und machtest du's wie das Kind und gingest früher davon als ich, dann geh' ich dir nach. Allein bleib' ich nicht!“

„Ach, was sprichst du alles,“ sagte er. Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, küßte sie auf Augen und Mund: „Aber ich danke dir doch, daß du so zu mir sprichst. In allem Elend solch ein Glück!“ — Ihm fuhr durch den Sinn, was er vor einem Jahr auf eines der heimlichen Blätter geschrieben hatte: „Schönere Tage kommen nicht.“ Nun flossen seine Tränen — auch Cilla weinte — ihn durchrauschte aber ein Gefühl: dieser schrecklichste Tag auch der höchste Tag!

III

Der Frühling war vergangen und der Sommer auch; für die Städter begann sozusagen das neue Jahr, da die „neue Saison" begann, die Theater und Konzertsäle sich wieder öffneten, das ganze höhere und niedere Kulturleben wieder aufzublühen anfing. Edmund kehrte zu seinen Schülern und Schülerinnen zurück, Cilla an den Herd. Sie hatten in Kufstein Sommerfrische gemacht, in demselben Hotel zur Post, in dem sie sich gefunden hatten; auf der Terrasse über dem Inn war die ganze Werdezeit, fast jede Stunde, jeder Augenblick wieder aufgelebt. Freilich war auch fast immer etwas mit erwacht, das damals noch keinen Raum in der Welt gehabt hatte; das schöne, schmerzlich rührende Bild des kleinen Toten, das bald in die Seele des Vaters, bald zur Mutter schlich, immer eine Trauerwelle machte, aber auch immer jene Geistermacht vom Sterbetag erneuerte, seinen Vater und seine Mutter fester zu vereinen.

Cilla saß an einem Septemberabend allein in ihrem Salon; Edmund, der sie sonst selten verließ, war nach dem Nachtmahl fortgegangen, um bei einem seiner Bekannten, Kapellmeister an der Königlichen Oper, einen jungen Sänger kennen zu lernen, der zu kurzem Gastspiel gekommen war. Harry Unger hatte ihn ge-

schickt, er war ein wenig Harrys Werk; Edmund sollte ihm also auch sein Herz auf der Hand entgegentragen, das war „selbstverständlich“ nach Harrys Sinn. Ob da nicht der gute Harry wieder zu hoch geflogen ist? dachte Cilla, die in einem etwas schweren Buch las und darum von Zeit zu Zeit mit ihren Gedanken spazieren ging. Er überschätzt gar so gern! Aus seinen Nachtigallen werden so oft Zeisige. — Nur meinen Edmund überschätzt er nicht! Der ist das alles, was Harry denkt! — Es ward ihr lieblich warm ums Herz; das Herz war auch klug; es wußte die Gedanken ihres kleinen Kopfes so oft auf irgend einem Umweg zu Edmund Halland zu lenken. Wie war ihr wohl mit diesem Mann! so recht gleichmäßig innig wohl. Mit wem sie ihn auch verglich, wie war er immer der beste, der reinste, und auch der unterhaltendste; und so ganz, was sie brauchte. Aber hatte sie das nicht am allerersten Abend in Kufstein gefühlt? als er, den grauen Hut auf dem Kopf, zu ihnen auf die Terrasse trat? — Ach, dachte sie, ob er nun wohl ganz damit zufrieden ist, wie ich für ihn lebe? Ob er sich wohl manchmal sagt: was sie mir damals am Sterbetag gelobt hat, daß sie nun all ihre Liebe mir geben will, das hat sie erfüllt!? — Edmund, hab' ich's erfüllt? Ich will's ja immer. Ich lebe so in dir. Ist es dir genug?

Nur eins wurmte sie dann und wann; eben kam es wieder. Er teilte doch nicht alles mit ihr! Irgend ein Geheimnis war in seinem Leben; — eine Frau? Kein Gedanke; so eine Sorge kam ihr nicht. Aber was verbarg und verschloß er so oft vor ihr, wenn sie zu ihm kam? Was hatte er zuweilen für ein zugesperrtes, sonderbar ernsthaft lächelndes Gesicht? Und wenn sie einmal fragte, warum „versiegelte“ er ihr meist den neugierigen

Mund mit einem scherzhaften Kuß? — Sie fragte schon nicht mehr. Er hatte sie einmal eine Elster genannt. Waren die so neugierig? Oder gefiel ihm ihre Schlauheit im Fragen nicht? Sie wollte ihm weder für das eine noch für das andre gelten. Aber warum hatte er, ihr Edmund, ein Geheimnis vor ihr?

Männerschritte kamen; sie stand unwillkürlich auf, sie freute sich. Dann wunderte sie sich: er schon wieder da? So eine „Sitzung", unter Künstlern, dauert doch gewöhnlich tief in die Nacht hinein? — Edmund öffnete die Tür. Es stand aber noch einer neben ihm, der ihn überragte. Den sanft hereinschiebend, lächelte Edmund sehr vergnügt: „Da bring' ich dir einen Gast; etwas spät; wird dir aber gefallen, denk' ich! Herr Bacchetti, aufgehender Stern; der Tenor, den uns Harry aus Leipzig schickt. Er hat uns eben bei Müllner etwas vorgesungen; das hat mir das Herz ganz famos im Leib umgedreht. Da hab' ich ihm endlich gesagt: Herr, trinken Sie auch bei mir noch ein Glas! Ich hab' eine Frau, die einen Hunger nach großen Talenten hat, für die es viel zu wenige gibt. Bitte, setzen Sie sich, Herr Bacchetti; den Wein bring' ich gleich, ich hol' ihn selbst. Den besten, den so ein Musikmacher hat, der von seinen Schülern lebt. 's ist aber ein edler Rheinwein; eine fromme Gabe!"

Der Herr Bacchetti stand noch immer, er warf wieder einen Blick auf Cilla, seine Augen irrten dann über Edmund weg ins Zimmer hinein. Seine stark entfärbten Züge, das Stiere, Unsichere in seinen Blicken fielen Edmund auf; dieser schöne junge Mann verlegen? Vor wem? Cilla war doch nicht die Kaiserin? „Werter Herr Bacchetti," sagte er gemütlich, lächelnd, „was für ein Gesicht machen Sie? Sie sehen, wir sind hier ganz

unter uns; wie ich's Ihnen versprochen hatte. Und die kleine Frau da — — Ja, Cilla, was hast denn d u?"

„Was i ch —?" fragte sie zurück. „Gar nichts. Was soll ich haben?"

„Mir kam's nur so vor, wie wenn du — —. Wirst dich freuen, Cilla; diesmal hat Harry Unger ins Schwarze geschossen! Müllner, was sagte Müllner vorhin, als der Herr gesungen hatte? ‚Donner und Doria!' Er wettet auf einen großen Erfolg; er fand nur keinen Gegenwetter. Und das ganze Gastspiel hat niemand als Meister Harry gemacht. Auf den wird getrunken!"

Bacchetti nickte und lächelte. Mit etwas verzerrender Anstrengung brachte er hervor: „Ja, ich bin ihm zu großem, großem Dank verpflichtet. Ich hoffe, ihm keine Schande zu machen. Ich hoffe."

„Auch darauf wird getrunken! — Also ich hole die Flaschen. Und noch etwas — — das sag' ich nachher. Ich bin gleich wieder da!" Edmund ging hinaus.

Cilla stand noch immer auf demselben Fleck, neben dem Stuhl, von dem sie sich erhoben hatte. Das Herz hatte ihr eine Weile still gestanden, jetzt schlug es zu stark. Sie horchte, bis sie Edmunds Schritte nicht mehr hörte; „Max!" sagte sie dann mit klangloser Stimme, wie erstarrt. „Wie kommst du hierher?"

„Ich bin — außer mir," erwiderte er, die hellblauen Augen auf sie wie auf einen Geist geheftet. „Hätte ich das geahnt, daß du, du die Frau des Herrn Halland bist!"

„Bacchetti. Warum nennst du dich Bacchetti? Dein Name ist doch Erbach. Ah! B a ch — du hast aus Bach Bacchetti gemacht!"

Max ward bis zur Stirne rot. „Nicht um meinetwillen; meine M u t t e r hat es gewollt, und der Vormund auch. Den Namen Erbach nicht entweihen! Und

damit sie mich nur zur Bühne ließen — in Gottes Namen. So ist es gekommen!"

Es war etwas in seinem Lächeln jetzt, das ihr nicht gefiel. Sein Gesicht war schöner, regelmäßiger, schlanker geworden, aber auch fremder für ihre Augen, ihr Herz; schon ein wenig Tenorgesicht. Eine seltsame, überraschende Freude ging ihr durch die Brust, daß dieser erste Eindruck so unhold war. „Bacchetti!" sagte sie noch einmal, mit fast beleidigender Herbigkeit. „Also darum hab' ich nie von dir gehört. Warst mir wie verschollen. Ich wollt' auch nicht. Aus ist aus!"

„Gewiß!" Ein bitteres, gekränktes Lächeln verzog seinen Mund. „Aus ist aus, das fühlte ich auch; darum hab' ich dir ja auch mein Dasein nie mehr aufgedrängt. Habe dir auch nicht nachgeforscht: was wird denn aus Cilla? Augen und Ohren zugemacht, nur für meine Kunst gelebt. Du kannst übrigens ruhig sein: ich bin bald wieder fort! Zweimal spiel' ich hier. Das ist eine Woche. Dann — am Stadttheater in Leipzig bin ich engagiert — dann geht's nach Leipzig zurück!"

Während er sprach, war Cilla errötet; war ich so unfreundlich, dachte sie, daß er so beleidigt hat sprechen können? Meint er nun gar, ich hätte ihn aus verletzter — Liebe gekränkt? „Verzeih!" sagte sie rasch, um das wegzuwischen. „Was ich vorhin sagte, das ist wohl anders herausgekommen, als es sollt' und wollte. Ich hab' ja doch immer nur gedacht: sollten wir uns jemals wiedersehn, so werden wir gute Freunde sein! — — Ich glaub', Edmund kommt. Er hat offenbar vergessen, daß er vor Jahren einmal dein Bild gesehn; 's war auch nur ein Augenblick. Ich bitte dich — mir ist so — sagen wir ihm noch nicht, daß wir uns schon kennen. Ich hab' noch ein so ungewisses Gefühl —"

Sie brach ab, sie hatte recht gehört. Edmund öffnete die Tür, nicht ohne Mühe: er hatte drei Flaschen im linken Arm und beschriebenes Notenpapier in der rechten Hand. „Hat etwas lange gedauert!“ rief er heiter; „wir wohnen hoch, daher ist der Keller tief!“ Er stellte die Flaschen auf den Tisch, Cilla holte edle „Römer“; die Noten legte er geheimnisvoll lächelnd auf den Flügel. „Sie rauchen nicht, ich auch nicht; desto mehr dürfen wir aus dem Becher nippen. Freilich, Ihr Tenor! So ein Instrument, in dem so viel Gold und Ehre steckt, das will geschont, zart behandelt sein. Und jetzt vor dem Gastspiel! — Aber so ein bißchen altdeutsch zechen dürfen Sie doch wohl. Sie sehen aus, als könnten Sie's!“

Max lächelte, nicht ohne Stolz. „Ich war ein sehr fideler Student, Herr Halland, eh' ich mich ganz aufs Singen warf.“

„Ah, vorher studiert! — Und wie alt denn jetzt, wenn ich fragen darf?“

„Sechsundzwanzig Jahre.“

„Herr, Sie können schon viel; mithin sind Sie noch recht jung. Wohl ein rascher Lerner, was?“

„Es sagt's ja, es sagt's ja die Welt!“

Cilla hatte zwei Flaschen geöffnet, vor jeden der Männer eine hingestellt und auch eingeschenkt; wieder dieses Tenorlächeln! dachte sie. War denn schon je Max Erbach so? Nein, der war nicht so! — Ihre Augen gingen vom einen zum andern; da saßen die beiden, die beiden — ihr war's wie ein Traum. Wie verschieden beide! Edmund in seiner Joppe, ein rotes Halstuch mit der lässigen Hand lose umgeschlungen, das graue Haar gemütlich zerwühlt, die großen, guten, schwarzen Augen lebensfreudig blitzend. Max untadelhaft elegant gekleidet; — freilich, die vom Theater müssen das!

sagte Cilla sich, um gerecht zu sein. Aus dem Flaum von damals über der kühnen Oberlippe war ein liebevoll gepflegter Schnurrbart geworden, von einem edlen, matten Blond. Das natürlich lockige Haar verriet doch die Kunst, mit der es verteilt und wohl heimlich geliebkost wurde. In den schöngeformten Augen, ja, da war noch das Lachende, das Mutige, das sie einst entzückt hatte ...

Ihr war aber doch so frei ums Herz. Sie füllte sich aus Edmunds Flasche auch ein Glas. Ein schöner Jüngling — ein starker Mann!

Sie trank im stillen auf ihren Mann.

„Vor allem aber auf Harry Unger trinken!" mahnte Edmunds kraftvoll melodische Stimme. „Der hat uns diese junge Zukunft gebracht!" Er stieß mit Bacchetti an; die drei Römer klangen. „Wieder einschenken! Wie sagten Sie? daß Sie dem Meister Unger hoffentlich keine Schande machen. Auf Ihren Gastspielsieg! Großen, vollen Sieg!"

Die Gläser erklangen wieder; Edmund trank aus.

„Herr Halland, wie sind Sie gut zu mir," sagte Max mit leise erzitternder, bewegter Stimme. „Wie komme ich dazu? Sie sehen mich heut zum ersten Mal!"

„Herr, ich hab' Sie doch auch gehört. Technik, von der red' ich nicht; Sie haben eine ganze Menge davon; mit der Zeit wird's noch mehr; natürlich. Aber da hört man mal wieder eine Seele, Herr! Über eine schöne Stimme ist der Geist gekommen, der gebildete, veredelte, warm gewordene Geist, hat ihr Empfindung, Blut, Schönheitssinn gegeben. Und man hört Ihnen auch an: der hat was erlebt! Dem ist in seiner Brust warm und kalt geworden. Schicksale! Ich bin für die Schicksale, Herr. Aus denen wird der Mensch gemacht;

und wenn der Künstler kein Mensch ist, was ist er dann?“

Max hatte einen Augenblick auf die wieder erblaßte Cilla geschaut; nun sah er in sein Glas. O ja, ich hab' auch mein Schicksal! hätte er sagen mögen; er blieb aber still.

Nach einer Weile stand Edmund auf; er trat an den Flügel, legte seine Hand auf die Noten, die er vorhin mitgebracht, und lugte den Tenoristen mit schalkhaftem Blitzen an. „Ich bin übrigens gar nicht so gut, wie Sie sich das denken; ich bin ein Intrigant! Zum Beispiel, da hab' ich mir ausgedacht — — nämlich Unger schreibt mir, Sie seien ein merkwürdig musikalischer Mensch, Sie hätten ein ganz besondres Talent, vom Blatt zu singen, mit Ausdruck und Gefühl. Sehn Sie, das ist nun mein höchster Spaß! Und — Sie wissen wohl nicht, ich bin auch Komponist.“

„Aber Herr Halland!“ Max hob seinen Lockenkopf. „Wofür halten Sie mich? — Ich hoffe ja auch in Ihren Opern zu singen; wenn ich nur erst etwas weiter bin.“

„Das hoffen Sie! Wie lieb! — Also da hätte ich natürlich mit der Eitelkeit des Komponisten ein kleines Anliegen an Sie; und das ist die Intrige. Ich hab' da so ein Ding gemacht — für Tenor — Lied, Arie, wie Sie's nennen wollen; ich sag' am liebsten: gesungener Monolog. Wenn Sie mit Ihrer jungen, goldenen Stimme — — Da steht er schon auf. Was wollen Sie?“

Max lächelte: „Ich will's versuchen.“ Er wagte nicht, rechts nach Cilla zu schauen, ihr in das vielleicht erregte oder abwehrende Gesicht zu sehn; es trieb ihn aber: gerade vor ihr! Er stand schon am Klavier, er öffnete es. „Wollen Sie begleiten?“

„Den Teufel auch, ob ich will! Aber S i e — Sie sträuben sich nicht einen Augenblick?“

„Ich bin ja erst a n g e h e n d e r Tenorist, Herr Halland. Aber im Ernst: so hat sich noch niemand in der ersten Stunde für mich — begeistert wie Sie. Für Sie, was Sie wollen!“

Er nahm das Notenblatt in die Hand, warf aber nur einen Blick darauf; es nicht durchlesen, auch nicht durchfliegen, diesmal nichts dergleichen: frisch vom Blatt gesungen! Edmund setzte sich an den Flügel, er brauchte keine Lampe und keine Noten, die Begleitung zu diesem „gesungenen Monolog“ hatte er sich schon oft gespielt. Er schlug ein kurzes Vorspiel an. Die wenigen Takte, unter seinen Fingern sogleich zu voller Stimmung geworden, gaben auch Max sofort das richtige Gefühl. Er setzte mit dem unverzagten Mut eines sieggewohnten jungen Sängers ein. Er jubelte die Freude, die Wonne, die er zu singen hatte, in die Welt hinaus.

Cilla saß auf dem Sofa am Tisch; sie sah diesen schlanken, großen Menschen, den Geliebten ihrer ersten Jugend, mit dem Notenblatt beim Flügel stehn, sie hörte seine schallende Stimme; welch ein Märchen war's. Noch ein tiefes Staunen hielt ihr fast den Atem an: was sie nun schon so manches Mal an singenden oder spielenden Künstlern bewundert hatte, daß beim Beginn ihres Vortrags ihre Züge sich veredelten, verfeinerten, verklärten, das erlebte sie jetzt wie noch nie. Mit den ersten Tönen kam über Max ein Ausdruck, der ihn wie zu einem höheren Menschen machte; alles, was ihr an ihm mißfallen hatte, verschwand. Er ward wieder so jung, so frisch wie in jenen Zeiten. Er war der hochgesinnte, edle Jüngling, der ihre gleichgestimmte Seele bezaubert, hingerissen hatte. Aber nun die Stimme!

Der Gesang! Was für ein Gesang! Einmal vor fünf Jahren, als sein Künstlerehrgeiz erglüht war und sie ihn bekämpfte, hatte er ihr feierlich vorgesungen, Lohengrins Erzählung vom Gral; da war noch alles Stümperwerk, erlauschte Manier, hingezitterte oder verunreinte Töne. Das wird nichts! hatte sie gedacht. O wie hatte sie sich geirrt! Nun war es durchschulter, geklärter, großer Gesang. Eine Jünglingsstimme! Wie stark — wie süß! — Sie sang vom goldenen Sonnenglanz, der die Welt und die Seele füllte; vom buntdurchwirkten Festgewand der herbstlichen Natur, von der verjüngenden Seligkeit einer reinen Liebe. Von der gereiften Jugend, dem verklärten Alter . . .

Was für ein Lied oder „Monolog“ ist denn das? dachte Cilla, der mehr und mehr die Seele zerging. Von einer Lisa singt er; er singt das alles an Lisa hin. O wie schön; mein Edmund, mein Komponist! Aber wer ist Lisa? Und warum kenn' ich das nicht?

Der Gesang war aus. Es tat ihr fast weh, daß er aus war. Edmund sprang auf, trat vor den Sänger hin und ergriff dessen beide Hände. „Herr!“ rief er. „Was haben Sie da gemacht? Das war mehr als ein Kunststück; ein Kunststück war's auch, so vom Blatt gesungen, aber es war tausendmal mehr. Reiner Zauber. Und ein Mensch von sechsundzwanzig Jahren! Ich dank' Ihnen. Ich dank' Ihnen. Ich hätte Sie beinah' umarmt!“

„Das können Sie gerne tun!“ sagte Max fröhlich lächelnd.

Edmund drückte ihn an seine Brust.

Es ging Cilla wie ein Schlag durchs Herz; heute sollte sie aus einem traumhaften Staunen in das andre fallen. Sie überwand eine Beklemmung, trat auch zu

Max und gab ihm die Hand. „Ja, wie schön haben Sie das gemacht,“ sprach sie so einfach herzlich wie nur möglich hin. „Und wie wunderschön war —“

Sie fühlte, daß seine warme, fast heiße Hand die ihre festhielt, zog sie zurück und sprach nicht zu Ende. Edmund nahm das Notenblatt und wollte es in seine Brusttasche versenken; „halt!“ sagte sie rasch. „Was war denn das für ein Lied? Wer ist die Lisa? Bitte, laß mich sehn!“

„Lisa ist eine junge Dame,“ erwiderte Edmund und faltete das Notenblatt; „eine junge Dame, an die ein liebender und glücklicher Mensch einige Streckverse richtet. Das ist nur so 'ne Phantasie von Edmund Halland, um darüber Musik zu machen; hat nichts zu bedeuten.“

„Bitte, laß mich einmal sehn!“

Cilla griff nach dem Blatt. Edmund wich zurück und steckte es in die Tasche; wenn es auch keine Bezeichnung als Bruchstück einer Oper trug, einstweilen so für sich hingeschrieben war, vielleicht konnte Cilla doch durch irgend ein Wort des Textes auf einen richtigen Argwohn kommen. „Bitte, laß mich's einstecken!“ antwortete er und lächelte. „Künstler haben ihre kleinen Geheimnisse. Seien sie der Menge heilig!“

„Ich bin keine Menge, sondern deine Frau,“ sagte Cilla, auch noch lächelnd, aber doch etwas gereizt. „Hab' lieber vor andern Geheimnisse, aber nicht vor mir!“

„Ach, mein gutes Kind. Ich bin ja vor dir wie ein aufgeschlagenes Buch. Nur in einer ganz winzigen Ecke, da —“

„Ja, so sagt ihr immer. Und eben diese winzige Ecke, in die möchte der Mensch hinein!“

Es erregte Cilla, daß gerade Max diesen kleinen Ehe-

streit erleben sollte; ihre Wangen glühten. Wie erzwing' ich mir das Blatt? dachte sie. Plötzlich erklang der Flügel; Max hatte sich hingesetzt und begann aus dem Klavierauszug der „Walküre“, auswendig, Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ zu spielen und zu singen. Er wollte der Cilla noch einmal zeigen: ich kann's!

Sie horchte; sie schloß die Augen. Es war etwas in seiner Stimme, das ihr durch alle Nerven und auch durch die ganze Seele fuhr. Sie suchte zu erlauschen: was war's? War's der Glanz der Stimme? die Heldenkraft, das Deutsche, die Jugend? Ja, ja, wohl das alles; aber noch etwas: als spräche aus seiner Stimme — vielleicht nur für sie — alles Beste und Edelste seines Ichs zu ihr, alles, um das sie ihn einst so glücklich und dann so traurig geliebt hatte.

„Schön! schön! schön!“ sagte Edmund, als der Gesang zu Ende war, und legte die Hände wie zum Beifallklatschen aneinander. „Singen Sie so vor unserm Publikum, dann haben Sie's in der Tasche!“

Cilla hatte die Augen wieder geöffnet und nickte dem Sänger zu.

Er wollte mehr, er wollte auch ein Wort von ihr hören. „Glauben Sie das auch — gnädige Frau?“ fragte er. „War es so nach Ihrem Sinn?“

Sie nickte wieder. Reden mochte sie nicht.

Einen flüchtigen Augenblick verzog sich sein Gesicht; dann verneigte er sich mit einem dankenden Lächeln. „Nun kann ich aber nur noch austrinken — auf das Wohl meiner verehrten, liebenswürdigen Wirte — und muß fein ehrbar nach Hause gehen. Morgen große Probe! Neuer, heißer Boden; Hoftheater. Dieser schöne Abend soll mir aber eine gute Vorbedeutung sein; ich nehm' ihn mit wie ein Amulett!“

Er lächelte und trank aus. O, wieder dieses Lächeln! dachte Cilla; es warf sie aus einer Art von Verzückung in ihr erstes Gefühl zurück. Es war Selbstbewußtsein, Mache, Spiel in diesem Lächeln. Sie versank in einen unholden Dämmerzustand, aus dem sie erst erwachte, als sie ihre Hand in der seinen fühlte. Sie hörte sein Gute Nacht; „Gute Nacht!“ gab sie zurück. Er ging. Edmund begleitete ihn hinaus.

Ja, was nun tun? dachte sie, auf einmal beklommen. Wenn Edmund wiederkommt, ihm sagen: das ist dieser Max? — Dann ist's mit seiner Freude vorbei. Dann ist's auch mit seiner Ruhe vorbei! Jetzt ist ihm dieser „Bacchetti“ ein Glück, ein neuer Sonnenschein; und was ist er d a n n?

Edmund kam zurück. „Na, was sagst du, Cilla?“ begann er mit dem fröhlichsten Brustton seiner weichen Stimme; trat an den Tisch, nahm sein halbvolles Glas und hielt es gegen das Licht. „Ist das ein Sänger? Der ist wie der Wein in diesem Römer: goldiger Edelglanz. Der ist einmal wieder eine erfüllte Sehnsucht. Daß du den gleich am ersten Abend gehört hast, das ist mir ein ganz besonderer Spaß!“

„Freut es dich?“ erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme.

„Ja, wie sollt's denn nicht? Ich denke doch bei allem zuerst an d i ch. — Harry Unger hoch!“ Er trank.

Nein, dachte Cilla, ich sag's ihm nicht! Zweimal singt Max nur, eine Woche bleibt er; dann ist er wieder fort. Wozu soll Edmund denn wissen, daß sein Bacchetti Max Erbach ist? — Nur eine Woche! Wie gut! — Mir noch wie ein Traum. — Ich möchte ihn nicht mehr singen hören; das tut mir nicht gut. Alles a n d r e, das fühl' ich nicht. Aber am Nachmittag, eh' er auf-

tritt, da bekomm' ich Kopfweh und leg' mich aufs Bett!

„Bist ja ganz versonnen, Cilla," hörte sie jetzt ihren Liebsten sprechen. „Ist dir sein Singen so zur Seele gegangen, wie der Krug zum Brunnen?"

„Dann müßt' es ja brechen," versetzte sie, um auch etwas harmlos Heiteres zu sagen.

„Da ist sie wieder aufgewacht! — Wie mich's freut, daß er dich auch so gepackt hat. Ich mag nicht anders fühlen als du! Wenn dir dieser Jüngling —"

„Ach, all mein bißchen musikalisches Fühlen, hab' ich das nicht von d i r?"

„Sag das nicht, du Musenkind: es war schon was da, eine ganze Menge. — Ich bin glücklich, Cilla! so recht durchglüht glücklich! Um es aber noch m e h r zu werden — weil tugendhafter — will ich sogleich an meinen Harry schreiben: wie schön es war, und wie wir ihm danken."

„Tu das," hauchte sie.

Er küßte sie — noch derselbe Liebhaber wie am ersten Tag — und ging in sein Zimmer.

Cilla hielt sich Wort: an dem Abend, an dem Herr Bacchetti den „Propheten" sang, lag sie still mit Kopfweh, das im Lauf des Tages mehr und mehr gewachsen war. Zu seinem Kummer und Verdruß mußte Edmund ohne sie ins Theater gehn; zu seiner Freude ward es freilich ganz der große Sieg, den er sich geträumt hatte, Staunen, Bewunderung, Jubel, ein Abend wie ein Fest. Er schlich dann aber einsam nach Hause, es zog ihn zu seiner „Kleinen" hin. Er wollte ihr berichten; sie lag aber, längst entkleidet, unter ihrer Decke und schlief. Eine Weile horchte er, hoffte wohl auf ein Erwachen;

doch ihr Atem ging in rhythmischem Gleichmaß ein und aus, es war fester Schlaf.

Als sie aber am andern Morgen, so gegen elf, frisch wie der junge Tag, neben ihrer Frieda in der Küche hantierte, trat Edmund mit strahlendem Antlitz ein; „Guten Morgen!“ rief er. „Wieder gesund? — Das hoffte ich; das seh' ich. Ich komme aus der Welt! Hab' Zeitungen gekauft, Kritiken gelesen, gute Bekannte und Freunde gesehn. Max Bacchetti ist ein gefeierter Mann, er ist ein Ereignis! Die Kritiker haben ihn jeder ‚entdeckt‘, natürlich. Sie reichen ihm alle die Bruderhand; nur der eine Thersites, der schimpft in einsamer Größe. Im Publikum glühweinwarme Stimmung. Er muß engagiert werden! Festhalten! Den brauchen wir! So sagen die Gescheiten und die Dummen — alle!“

Cilla lachte und lächelte; es war immer ihre liebste Freude, sich mit diesem neidlos strahlenden Mann zu freuen. „Und — und er?“ fragte sie. „Er vergeht wohl vor Glück?“

„Ja, den Sänger hab' ich auch gesehn; er erzählte mir, eine Zigeunerin hab' ihm einmal all dies Glück aus der Hand gewahrsagt; sonst verging er aber so ziemlich vor Glück. Und wer kommt zum zweiten Gastspiel? Harry Unger kommt! Wir hatten ihm gestern abend natürlich telegraphiert; heut morgen kam eine Depesche von ihm an Bacchetti: er hat sich für den Abend freimachen können; er will mit dabei sein. Lohengrin ist am zweiten Abend. Und in den Lohengrin geht mit mir und Harry Frau Cilla Halland; da gibt's kein Kopfweh!“

„Ich hoffe, nicht —“

„Nein, bei Monsalvat und dem heiligen Gral! da siegt Cilla Halland über jedes Kopfweh; — ihr Mann,

der hätte auch gestern gesiegt. Und ihr Mann, der sich geschämt hat, daß er an so 'nem Abend ohne seine Frau im Theater saß, der geht ohne sie nicht wieder hin!"

Dann muß ich also mit! seufzte sie inwendig. Soll ich ihm seine ganze Freude verderben? Muß ein Opfer bringen, dafür bin ich seine Frau!

Er gewann ihr noch etwas ab, sein Antlitz strahlte zu selig: am Abend nach dem Lohengrin eine gemütliche Feier bei Hallands; mit dem Sänger, mit Harry, mit dem Kapellmeister Müllner und dem Regisseur der Großen Oper. „Der letzte Abend, meine kleine Cilla; dann ist diese Episode aus!" Ja, der letzte Abend, sagte sie sich zum Trost. Dann liegt dieser Stein im Wasser, unten, und der See hat Frieden!

Als die Stunde kam, am Lohengrinabend ins Theater zu gehn, hatte Cilla für alles gesorgt, um ihre musikalischen Gäste festlich zu bewirten; sie hatte sich recht zu schaffen gemacht, damit ihre Bangigkeit keine Zeit finde, sich auszuwachsen, und begab sich schön „abgerackert" auf den Weg. Das Haus war gefüllt, in freudiger Erwartung; sie, zwischen Harry und Edmund im ersten Rang, schaute leidlich ruhig umher, suchte die bekannten Gesichter auf, sog die guten und schlechten Wohlgerüche der aufgeputzten Damen ein und hörte den drollig aufgeregten Stoßseufzern und Galgenwitzen zu, die aus Harrys fiebernder Protektorseele hervorbrachen. Endlich ging nach dem Vorspiel der Vorhang auf, die Handlung begann; auch das tat ihr nichts. Der König, Telramund, Elsa, — Elsas Phantasien, ihr Flehen zu Gott, das floß wie ein ihr wohlbekannter Strom dahin. Da, „ein Schwan! ein Schwan!" Von hinten her kam Lohengrin, in seinem Nachen von einem Schwan gezogen; ein Ritter in strahlendem Waffenschmuck; so kam

M a x E r b a c h — einst ihr Max. Dann zertrugen sie sich — dann büßte und sühnte sie vor ihm — dann ließ er sie, um dereinst den Lohengrin zu singen...

„Ein Wunder, ein Wunder, ein Wunder ist gekommen!“ sangen die Männer und Frauen.

„Schön, schön sieht er aus!“ flüsterte Harry, vor Aufregung an der Brüstung kratzend.

Z u schön! dachte Cilla. Irgend etwas gefiel ihr nicht . . .

Doch nun sang der schöne Mann. Süß und weich und heldenhaft erklang die junge frische Stimme:

Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!
Zieh durch die weite Flut zurück
Dahin, woher mich trug dein Kahn,
Kehr wieder nur zu unserm Glück.
Drum sei getreu dein Dienst getan!
Leb wohl, leb wohl, mein lieber Schwan!

Was geschieht mit mir, um Gottes willen, was geschieht mit mir? dachte Cilla bang, verstört, dann entsetzt. Sein Gesang durchschütterte sie. Ihr ward weich und krank ums Herz. „Mein lieber Schwan!“ Auch das hatte er zu jener Zeit einmal vor ihr gesungen, heimlich, einsam im Wald. Es war ihr zu tenörlich, süßlich, unmännlich erschienen, sie hatte ihn ausgelacht. Ihre siebzehn Jahre damals, hatten sie recht gehabt oder nicht? Jetzt kam's wie ein Rausch über sie; Tränen stiegen ihr in die Augen. O warum bin ich hergegangen! dachte sie. Wär' ich wieder fort!

„Was haben Sie?“ flüsterte Harry, während Lohengrin sang: Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen... „Sie schluchzen ja wohl gar?“

„Bitte, lassen Sie mich,“ flüsterte sie zurück. „Die

Nerven. Die dummen Nerven!“ — Sie biß die Zähne zusammen, sie erstickte das Schluchzen mit allen Kräften. Der erste Aufzug ging weiter; zu Ende.

„Was ist dir, Kind?“ fragte nun auch Edmund. „Was hast du für ein Gesicht? Packt's dich gar so toll?“

„Ich kann heute keine Musik hören,“ sagte sie und atmete tief. „Ich weiß nicht, was mir ist. Ein Gefühl, als würd' ich krank. — Ich bitte dich, laß mich nach Haus!“

Edmund zog die Brauen über die Augen. „Aber ist das meine Cilla? Du warst doch so gesund wie ich. Mach mir keine Schande, Kind. An so 'nem Abend läuft man doch nicht fort ... Und Nerven! Wenn man sich nur zusammennimmt!“

Sie nahm sich zusammen; sie schalt sich aus, nicht sanft wie Edmund, sondern zornig, hart. Im zweiten Aufzug ging's auch gut. Sie freute sich, daß Telramund, Ortrud, Elsa, die Edlen und die Mannen so lange sangen, kein Lohengrin. Als er dann kam, ertrug sie ihn. Sie freute sich, wie schön er sang. Sie freute sich, als der Vorhang niederrauschte und, wie nach dem ersten Aufzug, das Händeklatschen, der Jubel durch das ganze Haus ging, der schöne Ritter erscheinen mußte, und wieder und wieder, stolz bescheiden dankend.

Harry hatte die Hervorrufe gezählt; es waren ebenso viele wie nach dem ersten Akt.

Gott, hilf mir gut über den dritten hinweg! betete Cilla inwendig.

Sie verging aber mehr und mehr, je höher Lohengrin im dritten wuchs. Seine Stimme! Seine Seele! Sein bestes Ich! — Sie staunte ihn an wie Elsa, fragte ihn wie Elsa: Wer bist du? Was bist du? Wie soll ich dich nennen? Bist du der Max, an dem ich hing? der Max, der mir sagte: ohne dich leben, das kann ich nicht?

Kommen all diese Töne wie Fragen aus deiner Seele, deinem besten Ich zu mir? Sollen sie mir sagen: „Du hast nicht an mich glauben wollen, glaubst du nun? Liegt nun dein Herz besiegt vor mir?"

Ihre Brust war wie von Tränen gefüllt, ein See, der gegen alle Ufer drückte; denn keine von den Tränen stieg nach oben, sie sollten nicht. Immer biß sie wieder die Zähne zusammen: ich will siegen! ich behalte den Sieg! — Aber nun sangen sie wieder am Ufer der Schelde, Lohengrin, „der Held von Brabant", erschien, in seiner düsteren Herrlichkeit. Elsa hat „ihren teuren Schwur gebrochen", er muß nun verkünden, wer er ist:

In fernem Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Monsalvat genannt ...

Da war's wieder, die Erzählung vom Gral, die Max Erbach ihr vor fünf Jahren sang. O Gott! Aus dem ehrgeizkranken Studenten von damals, mit der „wildgewordenen Krawatte", war ein Cherub herausgestiegen, in Waffen strahlend wie der Erzengel Michael, und sang mit der Himmelsstimme eines Gotteskämpfers; so erklang es in ihrem Ohr. Ihre Tränen stürzten. Als stiege der ganze See aus der Brust herauf, so strömte es ihr über die Wangen hin.

„Um Gottes willen!" raunte Edmund endlich, gegen ihr Gesicht geneigt. „Was ist dir? was ist dir? — Kannst du dich nicht fassen?"

„Laß mich — laß mich — laß mich!" flüsterte sie nur. Ihre Tränen flossen unaufhaltsam weiter, sie versuchte auch kein Hemmen mehr. Es war wie ein Schicksal. Als dann Elsa sang, sprach sie deren Worte im Herzen mit:

Mir schwankt der Boden! Welche Nacht!
O Luft! Luft der Unglücksel'gen!

Zuletzt saß sie wie in wachem Traum, in einer halb erlösenden Betäubung da; ihr ward wieder wohler. Der „liebe Schwan“ kam geschwommen. Er verschwand im See. Sie sah alles, doch als säh’ sie’s nicht. Lohengrin schon in der Ferne. „Mein Gatte! Mein Gatte!“ sang die verzweifelnde, vergehende Elsa; Cilla griff nach Edmunds Hand. Der Vorhang rauschte. Beifallsjubel. Hervorrufe ohne Ende. Sie klatschte mit. Sie fühlte ihr Mäntelchen auf ihren Schultern, von Edmund ihr umgehängt. Sie verließ das Haus.

Endlich stand sie wieder in ihrer Wohnung, im Speisezimmer, sah über die gedeckte und geschmückte Tafel hin. Sie war gegangen, so rasch sie konnte, vor dem Gatten her; „bitte, laß mich jetzt,“ hatte sie ihn gebeten; „ich laufe mich gesund!“ Es kam auch wieder das alte Leben in die jungen Glieder; sie reckte ihre Arme, sie lächelte ihren Edmund an. Nach und nach erschienen die Gäste; zuerst der Kapellmeister mit dem Regisseur, dann Max, der sich abgeschminkt und allerlei Glückwünsche hingenommen hatte. Harry ließ noch warten; er habe noch im Theater zu tun, hatte er durch Max vermelden lassen. Man setzte sich, auf sein Verlangen, ohne ihn zu Tisch.

Edmund harrte mit seinem Trinkspruch auf ihn; erst als auch Harrys glückselig lachendes rötliches Gesicht an der Tafel prangte, sprach er seine kurze, aber begeisterte Rede auf den jungen Lohengrin, den neuen, geweihten Helden der heiligen Kunst. Bald darauf erhob er sich wieder: es sei *noch einer* von der Burg Monsalvat am Tisch. Wenn sich auch der zuerst namenlose Held seinen Namen selber gemacht habe, einen edlen Taufpaten habe er gehabt, dem das Beistehen „selbstverständlich“ sei wie alles Gute; drum heiße er auch „Bruder

Selbstverständlich" in der Freunde Kreis. Sonst auch Harry Unger. Bruder Harry hoch!

Sobald das Hoch und die Gläser ausgeklungen hatten, stand der eben Gefeierte aufrecht da: „Ich bitte für eine Minute ums Wort! Nicht um auch jemanden emporzufeiern, nur um eine Mitteilung zu machen, die diese verehrte Tafelrunde noch festlicher stimmen wird. Nämlich zwei Großmächte, der Münchener Intendant und der Leipziger Direktor — — drum hab' ich mich so verspätet heut. Es spielte schon seit dem Prophetenabend: München wollte Bacchetti haben; Leipzig wollte ihn behalten. Ich, als dummer Kerl, der aber für einen feinen Diplomaten gilt, wurde zum Vermittler erwählt. Ich schlug endlich vor: Leipzig behält Bacchetti noch einen Monat, er singt da noch, so viel er kann; dann tritt Leipzig ihn großmütig — das heißt, gegen eine nette Entschädigung — an München ab. Das wurde gestern von Bacchetti, heut während der Vorstellung vom Intendanten angenommen; jetzt, nach der Vorstellung, kam das letzte Leipziger Telegramm. Alle einig, Punktum! Nach einem Monat tritt Herr Maximilian Bacchetti in sein Münchener Engagement!"

Cilla erschrak so heftig, daß sie erzitterte. Kein Frieden! In vier Wochen Max wieder hier! Und dann blieb er hier!

Am Tisch war große Freude, Jubel. Die Männer tranken Harry zu, weil er so großherzig dafür gewirkt, daß er und Leipzig die „Perle" verlören, damit die Perle in eine edlere Fassung komme. Harry lachte aus seiner breiten Brust. „Ja," rief er, „es ist was Merkwürdiges mit den edlen Handlungen: sie schlagen meist zu unserm Nachteil aus. Aber es bleibt einem doch das unermeßliche Hochgefühl: ich hab' mich nobel benommen!"

Die Männer lachten und scherzten miteinander. Nur Cilla saß in erstarrtem Ernst da, ohne es zu fühlen; was tu' ich nun? dachte sie. Darf ich länger schweigen? Muß er nun nicht wissen, an wen er sein Herz so hängt?

Sie raffte sich auf: später weiterdenken; jetzt ihren Gästen eine sonnige Wirtin sein! Es gelang ihr aber nicht gut, sie konnte nicht. Wenn sie sich einmal lachen hörte, so erschrak sie über den falschen Klang; plötzlich versank sie dann wieder in ihre quälenden Gedanken und fuhr wie aus einem Einnicken auf. Zu ihrem Trost blieb man nicht so lange, wie sie gefürchtet hatte; das erste Zeichen zum Aufbruch gab Harry, indem er sich erhob: er müsse mit dem ersten Frühzug nach Leipzig zurück. Max stand auf: „Ich fahre mit!" Nun erinnerten sich auch die Münchener Musiker, daß sie morgen wieder schnöde Amtspflichten hätten. Edmund mahnte vergebens, „echte deutsche Männer" zu sein. Bald waren alle Gläser geleert und die vier marschbereit. Sie nahmen ritterlichen Abschied von der reizenden Hausfrau. Edmund hängte sich in seines alten Harry Arm und begleitete ihn hinaus.

Der letzte, der sich entfernte, war Max; er hatte mit Absicht gezögert. Als er sich mit Cilla allein sah, trat er auf sie zu; ein schmerzlich bitteres Lächeln umspielte seinen Mund: „Du hast mir heute abend nicht ein warmes, gutes Wort gesagt."

„Hab' ich nicht? — Ich dächte doch —"

„Nicht ein Wort!"

„Verzeih. — Ich hatte Kopfweh."

„Heute auch?"

Er hörte durch die offene Tür Edmunds laute Stimme, sie schien sich zu nähern. Er verneigte sich und sagte nur noch: „So leben Sie denn wohl! Bis auf Wiedersehn!"

Damit ging er hinaus. Cilla drückte die Augen zu.

Nach einer Weile kam Edmund wieder; er warf sich auf einen Stuhl und schaute an ihr auf und ab. „Meine gute Cilla, du warst mir diesen ganzen Abend so — fremd. Warum warst du so?“

„Das will ich dir sagen. Ich hab' schweigen wollen, um dir deine Freude und deinen Frieden nicht zu stören; aber da er nun wiederkommt, mußt du alles wissen. Er heißt nicht Bacchetti, er heißt Erbach, dessen Braut ich war.“

Edmund sagte lange kein Wort. Seine Farbe ward langsam gelblich, dann grün; ein bleich fahles Grün, das die Wangen deckte. Es war ihr schrecklich, diese Verwandlung zu sehn. Wirkte das *so* auf ihn? Als erfüllte sich eine alte Furcht? — Ein tiefes Mitleid erfaßte sie, mit ihm — und mit sich. Wo bleibt nun unser Glück? fuhr ihr durch die Brust.

„Du hattest mir's verschweigen wollen?“ brachte er endlich hervor; es sollte sachlich und ruhig sein.

„Um dir nicht deine Ruhe zu nehmen, wie ich eben sagte. Da es ja hieß: er kommt und geht! — Ach, wie tut mir's leid, daß es dich so angreift, Edmund! Warum tut es das? Was denkst du denn?“

„Wie *sieht's in dir aus*, Cilla? Darauf kommt es an. Wir hatten von diesem — Gespenst der Vergangenheit gar nie mehr gesprochen. Sieh mich mit deinen ehrlichen Augen an! Wie *war* dir denn diese ganze Zeit?“

„Welche Zeit?“

„Die drei Jahre, seit wir uns so gut sind. Was bedeutete da der Max in dir? — Gott und — — Ich versteh's noch nicht. Lohengrin — Bacchetti — dein Max!“

„Was er mir die drei Jahre war? Ein Stück von meinem Leben; ich hatte ihn ja doch lieb gehabt. Dann liebte ich dich aber mehr als ihn, und dann dich allein. Und so wird es bleiben; und nun mach nicht mehr dieses schreckliche Gesicht — es versteinert mich; mir vergeht das Reden. Hab' ich ihn hierher gerufen? Will ich, daß er hier bleiben soll? Hat das nicht alles dein Harry getan?"

Edmund stand auf, mit schweren Gliedern; es riß ihn aber plötzlich, er stand vor ihr. „Cilla! Sag mir, wie es ist! Ich will dich nicht an die Kette legen, ich will dich nicht halten, wenn — wenn das Schicksal kommt; aber die Wahrheit will ich! Sei nicht wie die Weiber, die so gerne heucheln und trügen, wirf mir die Wahrheit nackt ins Gesicht! Warum warst du so abwesend, so verstört diesen ganzen Abend? Warum an dem ersten Abend mit ihm, nach seinem Gesang, so tief versonnen? wie verzückt? Warum schüttelte es dich heute im Theater so — und ‚laß mich nach Haus'? Und dann die Tränen!" Er griff in der Erregung nach ihrem Arm; sie zog ihn zuckend zurück. „Warum hast du so geweint, wie ich's nie gehört habe, als bei unsres Richard Tod?"

Bei diesem Namen fuhr sie zusammen; dann starrte sie auf die Wand.

„Warum ich geweint habe? Ich kann's nicht erklären, ich kann's nicht sagen. Sein Gesang — es ist nur der Gesang — der ergreift mich so. Edmund, quäl dich nicht! Quäle uns nicht! Ich will ihn nicht wiedersehn — ich will nichts, nichts, nichts! als daß es so bleibt, wie es ist!"

„Warum willst du ihn nicht wiedersehn?" Sein Gesicht war wieder fahl, und er rang nach Atem. „Cilla, Cilla, ich will uns beide nicht quälen, weder dich noch

mich; aber mich martert jedes Wort, das du sprichst. Ihn nicht wiedersehn! Du fliehst vor ihm! Du flohst schon diesen ganzen Abend vor ihm, deine Augen entwichen ihm; ich hab's wohl gesehn. Ich wußte nur noch nicht, was das war und warum du's tatest! Als sie fortgingen — er blieb noch hier — ich sah durch die Tür, wie er vor dir stand; und dein Gesicht — versteinert, verstört. Und er sprach; ich sah es nur, hören konnt' ich's nicht. Was sprach er noch? Cilla!"

„Ich gebe dir Antwort, auch ohne daß du ‚Cilla' rufst. Er lächelte so bitter wie zuweilen in alten Zeiten: ‚Du hast mir heute abend nicht ein gutes Wort gesagt'."

„Und du?"

„Ich sagte ungefähr: Wenn's so ist, verzeih. Ich hatte Kopfweh. Da lächelte er gar: ‚Heut auch?' — Hast du nun genug gefragt? Ich hatte sonst einen Mann, der an mich glaubte, der nicht wie ein Untersuchungsrichter — — O Gott!"

Edmund legte sich beide Hände auf die Stirn, die Augen. „Was für ein Abend ist das! Was für eine Nacht! — Ja, ja, ja, ich frage zu viel. Das ist nichts für dich und mich. So wahr ich noch lebe — ich will ja lieber tausend Tode sterben, als dich so gefangen halten, wie dich Karoline hielt. Wenn das Gespenst lebendig wird, wenn die Vergangenheit wiederkommt — oder schon gekommen ist — dann zerreiß' ich mit dieser Hand die Kette, die dich bindet; dann packe ich die Säulen meines Hauses wie Simson und stürze es über mich her! Aber Wahrheit, Wahrheit! Die letzte Frage — in der einen sind alle drin: Weinte heut dein Herz um ihn? Will es wieder zu ihm? Hat er's wach gesungen?"

„Aber ich will ja nicht!" rief sie und rang die Hände. „Hörst du mich denn nicht? Ich will nicht, ich

will nicht! Ich will bei dir bleiben! Immer, bis ans Ende!"

„Weil du mir's damals gelobt hast —"

„Nun ja — aus meinem innersten Herzen heraus hab' ich dir's gelobt! Und aus meinem freiwilligen Herzen werd' ich es dir halten. O, ich bitte dich, Edmund! Reiß nicht so an mir. Ich war heute krank, ich fühl's; — nein, nein, nein, nicht so, wie du denkst. Nur in den Nerven krank. Laß sie Ruhe haben. Zerfrage sie nicht mehr, laß mich schlafen gehn! Und — wenn ich dir jemals Anlaß gebe, mein Tun als deine Frau zu tadeln, d a n n glaub mir nicht mehr. Bis dahin aber glaub an mich!"

Edmund sah sie nun weich, gerührt, wie es schien, mit liebevollen Augen an; er küßte ihre Hand, ihren Mund. „Ja, ja, schlafen gehn. — Wie sollte ich nicht an dich glauben? Das ist ja der Boden, auf dem ich stehe, wie der Baum in der Erde steht. Es ist nur das alles wie ein Donnerschlag auf mich niedergefahren. So ein Musikmann verwildert leicht; du kennst uns ja. Da komponieren wir uns geschwind einen Haufen Unglück, wir geborenen Phantasten wir. Geh schlafen, du holde Wirtin du. Ich will mir hier noch ein wenig die Dünste aus dem Kopf vertreiben. Geh, geh, geh!"

Er küßte sie noch einmal. Sie lächelte ihm zu und ging.

Cilla lag im Bett; es war wieder eine Stille über sie gekommen; nur in den Nerven, den wirklich erschütterten, wetterleuchtete es noch dann und wann. Sie schlief ein und erwachte wieder; es war aber nur ein halbes Wachen, in dem sich Wirkliches mit Traumfiguren mischte, die sich dann so geschwind wieder auf-

löſten, wie ein Dampfwölkchen in der Luft zergeht. Orcheſterharmonien und Sängerſtimmen kamen wie von ferne, über alles wuchs eine Stimme empor, die des Lohengrin; im Horchen wurde ihr wohl und weh. Lohengrin, vom Schwan gezogen, wollte im Nachen über das Eis, auf dem ſie mit Max Erbach Schlittſchuh lief . . .

Sie lag wieder in echtem Schlaf. Ein Wald um ſie her; der Wald, zu dem ſie zuweilen mit Max hingeradelt war, in dem er ihr das vom „lieben Schwan“ vorgeſungen hatte. Sie hatte ihn eben ausgelacht, er ſaß halb finſter, halb traurig da. Sie ſetzte ſich zu ihm ins Moos, zupfte an ſeiner wild gewordenen Krawatte; „ach, laß nur ſein!“ ſagte ſie. „Ich hab' dich eben den Lohengrin im Hoftheater ſingen hören, und das war ſo wunderſchön, daß ich weinen mußte. Drum ſei nur wieder gut, du dummer Junge; ich will nie mehr an dir zweifeln, ich will immer glauben, daß du ein großer Sänger wirſt!“ — Max legte ſeine großen Hände gegen ihre Ohren; „dann iſt's ja gut!“ ſagte er und zog ſie an ſeine Bruſt. Ihr ward ſelig wohl. Sie küßte ihn und ſprach an ſeinem Mund: „Max! Mein geliebter Max!“

Ein dunkler, dumpfer Ton in ihrer Nähe ſchreckte ſie auf; ſie fuhr in die Höhe — und lag im Bett. Edmund ſtand vor ihr. Sein Geſicht war ſo wunderlich, es kam ihr ein Grauen; ſie ſah wacher, klarer hin, nun erbebte ſie. Ein ſchreckliches Feuer war in ſeinen Augen, eine Art von Lächeln um die verzogenen Lippen. Aus ſeiner Bruſt kam ein Ton — wie der, den ſie eben im Traum gehört. „Edmund —!“ ſagte ſie vor Schreck.

„Ja, ja,“ murmelte er. — „Wovon träumteſt du?“

„Wovon ich —?“

„Ja, du. Diesen Augenblick. Bei wem warst du denn? Wenn du ‚mir je Anlaß gäbst‘ — — Ob wohl so ein Traum kein Anlaß ist? ‚Max! Mein geliebter Max!‘“

Sie starrte ihn an. „Das hätte ich —?“

„Ja, im Traum gesagt. Ich war eben gekommen; es zog mich zu dir. Es zieht mich immer zu dir. Aber wozu red' ich d a v o n — das wollt' ich nicht. Ich will nur w i s s e n; verstehst du nicht? Wovon träumtest du? Sag's in des Teufels — in Gottes Namen! Hast du von Max B a c h e t t i geträumt? Hast du von Max E r b a c h geträumt?“

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht,“ antwortete sie in ihrer selbstbehorchenden, bangen Redlichkeit. „Weißt denn d u, wie sich in dir die Traumbilder mischen? Hast mich nun auch so erschreckt — alles ist verworren, verwischt. Edmund! War in diesen drei Jahren in dir nie ein Traum, für den du dich nicht verantworten willst? Sollen nur wir F r a u e n für alles vor Gericht stehn, was in unserm unbewußten Leben geschieht?“

Es war so große Unruhe in seinem Kopf, er hörte nicht recht, was sie sprach. Er hörte nur ihre S t i m m e; wie sanft, wie weich! — „Vor Gericht stehn“ — „Untersuchungsrichter“ — die Worte taten ihm weh. O, wenn du wüßtest, verständest, dachte er, wie anders das in mir ist! — Er streichelte ihre Hand, die auf der Decke lag, während das Herz in seiner Brust große Schmerzen machte. „Cilla!“ seufzte er.

„Nimmst du denn alles, alles so schwer?“

„So schwer? — Meine Mutter meinte es. Edmund, sagte sie manchmal — fast mit deinen Worten: Warum nimmst du alles so schwer? — Ich hatte schon meine

Knabenparole, die sagte ich ihr aber nicht: ‚Alles oder nichts!' — — Schlaf nur ein. Ich komme wieder."

„Wohin willst du noch?"

„Zu mir. Mich ruhig denken; — was zu Ende denken. Dann komm' ich auch!"

Er ging in sein Zimmer.

„Ich muß aus dem Weg!" — Edmund stand vor seinem Schreibtisch, sah mit den stieren Augen auf den Teppich hinunter, sprach immer wieder vor sich hin: „Ich muß aus dem Weg!" Dazwischen flogen seine Gedanken: Von welchem Max sie träumte, was tut das? Beide sind wie einer! Der neue hat den alten in ihr aufgeweckt. Der lag scheintot in ihrem Herzenssarg. Nun steht er wieder da — mit der neuen Stimme — mit der heiligen Glorie des Lohengrin — und einstweilen im Traum sinkt sie ihm an die Brust: „Mein geliebter Max!" — Bei mir bleiben will sie. Warum? Weil sie mir vor unserm toten Kinde gelobt hat — ich wollt's nicht —: „ich bleibe dein bis zum Tod!" — Nein, nein, nein, Cilla, das tu' ich, der Mann. Das ist meine Sache. Was ich dir in meiner Seele gelobt hab' . . .

Er sprach wieder auf den Teppich nieder: „Ich muß aus dem Weg!" — Sie will ihn nicht wiedersehn, sprach es in ihm weiter. Wie viele Millionen haben das wohl schon gesagt, seit die Erde rollt. Er wird wiederkommen, und sie wird ihn sehn! Und ich sollte dann wie ein erbärmlicher Schächer schauen, spähen, horchen: wie weit sind sie nun? Oder ist Cilla gelübdetreu und weint sich nach ihm die Augen aus? — Nein, in diese Hölle stürzt Edmund Halland nicht. „Alles oder nichts!" — Scheidung? Das ist für Leute, die sich nicht mehr lieb haben.

Sie dem andern in die Arme legen und dann weiterleben? — Ein entsetzliches Gefühl fror ihm durch den Leib. Nein, wenn sie den wieder küßt, dann muß Edmund Halland in der Erde liegen! — — Da wär's aber nun beisammen, mein Musikdrama. Mein Opus 23! — Er lachte einen Augenblick. Er schluchzte einen Augenblick. Die Tragikomödie ist fertig! Fehlt nur die Musik! Fünftes Bild: Der Bub muß sterben. Aus seinem Sterbebett wächst, wie eine Lilie — ach, mein Gott — wächst die neue, heiligste, tiefste Liebe der Frau zum Mann; seine höchste Stunde! Sechstes Bild — da kommt's. Guter Konrad — du ahnungsloser — bringst der Lisa, die dir so gut und stillglücklich ist, den Revenant, das Gespenst ins Haus! Und die arme Frau, sich an dem ungeglaubten Wunder, seiner Kunst, berauschend — seinem Göttertenor — — Ja, da tritt er nun ein in das Singespiel! Wie soll er heißen? Felix Winter soll er heißen. Und als Sänger Harlach. Weg mit Konrads Tenor; der muß Bariton werden — wie ich. Felix ist der Tenor! Lisa Sopran. Wilhelmine Alt. Paul Görner — mein Harry — Baß. Alles beieinander!

Es war wie Feuer in seinem Kopf. Aber nicht das Höllenfeuer, das ihn vorhin versengte: helle, leuchtende Schaffensflammen, heroische Seligkeit. Ja, sein Opus 23 vollenden; nun kann er's ja mit seinem Herzblut schreiben; sollt's da nicht gelingen? Es auf der Bühne aufgeführt sehn! Seinen Sieg erleben! Nein, nicht sterben vor diesem Tag! — Aber *dann*! Dann, was er gelobte —!

Er saß schon an seinem Schreibtisch, seine Feder flog. Fünftes, sechstes Bild! Schluß des sechsten lyrisch, verhauchend, stimmungs-, ahnungsvoll. Lisa, von dem Wiedersehen mit dem andern bang und tief ergriffen, vom Wieder*hören* noch mehr, hat bei sich beschlossen:

ich sag's Konrad nicht, laß ihm seinen Frieden! Trennung, gute Nacht. Das gedämpfte Orchester sagt, was ihr Mund verschweigt, was ihr Herz bedrückt. Langsam fällt der Vorhang ...

Siebentes Bild — — die Feder sank ihm aus der Hand. Siebentes Bild: Der heutige Tag! — Seine Augen schlossen sich einen Augenblick: O ihr Ewigen, was für ein andres Schaffen heut in der Schmerzensnacht als in der seligen Freudennacht des Bräutigams! Eine wilde Schaffenswut riß ihm aber wieder die Augen auf. Gerade in dieser Nacht! In dieser Nacht soll das Opus werden — ganz, bis zum Schluß! Also das siebente Bild, das ist schon geworden, das hat das Schicksal gedichtet; nur künstlerisch zusammenfassen — das findet sich. Aber was im achten Bild? Vorwärts, erfinden — Schicksal machen. Der Welt einmal zeigen: ein deutscher Musikträumer auch ein deutscher Held! — Achtes Bild: Konrads Zimmer, am nächsten Tag. Er allein; „ich muß aus dem Weg!“ ist auch sein Gedanke; ihm bebt nun noch das Herz vor dem letzten Entschluß. Lisa tritt ein, blaß, erregt; sie zieht einen Brief hervor, den hat ihr Felix, der Sänger, geschrieben. Er ist doch noch nicht abgereist, er hat nicht gekonnt. Ich muß dich sehen! sagt der Brief. Du hast dich gestern von mir abgewandt, aus versteinerndem Pflichtgefühl; das ertrag' ich nicht. Du hast die alte Flamme in mir angezündet; dich dem Brennenden nun entziehen? Du hast damals büßen, sühnen wollen, was du mir angetan; nun ist die Zeit gekommen, nun tu's! Mein altes Recht an dich, gib es mir zurück! — Konrad, dem das Herz erzittert, zu Lisa: Und du? — Ich will bei dir bleiben! ruft sie. Ich halte, was ich dir gelobt! Aber ihr stürzen die unaufhaltsamen Tränen aus den Augen. Er sieht

die Kämpfe, den Gram, die Liebe in ihrem vergrämten Gesicht. Er preßt sie endlich noch einmal in die Arme, stammelt zärtliche, verschleierte, abschiednehmende Worte, die sie nicht versteht, stürzt hinaus. Im Orchester düstere, tragische Harmonien, gleichsam ein Vorspiel zum späteren letzten Bild ...

Lisa allein, ihr zerquältes Herz vor sich öffnend; Felix, der Sänger, tritt ein. Sie erschrickt, erstarrt, verstummt; er, in einem großen Gesang, schüttet Vergangenheit und Gegenwart vor ihr aus. Sie war sein, sie ist es wieder — er fühlt's, er sieht's — sie muß ihm gehören! Als sie widersprechen will, versagt ihr die Stimme; mitten im Treueschwur für den Gatten sinkt sie ohnmächtig hin. Er kniet neben ihr. „Du bist mein! Du wirst mein!“ Der Vorhang fällt.

Neuntes, letztes Bild — — Edmund, den Tränen nahe, sah es auf einmal vor sich, alles, als erlebte er's jetzt. Letztes Bild: auf der Hotelterrasse in Kufstein am Inn. Konrad sitzt dort allein, beim letzten Mahl; da soll es enden, wo's begann! Er ist hergefahren, hat von hier an Lisa geschrieben: Die törichten Aufregungen haben ihm zu sehr die Nerven gepeitscht, er will sie ein paar Tage beruhigen, im geliebten Kufstein; dann kommt er zurück. Schöne, herbstliche Stille dort, nur noch wenig Gäste, mild frische Wärme; alles, wie er's braucht! — Die junge Wirtin (aus dem ersten Bild) begrüßt ihn, freut sich, daß er nach dem Sommer noch einmal wiederkommt, wenn auch jetzt allein. Die schöne Kellnerin (auch aus dem ersten Bild), die Anna, bringt ihm sein Nachtmahl, seinen Wein; fragt den Einsamen nach der Frau, nach seiner Stadt, seinem Leben; fragt, was ihm fehlt: er sei so blaß, die ernsten Augen liegen so tief. Er erheitert sich mit Gewalt. Er scherzt. Er

fragt nach ihrem Schatz, trinkt ihr zu. Wie schön der Inn wieder rausche; er möchte gern einmal da unten stehn, wo die Terrasse aus dem Wasser steigt, auf dem Vorsprung des Mauerwerks. Möchte da niedersitzen, die Füße fast im gurgelnden Strom, und ihn so behorchen. Man kann ja übers Gitter steigen, sagt er, und hinunterklettern! — Anna schüttelt den Kopf: Das möchte er doch lieber bleiben lassen. Das habe schon einmal so ein junger, fürwitziger Herr getan, sei da unten ausgeglitten, der Strom hab' ihn mit fortgerissen; er sei nicht wiedergekommen. Doch der war blutjung; der Herr Weißbart sei doch zu alt dazu!

Konrad ist wieder allein. Er hat seinen Wein hinuntergestürzt; nach der schlaflosen Reisenacht fallen ihm die Augen zu. Wo nun wohl seine Lisa ist? — Und wenn sie dann hören wird: wie sie's wohl überwindet? Weinen, weinen wird sie. Überwinden wird sie's. Und die Zeit, o, wie wird die helfen ...

Das Orchester deutet sein Einschlafen an. Weiche, elegische Musik führt zu seinem Traum hinüber, der auch in seinen Zügen spielt. Hinter Konrads Stuhl steigen Lisa und Felix auf, Lisa einen Palmenzweig mit weißen Rosen in der Hand. Sie besuchen heute sein Grab am Jahrestag; man hört es aus ihrem Zwiegesang. Nun dürfen die Liebenden, die so lang' entsagten, zueinander kommen. Sie segnen sein Andenken — segnen ihr Geschick. Lisa legt die Rosen auf die Lehne, wie auf sein Grab. Sie reicht, mit Worten der Liebe, ihrem Sänger die Hand. Er neigt sich zu ihr, küßt sie auf den Mund ...

Mit einem Schrei fährt Konrad aus dem Traum empor. Er besinnt sich, wo er ist. Ach ja — die Terrasse; der geliebte Inn. Sein verlorenes Glück. Und nun

muß er aus dem Weg! sein Gelöbnis halten! — Die Terrasse ist leer. Der Inn rauscht so gut. „Wenn er mich hat, werd' ich Hilfe rufen; dann sagen und schreiben sie, daß es ein Unfall war. Lisa, Seele meiner Seele, leb wohl!" — Er steigt über das Geländer hinab. Sterbemusik des Orchesters, mit Harfe, Flöten, Posaunen.

Jähe, wilde Dissonanzen. Konrads Hilferufe, aus der Tiefe. Die Kellnerin stürzt aus dem Haus hervor. Die Wirtin folgt ihr, die letzten Gäste. Schwächere, ermattende, ferne Hilferufe. Keine Rettung! — Der Vorhang fällt, sinkt langsam nieder, von der sich wiederholenden Sterbemusik begleitet . . .

Edmund saß noch immer am Tisch. Er hatte das alles niedergeschrieben, die Feder auf ihren Platz gelegt, den Kopf in beide Hände gestützt; er starrte auf das Papier, die Stille r a u s ch t e um ihn, so sang es in seinem überwachten Hirn. Was er da geschrieben hatte, er begriff es nicht, konnt' es nicht mehr fassen.

Hinter ihm öffnete sich die Tür. Cilla trat herein im Nachtgewand. „Edmund!" sagte sie. Er drehte sich herum, die geheimen Blätter unter andre schiebend. „Was ist?" fragte er.

Sie schüttelte den traurigen Kopf. „Was hast du nur? — Warum schläfst du nicht?" Sie kam langsam näher, dann warf sie sich neben ihm auf die Knie. „Hast mich nicht mehr lieb?"

Er zog sie empor und auf seinen Schoß. Ihn duftete ihr warmes, junges Leben an; in dem leichten, losen Gewand all die schlanken Glieder. Er preßte sie an seine Brust; es war ihm wie ein erstes Abschiednehmen; ein schauriges Gefühl. Er drückte seine Lippen in ihr Haar hinein. „Ich dich nicht mehr lieb haben? Cilla! Bis zum Tod!"

Wohl die wunderbarste Zeit in Edmunds Leben begann: Opus 23 wuchs in langen Arbeitstagen — jede freie Stunde — in fiebernder Ungeduld der Vollendung entgegen. So hatte er auch noch nie geschaffen, auch in der phantasiereichsten Jugend nicht; Verse, Gesänge, Orchestermusik, alles floß ihm zu. Es war, als hätte der schmerzvoll aufgewühlte Zustand seiner Seele Kräfte wachgeschrien, die wie Tote geschlafen hatten; jetzt nachtwandelten sie, stiegen hellsehend und schwindelfrei an allen Abgründen hin. Während Max Bacchetti seinen letzten Leipziger Monat mit Triumphen füllte, saß Edmund am Klavier oder am Schreibtisch, oft in die Nächte hinein, fast den Schlaf verlierend, den er dann durch künstliche Mittel zu erzwingen suchte, aber aus seinem tiefsten, geheimsten Willen immer neue Kräfte schöpfend. Als Bacchetti wieder nach München kam, war das Musikdrama fertig; Edmund schrieb es ab, Tag und Nacht, feilte noch im Schreiben. Endlich machte er den letzten Strich und warf den Geleitbrief an Harry hin:

„Hier schicke ich Dir mein Opus, Alter, das ich ‚Herbst und Frühling‘ getauft habe; Du wirst bald sehen, warum. Du wirst dann auch bemerken, daß ich einige Wirklichkeiten hineingemengt habe, von mir, von Karoline, auch von Dir, und von meiner Frau. Das sind freilich alles nur Farben, Aufputz; die ganze sogenannte Handlung hab' ich frei erlogen. Besonders natürlich alles, was Cilla betrifft. Sie hat nie einen solchen oder ähnlichen Max gekannt; ich darf mir sogar schmeicheln, daß ich ihre erste Liebe war.

„Aber freilich, wie die Laien und zumal die Frauen sind: es ist ihnen gar zu wunderlich, wenn sie mit einem Teil ihres lieben Ich in Dichterwerke hineingeraten und

ihnen da allerlei angefabelt wird, was sie nie erlebt haben noch erleben wollen. Ich glaube, auch meine geliebte Cilla — mit ihren zweiundzwanzig Jahren! — würde mein Opus, wenn ich es ihr zeigte, zuerst etwas mißverstehen, nicht unbefangen als Kunstwerk hinnehmen, Einwendungen machen, Bedenken haben und so weiter. Drum habe ich die Sache wie ein schlimmer Bub ganz geheim betrieben; sie soll mein Musikdrama erst kennen lernen, wenn es sich auf den Brettern das Lebensrecht erworben hat. Mein Treiben am Klavier und am Schreibtisch habe ich ihr einstweilen — mit Deiner Erlaubnis — so erklärt, daß ich Dir bei der Ausarbeitung Deiner ersten Oper als alter Praktikus etwas Beistand leiste. Und käme es zur Aufführung bei Euch — mein glühender Wunsch! — so werde ich ihr sagen, daß ich zur Einstudierung Deiner Oper reise.

„Es ist immer die alte Geschichte: gute Zwecke heiligen böse Mittel! — Nachher sage ich ihr die Wahrheit.

„Mich der Gnade Gottes und Deines Direktors empfehlend

Dein alt junger Edmund."

Früher, als er hatte hoffen dürfen, kam Harry Ungers Antwort:

„Lieber, alter Freund! Was hast Du da gemacht? Was für ein Feuer vom Himmel hast Du uns da auf den Kopf geworfen? Ich habe tief in die Nacht hinein über Deinem Opus gesessen, vor Erregung gefroren, geschluchzt, geheult. Bin am Morgen zum Direktor gelaufen: darf ich Ihnen das vorspielen, haben Sie Zeit? Damit ich von Ihnen höre, ob ich verrückt oder nur ganz richtig betrunken bin? Er hat Zeit gehabt. Als wir fertig waren, hatte dieses alte Krokodil gleich-

falls Tränen in den Augen; und hat mir gesagt: ich bin auch betrunken!

„Mensch, wie ist denn all diese Musik über Dich gekommen? Sie geht auf die Nerven, in den Kopf, ins Gemüt, in alles. So was hast Du nie gemacht! Ich bin Dir zehnmal um den Hals gefallen.

„Eins war mir nicht recht: das mit dem Traum, Alter, am Schluß, vor Konrads Tod — mir zu opernhaft. Aber der Direktor, diesmal unkritisch wie ein verliebtes Dirndl, hat mich angelächelt. ‚Das wirkt auch! Sie weinen!‘

„Gott geb's!

„Mensch, das ist eine große Sache. Das wird Dir ein Bombenerfolg! — Wir haben ein paar biedere Opernnovitäten vor uns, auf die wir die schönsten Befürchtungen setzen. Der Direktor rieb sich nun sehr vergnügt die Hände: Wir schicken ‚Herbst und Frühling‘ voran, das rettet uns die Saison!

„Also bald wird's losgehen. Du kennst uns, hier geht alles mit Dampf. Komm dann nur beizeiten!

„Dein vor Freude auf dem Kopf stehender

Harry.“

Es ging so, wie der feuereifrige Harry angekündigt hatte; so schnell kam wohl selten eine Oper zur Einstudierung, ans Rampenlicht. Während Max Bacchetti sich als neuer Heldentenor in München einspielte und, wenn auch mit einigem Widerspruch der nicht mehr verwöhnenden Kritik, von Aufgabe zu Aufgabe wuchs und Triumphe häufte, flogen zwischen Edmund und Harry Briefe hin und her; die Fortschritte der Vorbereitung jagten sich, alles ward dem Dichterkomponisten gemeldet. Endlich begannen die Mahnungen: wir probieren, komm! — Edmund kam nicht, er saß und schwieg. Er hatte

seinen Koffer gepackt, alles, was in ihm Ehrgeiz war, drängte fort, schob ihn gleichsam zur Tür; das Herz hielt ihn fest. Eine abergläubische, nervöse Hoffnung wollte nicht entweichen: als könnte noch etwas Ungeahntes, Wundergutes kommen, als schwebe noch irgendwo im Dunkel ein rettendes, erlösendes Glück. Er sah zwar, wie Cilla langsam verblich und verging, er merkte, daß ihre Nächte nicht besser waren als die seinen, der nicht mehr ohne Morphium schlief; er sagte sich: sie leidet um ihn, den sie nicht mehr sehen will; warum lasse ich sie leiden? Und doch riß er sich nicht von diesem verzehrenden Elend los. Ach, dachte er, gedichtet ist leichter als gelebt; mein Konrad ist tapferer, stärker als ich!

Ein neuer Brief war von Harry gekommen, mit dem saß er an seinem Schreibtisch und starrte unentschlossen hinein. „Mensch," stand darin, „warum kommst Du nicht? Probe auf Probe und kein Komponist? Ich vertrete Dich so gut ich kann; ich zerreiße mich; aber ich bin doch immer nur der Esel in der Löwenhaut. Bitte, bring mich aber nicht so weit, zu denken, daß der Löwe ein Esel ist! Wir brauchen Dich. Wir wollen Dich. Ohne Dich gibt's jedenfalls keine Aufführung; das hat der Direktor in seinem allerhöchsten Zorn geschworen. Dein Opus wird in die Pleiße geworfen. Buchstäblich!

„Ich versteh' Dich nicht. Hast so ein Heldenstück geschrieben und bist so ein — — Schluß!"

Cilla trat ins Zimmer, Briefe in der Hand; bei der Tür blieb sie stehn. „Darf ich stören?" fragte sie.

Er nickte. „Was gibt's?"

„Da ist wieder ein Brief von Tante Karoline. Sie klagt, daß wir so lange nichts von uns hören lassen, und —"

Er bewegte müde abwehrend die Hand: „Schon gut!"

„Dann ist n o ch ein Brief. Von i h m. Max Erbach."

Edmund fuhr in die Höhe; ein plötzliches Grauen packte ihn. Seine Dichtung ward Wirklichkeit: da war dieser Brief! — „Er fordert dich zurück!" fuhr's aus ihm heraus.

Erschrocken, fast entsetzt sah sie ihm in die erglühenden Augen. „Aber was sprichst du denn?" sagte sie. „Was ist mit dir? — Und wie siehst du aus. Wie kann er mich zurückfordern —"

„Bitte, gib ihn her, den Brief!"

Sie kam und hielt ihn ihm hin. Er zog ihn aus dem Umschlag und las:

„An Cilla.

„Du willst mich nicht wiedersehn. Dein Mann weicht mir aus; treffen wir uns, so reden wir, und scheinbar wie damals, als ich noch nicht Münchner war; aber in Euer Haus werde ich nicht gebeten. Ich weiß, das kommt von D i r. Auch ins Theater gehst Du nicht, wenn ich drin singe. Es wäre mein Ehrgeiz und meine Freude, gerade für D i ch zu singen; das wird mir aber nicht mehr; das erlebte nur der Lohengrin.

„Du hast mir drei Briefe ungeöffnet zurückgeschickt; Du willst mich also weder lesen, hören noch sehn. Diesen vierten schreibe ich mit so verstellter Hand in der Aufschrift, daß er doch wohl geöffnet wird.

„Warum willst Du mich nicht wiedersehn? Was hab' ich Dir getan? Kannst Du mir vielleicht nicht vergeben, daß ich an dem Lohengrinabend, beim Abschied, auf Dich zutrat und einige bittere, anklagende Worte sagte? Es hatte mich zu schwer gekränkt, daß Du, gerade Du, an diesem meinem schönsten Ehrenabend mir nicht ein einziges gutes Wort vergönnt, mich sozusagen ver-

leugnet hattest. Womit hatte ich das verdient? Und eben an diesem Abend, als ich Dir so schräg gegenübersaß, hatte ich denken müssen: wenn sie nun noch Cilla Mohr wäre und ich käme morgen und sagte ihr: Siehst Du, ich hab's doch erreicht! Und ich bin noch der Alte, hab' Dich nie vergessen. Und Du schriebst mir ja damals, Du wärst mir noch gut. Werde meine Frau! — So phantasierte ich. Selbstverständlich, natürlich war's nur Phantasie! — Und da saßest Du, bleich und starr. Das ertrug ich nicht. Da sagte ich Dir das und ging.

„Ich bin ein verwöhnter, hochfahrender, eitler Mensch geworden: so magst Du wohl denken. Ich kenne meinen Wert, o ja; aber so schlimm ist's doch nicht! Wenn ich wieder zu Euch käme, Du solltest Dich wohl wundern, wie sehr ich noch der Alte bin; nicht für die Welt, aber für Dich. Tat ich nicht damals alles, was Du wolltest? War ich nicht so recht ein guter Junge vor Dir? Das könnte ich auch heute noch sein. Ich würde mich bescheiden, mich fügen; ein Opferlamm. Ein Virtuos der Entsagung. Glaubst Du's nicht? Versuch's!

„Bin ich Dir auch den Versuch nicht wert?

„Der alte Max."

Edmund faltete den Brief zusammen und legte ihn auf den Tisch. Sie zurückfordern? dachte er. Nein, das tut er nicht! Aber — er tut mehr als das; er schleicht sich so sacht in ihr Herz hinein. In aller Bescheidenheit — ein Opferlamm! — sagt er ihr so viel. Er ist „noch der Alte". Wärst du noch Cilla Mohr, würdest du meine Frau! — Und sie, wie blaß und übernächtig und abgewelkt steht sie da. Und ich noch immer im Weg?

Er füllte seine Brust mit Atem. Dann sagte er: „Was willst du nun dem Max Bacchetti für 'ne Antwort geben?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Gar keine! Ich will ihm nie eine Antwort geben!“

„Das wäre — wunderlich; zwischen dir und ihm. Warum willst du nicht?“

„Was sollte ich ihm sagen?“

„Bist du ihm zu feindlich oder bist du ihm zu gut?“

Sie wand ihre Schultern, zog die Brauen tief. „Bitte, frag nicht so. Frag nicht immer wieder. Laß mich gehn — deine Frau sein, alles für dich tun — und in Ruhe leben!“

Wie sie eben die Zähne zusammenbiß, dachte Edmund, dem das Mitleid sein eigenes Leid erstickte; so hält sie ihr Geheimnis fest! — „Ja, wenn du nur in Ruhe lebtest,“ gab er darauf zur Antwort. „Gerade die hast du nicht. Wie viel wachst du nachts. Ich hör's so oft, wie du dich wälzest, bald hin und bald her. Gegen Morgen im Halbdunkel, wie oft sehe ich da, du sitzest aufgerichtet im Bett, starrst auf die Fenster hin, als könntest du den Tag nicht erwarten — und in den Augen keine Spur von Schlaf.“

„Und wenn du das alles siehst und hörst, wachst du dann nicht auch?“

„Cilla! Meine Cilla! Ich hab' dich so lieb. Könntest du mir doch einmal deine Seele öffnen! Warum hast du ein Geheimnis vor mir?“

„Ich habe keins; du denkst nur so; du denkst gar so viel. Und wenn ich eins hätte — hast du keins vor mir? Wie hast du diese zwei Monate gelebt, immer für dich! All dein Arbeiten — für Harry, sagst du. Ich hab' dir geglaubt, ich glaub' dir alles; aber monatelang? So rastlos? Für Harry? Das will mir nicht mehr in den Kopf! Du hast mir zwar immer die Wahrheit gesagt —“

Sie sah ihn nun aber mit großen, zweifelnden, tiefen

Augen an und schüttelte den Kopf. „Nein, seit Monaten schon nicht mehr! — Edmund! Warum und seit wann nicht mehr?“

Es kam ihm plötzlich — die drei Worte des Lohengrin: „Mein lieber Schwan!“ sang er ihr zur Antwort.

Das überraschte, überwältigte sie. Ebenso plötzlich warf sie sich auf sein Sofa, brach in ein lautes Weinen aus.

Er horchte erschüttert; er sprach nicht mehr. Er nickte vor sich hin. Reif! Reif! dachte er. Die beiden Äpfel fallen vom Baum! — Nun war's wenigstens aus mit dem Hinhalten und dem Aberglauben; in seiner Brust war Ruhe. Entschluß. Er überwand einen letzten Schauder. Dann ging er leise zur Tür.

„Ja, was ich noch hatte sagen wollen,“ sprach er von dort zurück; — „bleib nur liegen, Cilla — Harry hat mich eben wieder gemahnt, zu den letzten Proben seiner Oper zu kommen; es geht nicht mehr anders. Ich fahre mit dem nächsten Zug, sechs Uhr zwanzig, da bin ich um halb vier Uhr morgens dort; kann noch tüchtig schlafen. Lieg still, für mich zu tun ist nichts! Ich komme noch und sag' Adieu. Ach, wenn du da doch einschlafen könntest — hast so viel gewacht! Hab' ich dir eben weh getan? Süße Cilla — das wollt' ich nicht. Will bei Gott im Himmel nichts, als dich glücklich machen. Man verfehlt's nur oft! — Aber ich hoffe, es wird noch, es wird noch!“

Es zog ihn übermächtig zu ihr; er beugte sich über die lieblich Hingestreckte und küßte sie mit Inbrunst auf den warmen Mund. Ihre Lippen gaben den Gegenkuß, zärtlich, leise seufzend. Er ging.

Alles war seit Tagen bereit; er nahm nur Mantel, Schirm und Stock, ließ eine Droschke holen, schickte seinen

Koffer hinunter. Als ihm der Wagen gemeldet ward, öffnete er noch geräuschlos die Tür zu seinem Zimmer; — hatte er's nicht gedacht? Sie war eingeschlafen. Über allen Kummer weg — wie ein weinendes Kind. Sie lag auf der Brust, auf den Armen, er sah aber noch ihr liebes Gesicht. Es war traurig schön.

Nein, sie nicht mehr wecken! Er stand noch minutenlang so da, in einer Andacht des tiefsten, wehevollsten Schicksalsgefühls, für die es wohl keine Worte gibt. Dann schloß er die Tür.

Fünf Tage später saß Cilla in ihrem Wohnzimmer am Fenster; sie hatte eine kleine Handarbeit, an der sie emsig nähte; ihr Buch hatte sie weggelegt. Ihre Gedanken waren bei dem guten Harry, der nun wohl als angehender Opernkomponist in allen Nöten und Ängsten schwebte, und bei dem ebenso guten Edmund, dem „Helfer“, der ihm die Sorgen von der so leicht geröteten Stirn und die Fehler und Flecken aus der Partitur wischte. Nur ebenso gut? Ach nein, besser, besser; wer war denn wohl so gut wie er? Hatte er nicht mit den Torheiten und Krankhaftigkeiten und Verschlossenheiten seiner dummen Cilla, die sich selbst nicht verstand, immer wieder Himmelsgeduld und liebevolle Zärtlichkeit? Und schickte er ihr nicht auch in diesen Leipziger Arbeitstagen, die voll Plage waren, auf schnell bekritzelten, täglichen Karten innig warme Worte und Grüße? Ihr ward so weh und wohl, als sie das bedachte. Es rührte sich eine herzliche Sehnsucht in ihr: käme er doch jetzt in die Tür! Und wäre dann wieder alles gut! Übermorgen, hatte er zuletzt geschrieben, sollte die erste Aufführung sein; das war also morgen. Kam er dann zurück? Sie hoffte. Sie wunderte sich: in ihrer Zeitung,

die so vieles brachte, hatte sie von dieser neuen Oper noch kein Wort gelesen . . .

Ein nahes Geräusch weckte sie aus ihren Gedanken. Sie sah von ihrer Arbeit auf; — Max stand vor ihr, im Mantel, den Hut in der Hand. Sie fuhr von ihrem Stuhl empor. „Was ist das?“ stieß sie im ersten Schreck heraus. „Wie — wie kommst du hierher?“

„Ich mußte,“ erwiderte er und riß sich an der Brust den Mantel auf. „Ich hab' deinem Mädchen gesagt, daß du mich bestellt hast. Sie kennt mich ja. Bitte, sei ruhig; setz dich wieder. Hör mich eine Weile mit —“

Cilla fiel ihm ins Wort. „Max! Was willst du hier?“

„Da du mir keine Antwort gegeben hast, muß ich sie mir holen. So behandelt man Max Bacchetti nicht! — Nein, nein, lächle nicht. O wie eitel! denkst du; aber so mein' ich's nicht. Das Wort Bacchetti war falsch gewählt; ich meine den ganzen Max — deinen Max — um den du so viel gelitten hast, nach dem du dich zurückgesehnt hast — und der das aus sich gemacht hat, was nun vor dir steht. Den verleugnet man nicht so, den stößt man nicht von sich, als wäre er ein Ungeheuer oder gar ein Schächer. Und vor allen andern durfte es Cilla nicht!“

„In deinem Brief neulich, da war es anders,“ entgegnete sie herb, zu herb, da sie gegen eine Verwirrung kämpfte. „Es stand da was von sich bescheiden, sich fügen —“

„Beim ewigen Gott, ich hab's auch gewollt! Hättest du mich freundlich aufgefordert, wieder herzukommen — — Aber keine Antwort? Einem Mann, der dir schreibt, gerade für dich, für dich möcht' er singen — ist das nichts? Ist das keiner Antwort wert? Du, Cilla Mohr, gerade du konntest mir wohl sagen: ich war ein

unwissendes Kind, als du mich so liebtest, ich verstand dich nicht, ahnte nicht, was Gott in dich gelegt hatte; sonst hätten sich wohl auch meine Kinderlaunen nie gegen dich empört. Nun seh' ich, was aus dir geworden ist, nun freu' ich mich mehr als alle, da ich dir mehr als alle abzubitten habe. Das, dachte ich in meinem Gefühl für dich — das noch immer lebt — das wird Cilla tun! Und ich hab' noch mehr gedacht; da wir uns nun einmal gegenüberstehn, will ich alles sagen. Diese Cilla, hab' ich gedacht, die einst mein war, mein — vor der ich meine Seele aussingen möchte — der ich all meinen jungen Ruhm, meine Zukunft, meine Jugend zu Füßen lege, sobald sie nur will — ja, bei Gott, so ist es, es muß heraus — hängt die wirklich so an dem alten Mann? Das ist ja ein Wahnsinn! Das ist —"

„Sprich nicht so!" rief Cilla laut, fast zu laut. „Sprich nicht von meinem Mann! Sonst geh' ich aus der Tür!"

Er verneigte sich, als füge er sich. „Bitte um Vergebung! Irgend etwas Böses oder Liebloses über ihn zu sagen, das kam mir nicht in den Sinn. Er ist ja ein Mann von hohen Qualitäten, als Mensch und als Musiker. Gerade in diesen Tagen tritt er ja mit einem neuen Werk in die Welt — von dem man sich viel verspricht —"

„Einem neuen Werk? — Du irrst wohl. Davon weiß ich nichts!"

„Du weißt doch, daß er in Leipzig ist und daß sie dort seine neue Oper geben, ‚Herbst und Frühling?'"

Ihr ward wirr im Kopf. „Ich versteh' dich nicht. Eine Oper von Harry Unger wollen sie dort geben —"

„Aber nein! Es stand heut in der Zeitung, im Kaffeehaus las ich's: ein Musikdrama oder so von

Edmund Halland, dem geschätzten Meister. Von Harry Unger kein Wort! — Wie siehst du aus, Cilla? Hat dein Mann dich so getäuscht? Du weißt nicht, was er schreibt, was er tut, warum er auf die Reise geht?"

Cilla faßte sich mit Gewalt; sie sah eine Art von Freude in seinen Augen, die ihr mißfiel, die ihr Kräfte gab. „Bitte, lassen wir's," sagte sie mit einer stolzen, ablehnenden Gebärde. „Wenn er mich getäuscht hat, so hat er irgend einen guten, edlen Grund. Das ist auch nur zwischen ihm und mir. Reden wir davon nicht mehr!"

„Bitte, bitte," erwiderte er ebenso stolz. Dann fuhr er aber weicher fort: „Das brauchtest du mir, bei Gott, nicht so herb zu sagen. Ich verstehe auch ohne das, was ich darf und soll! — Er hat gewiß einen edlen Grund. Wie werde ich denn denken, meine Cilla hat keinen edlen Mann gewählt? Ich glaube auch nicht, daß er es ist, der mich hier nicht sehen will. Das bist du allein! Du willst mich nicht sehen, weil du dich fürchtest — — ja, ja, ja, du fürchtest dich. Mein Bild soll aus dir heraus! Es ist noch drin! so wie deins in mir! O, ich weiß mehr, als du denkst; dein herbes Kopfschütteln beirrt mich nicht. Als ich damals den Lohengrin sang, da bist du in Tränen zerflossen, konntest dich nicht fassen; Harry Unger hat mir's in Leipzig erzählt. Seit ich wieder hier bin — und du mir ausweichst — sperrst du dich vor den Menschen ab, hast den Schlaf verloren, wirst elend; ich weiß es, ich hab's gehört. Und ich brauche dich nur anzusehn! Du bist ja mitleiderregend schön! — Soll das so fortgehn, Cilla? Soll es uns beiden so gehn wie den Königskindern: ‚sie konnten zueinander nicht kommen' — — Das ertrag' ich nicht!

Wir waren füreinander bestimmt! Wir sind's n o ch! — Ich beschwöre dich, bleib stehn, geh nicht aus der Tür. Als ich damals auf dich verzichtete — wer war ich? Was hatte ich? Nichts als meine Hoffnung. Sollte ich dich noch einmal an so einen ketten? Nun ist meine Hoffnung Wirklichkeit geworden — und mich zieht alles zu dir — nun hat dich ein andrer. Aber muß er dich immer und ewig haben? Gibt's da keine Lösung? Er ist edel, er hat dich gehabt, er wird alt — wir sind jung — kann er nicht verzichten? — Du wehrst immer ab, immer ab. Aber dein Leidensgesicht! Dein blasses Elend! — Hör doch noch ein Wort! Ich will ja nicht im Sturm durch die Wand. Ich will nur nicht verstoßen sein. Wenn ich dich nur sehen, hören, vor dir singen darf. Wenn ich nur ahnen und hoffen darf: sie kommt wieder zu mir!"

Cilla drückte die Augen zu. Eine gefürchtete, verhaßte Weichheit war über sie gekommen; das war wieder Max, der alte Max, sein Gesicht, seine Stimme. Als wären fremde Hüllen von ihm abgefallen, die ihn ihr entstellt und verschleiert hatten. Sie bebte vor sich, sie zürnte sich. „Geh, geh, geh!" sagte sie, um die bange Stille zu unterbrechen. „Ich schreibe dir. Ich geb' dir mein Wort. Nun geh!"

Plötzlich fühlte sie etwas an ihrer Hand, ihrem Kleid. Sie riß die Augen auf; Max kniete und streckte die Hände nach ihr. „Cilla!" sagte er, da er sie sich verfinstern sah. „Ich will gehn. Ich gehe. Sag' mir nur ein gutes Wort! daß du mir noch gut bist!"

„Steh auf!" sagte sie hart. „Soll mein Stubenmädchen dich so sehn?"

Er erhob sich langsam. „Nur ein Wort zum Abschied! Ein Pfand. Ein Zeichen, daß dein Herz —!"

Er wagte es, seine Arme streckten sich aus, um sie zu umfassen.

Jetzt stieß sie ihn aber in aufflammendem Zorn zurück; er taumelte einen Augenblick. „Bist du wieder der Tenorist?" warf sie ihm ins Gesicht. „Geh hinaus! — Sonst geh' i ch!"

Da er stehen blieb, mit erstarrten Zügen, lief sie aus der Tür und schloß hinter sich zu.

Sie hörte seine Schritte, sie näherten sich; „Cilla! Cilla!" hörte sie ihn mit weicher, abbittender Stimme sagen.

„Ich hasse dich! Ich hasse dich!" sagte sie zurück.

„Ich war toll! Sei gut!"

„Geh, geh!"

„Du wirst mir vergeben, Cilla. Wirst mich wiedersehn!"

„Nur wenn du gehst; sonst nie!"

Es ward still. Ging er fort? Stand er immer noch? — Ihr ward schwach ums Herz, sie lehnte sich an den Türpfosten. In ihren Ohren rauschte noch seine schmelzende Stimme. Gott im Himmel, dachte sie, ist denn das wiedergekommen, daß ich beide liebe? — Schrecklich, daß mir das e i n m a l geschehen ist; kann das w i e d e r k o m m e n?

Endlich hörte sie, daß er ging. Sie horchte. Die Wohnungstür fiel hinter ihm zu.

Jetzt richtete sie sich auf. Ihre Augen suchten ihren Hut, Mantel, Plaid, Reisetasche, alles. Fliehen! Fort von hier!

Die erste Aufführung von „Herbst und Frühling" ging ihrem Ende zu; sie spielten schon das letzte Bild. Edmund saß in einem kleinen, engen Verschlag vorn,

zunächst der Bühne; dort hatte man ihn untergebracht, da er „bei den Truppen“ hatte bleiben wollen und es bei Zimmerdekorationen nur noch geschlossene Wände, nicht mehr die alten Kulissen gab. Von diesem Versteck aus konnte er wenigstens einen Teil der Bühne übersehn; von dort hatte er drei Stunden lang erlebt, was nicht leicht ein Mensch erlebt: sein eigenes, jüngstes, noch fortrollendes Schicksal, von andern Menschen dargestellt. Wie in einem Fieberrausch hatte er erlebt, wie von Bild zu Bild der Erfolg heranwuchs, sein gesungenes Glück und Elend die ahnungslosen Tausend da draußen gefangen nahm, laut erschallenden Beifall weckte; wie man kam und ihn auf die Bühne zog, um in das gefüllte Haus zu sehn und sich vor all dem klatschenden und rufenden Volk zu verneigen. Nach jedem Bild; immer feuriger. Der von Harry vorhergesagte „Bombenerfolg“!

Seine Nerven zitterten; sein Herz schlug stark, aber fest. Diesen Traum wie ein Mann zu Ende träumen! Ihn ergriff nur sehr, den da auf der Bühne zu sehn, den weißhaarigen, blassen, abgezehrten: den Konrad, der auf der Terrasse am Inn die letzten Worte mit der Kellnerin wechselte, dann seinen Abschied vom Leben sang. Was für ein märchenhaft grausiges Gefühl, ein zweites Ich so anzuschauen; und die selbstgeschaffene Musik zu hören, bei der dieses zweite Ich verging! — Der Konrad hatte vieles schön gesungen, auch vieles rührend gespielt; auf der Generalprobe war seine Maske zu jung gewesen, heute — da Edmund ihn freundlich zurechtgewiesen — hatte er sich zu alt gemacht. Was tat das? Er gefiel ja doch. Lisa war groß, üppig, sang mit zu viel Ton; ach, nicht seine Cilla! Sie war aber dem Publikum doch ins Herz gegangen. Sie war auch

jetzt ein rührendes Bild, als sie in Konrads Traum hinter seinem Stuhl mit dem Sänger, dem Felix, erschien. Edmunds Auge ward feucht ... O, diese Musik im Orchester! Er verwunderte sich, den Kopf leise schüttelnd, über seine eigne Musik. So ein Glanz weicher, süßer Wehmut lag über diesem letzten Traum, diesem Zwiegesang. Dann noch die Sterbemusik ...

Mein eigener Schwanengesang! fuhr ihm durch den Sinn.

Der Vorhang fiel. Es war aus! — Nach einer sekundenlangen Stille hereinflutendes Beifallklatschen; er hörte von allerlei Stimmen seinen Namen rufen; er stand auf, einen wunderbaren Schein wie Abendrot vor den Augen, feierliche Seligkeit in der Brust. Nein, nicht tränennaß vor die Menge treten, den kommenden Tod im Gesicht; in ruhiger Freude, stark und fest! — Lisa kam und zog ihn, an ihrer Hand trat er auf die Bretter, Felix und Konrad standen schon dort. Der Vorhang ging in die Höhe; das Klatschen wuchs. Es wollte nicht enden; immer wieder die Stimme des Regisseurs: „Vorhang auf!" Zuletzt kam nur noch Edmund allein. Endlich ward es still.

Der Direktor, der Dramaturg, dieser und jener erschienen auf der Bühne; Glückwünsche, Händedrücke; „das spielen wir dreißigmal!" Nun trat auch der gute Harry heran, der als Kapellmeister im Orchester den Feldherrnstab geführt hatte. Seine rote Stirn war mit Schweiß bedeckt, seine Haare klebten. Edmunds schönheitverlangende Augen liebten sonst so einen Anblick nicht; heute war ihm das wie Wunden nach der gewonnenen Schlacht. Er riß Harry in seine Arme und hielt ihn umschlungen; „Kamerad aller Kameraden!" sagte er. „Tausend, tausend Dank!"

„Gut is 's gangen," antwortete Harry mit dem Wiener Spruch; „nix is g'schehg'n!" — Sie standen endlich allein auf den Brettern, schauten einander noch fröhlich und liebreich an. „Wie willst du's nun haben, Alter?" fragte Harry. „Bleiben wir beisammen? Oder willst du Ruhe haben, daß wir dich morgen abend mit mehr Atem feiern?"

„Lieber morgen," erwiderte Edmund, ein Zucken überwindend. „Weißt, ich wäre heut gern allein. Hab' doch stark verbrauchte Nerven; und dann — ich hab' ja Erfolge gehabt — aber so einen nie! Da möcht' ich noch eine Weile einsam herumgehen — mit meinem Gott und so weiter — und dann still zu Bett."

„Wie du willst. Ich fühle dir's nach. — An Cilla telegraphieren, das willst du nicht?"

„Morgen. Heute ist's für sie zu spät. — Wenn du wüßtest, Harry, wie ich dir für all deine Liebe danke!"

Harry schlug ihm mit der Hand auf den Arm: „Zum Teufel mit deiner ewigen Dankbarkeit! Man macht sich ja doch nur selber 'nen Spaß. Also dann gute Nacht!" —

Edmund stand allein auf dem Augustusplatz vor dem Stadttheater; er sah in die Nacht hinein, eine kalte, mondbeschienene Winternacht. Er ging langsam vorwärts, am Museum vorbei, dann über die „Promenade", an den Häusern hin. O ja, dachte er, wie gut wäre das: so siegesselig wie ich bin — mir gelang noch nichts so gut — wenn ich nun vergehen könnte wie mein Schatten da. Ich trete an diese Hauswand — so — er ist weg. 's ist aus! — Aber weil wir mehr sind als unser Schatten, sollen wir's auch etwas schwerer haben. Und sind wir einmal auf unsre Weise aus dem Licht getreten, wo ist dann der Unterschied? — Eine wunderbare Ruhe kam

ihm aus dem Sieges- und Glücksgefühl; seine Gedanken konnten sich nun in die Vergangenheit verirren wie sie wollten, er war wie am erreichten Ziel, auf dem letzten Gipfel, sah auf den langen, gewundenen Weg wie ein schön ermüdeter und zufriedener Mensch hinab. Seine Schritte schallten im Gleichmaß, sicher, ruhig auf dem angeschneiten Pflaster; so kam er in seinen Gasthof zurück. Er nahm seinen Schlüssel von der Tafel, stieg zu seinem Zimmer hinauf. Drinnen stand noch etwas Brot, Butter, Fleisch und Wein auf dem Tisch, vom Nachmittag, ehe er zum Theater ging; in ihm rührte sich aber kein hungriges Gefühl. Nur nach einem Glas verlangte ihn und nach einer Flasche; die Flasche war mit Lysol gefüllt. Darin war Tod genug, für mehr als einen! Er holte sie aus dem Koffer hervor, goß die Hälfte in ein Wasserglas, stellte beides auf den Tisch. Dann setzte er sich aber, die elektrische Lampe neben seiner Mappe, nahm einen großen Briefbogen und schrieb:

„Für meine Frau, Cilla Halland, München.“ (Dazu Straße und Haus.)

„Meine teure, geliebte Cilla! Nach dem schönsten Erfolg, dem ehrenvollsten Abend meines ganzen Lebens, wirft mich ein schreckliches Unglück hin; ich muß sterben, keine Rettung. Noch hab' ich Besinnung und Kraft, um es Dir zu melden, Dir Lebwohl zu sagen. Es ist tiefe Nacht, ich konnte nicht schlafen, lechzte sehr nach Schlaf; da dachte ich: nimm deinen alten Freund, dein Morphium, und trinke einmal davon, vielleicht wirkt das gut und schnell! Bei dem schwachen Licht hab' ich fehlgegriffen: hab' statt des Morphiums die Flasche mit Lysol genommen — die mir neulich, ich hatte mich am Arm verwundet, ich verband mich selbst —

„Verwirrt denn mein Geist sich schon? — Ein alter Leipziger Bekannter hatte mir das Lysol gegeben. Ich hab's getrunken. Ich fühle den Tod.

„Dich verlassen! Cilla! — Ich kann Dir nur noch danken für alles Glück, das Du mir gegeben. Allen Segen über Dich! Allen Segen Gottes!

„Ich kann nicht mehr. Leb wohl! Welt, gute Nacht!"

Er ließ das Blatt liegen, wo es lag; er überflog es noch; etwas wie ein Lächeln bewegte seine Lippen. Das stimmt zu meinem Opus 23, dachte er: auch noch meine eigene Todesanzeige habe ich geschrieben.

Doch noch etwas schreiben! Für Cilla allein. Er nahm einen kleinen Briefbogen:

„Ach, Du meine Cilla! — Noch bist Du's. — Was ich Dir eben auf dem großen Blatt geschrieben habe, wird die Welt wohl glauben; o, was gäbe ich drum, wenn auch Du es glaubtest. Aber Du wirst auch mein Musikdrama lesen — das kann ich nicht hindern — und dann wirst Du wissen, warum ich gestorben bin.

„Ich beschwöre Dich bei Deiner alten Liebe zu mir, bei dem Andenken unsres Richard, bei Deiner Andacht zu Gott; sieh meinen Tod als das, was er ist: das gern gewollte und gewählte Ende eines schönen Lebens, das sich ausgelebt. Du gabst mir das Schönste davon; es war tausendmal mehr als ich verdient habe, Cilla; es war für ein langes Leben genug. Ich hab' ganz genug. O denk nun nicht, mein Schatten stehe zwischen Dir und Max. Nichts und niemand steht zwischen euch. Ich bin ein Mann und segne euch. Ich gehe nur aus dem Weg, auf die andre Seite, und winke euch von drüben: Gute Fahrt!

„Bis in des Todes Frieden Dein Edmund."



Er versiegelte diesen zweiten Brief, schrieb darauf: „Durch den Kapellmeister Harry Unger uneröffnet an Frau Cilla Halland zu geben.“ Dann griff er noch einmal in den Koffer und nahm das Textbuch seines heute gespielten Musikdramas heraus: in dem wollte er lesen, bis ihm das Sehen verging. Auch das wird dann morgen „Bruder Harry“ finden; der wird dieses Opus 23 nicht verkommen lassen. Nachruhm! Hallands Name bleibt!

Er nahm das Glas vom Tisch und trank.

In der dunklen, vom sinkenden Mond verlassenen Frühe kam Cilla nach Leipzig; sie war mit demselben Zug gefahren, mit dem fünf Tage früher Edmund fuhr. Es war wie eine Flucht zu ihm, vor dem andern, zu dem damals s e i n e edle Lehre sie zurückgeführt hatte. Sie wollte bei Edmund sich wiederfinden, an seiner Güte und Treue sich aufrichten, das gute oder böse Schicksal seines Werkes mit ihm teilen, ganz Cilla Halland sein ... Sie fuhr zu dem Gasthof, in dem er wohnte, nannte dem öffnenden Hausdiener ihren Namen, ließ sich von ihm ein Zimmer anweisen und blieb allein. An Edmunds Tür horchte sie; in ihrer Sehnsucht hätte sie gern bei ihm angeklopft und auf sein „Wer da?“ gefragt: Darf ich ein zu dir? Es war aber so still da drinnen; er schlief wohl fest, und er brauchte Schlaf. Zögernd und seufzend ging sie in ihr Zimmer zurück. Draußen war noch finstere Nacht; sie mochte sich aber nicht mehr niederlegen, sie setzte sich ans Fenster, zuweilen die Augen schließend, und wartete, bis das späte Morgenlicht erschien. Sollte sie es nun wagen, ihn wecken? Früher hatte es ihn oft gefreut. Sollte es heute nicht?

Wenn sie so als ungeahnte Überraschung an sein Bett trat: „Ich mußte zu dir!“

Sie ging hinüber und klopfte. Es rührte sich nichts. Es kam keine Antwort. Sie griff an die Tür; sie war nicht verschlossen, ging auf. Als sie nun eintrat — welch ein Anblick! Neben dem Tisch lag Edmund auf dem Teppich, wie vom Stuhl gesunken; der Tod stand ihm aufs Gesicht geschrieben. Zwischen seinen leichenfarbenen Fingern lag ein beschriebenes Heft, als wäre es mit ihm hinabgefallen. Die elektrische Lampe glühte noch.

Aus der ersten schrecklichen Betäubung erwachend, suchte sie sich zu fassen: was tun? Noch um Hilfe rufen? — Er war starr und kalt; bei ihm niedergekniet fühlte sie's mit Grauen. Wie vor dem Schicksal ohnmächtig starrte sie ihn an. Seine Augen standen noch offen; sie überwand sich und drückte sie zu. Aber allmächtiger Gott, wie war das geschehn? Ihre Blicke irrten umher; sie stand auf; sie sah das Blatt auf dem Tisch mit der Überschrift: „Für meine Frau, Cilla Halland, München.“ Ihre bebenden Hände ergriffen es, sie las.

Durch so ein Unglück vernichtet! Ihr Edmund! — Sie konnte noch nicht weinen, konnte es nicht fassen. Nur wieder ihn anschauen konnte sie; die wunderbar edlen, stillen Züge, den herzergreifenden, himmlischen Frieden auf dem bleichen Gesicht. Sie hatte noch nicht viele Tote gesehn, so einen verklärten gewiß noch nicht. Nur ihren kleinen Engel, den Richard ... „Herbst und Frühling“ las sie; sie sah es, von seiner Hand auf das Heft geschrieben, das zwischen seinen Fingern lag. Sein Werk! Schon gespielt! Auf dem Blatt da stand's: „Nach dem schönsten Erfolg“; nach dem „ehrenvollsten Abend meines ganzen Lebens“; gestern abend; gestern! Wieder niederkniend nahm sie das Heft, es lag lose da:

„Musikdrama in neun Bildern, von Edmund Halland“ ... Doch es lag auch ein versiegelter Brief dabei: „Durch den Kapellmeister Harry Unger uneröffnet an Frau Cilla Halland zu geben.“ Sie riß ihn auf, sie las ihn, seinen letzten Gruß, seine letzte Bitte.

Nun stürzten ihr erst die Tränen hervor. Sie warf sich bei ihrem Toten hin, warf sich über ihn, seine kalten Augen, Haare, Wangen, Lippen küssend. „So bist du für mich gestorben, du?“ schluchzte sie an seiner Brust. „D a r u m sagtest du mir beim Abschied: ‚Will bei Gott im Himmel nichts, als dich glücklich machen!‘ Ist das glücklich machen? Wenn ich hier zum Sterben vergeh'? O du grausamer — böser — himmelsguter — allerbester Mann! Ich soll übrig bleiben? Dich überleben? Hast du das geglaubt? Mit dem andern leben? Hast dir wirklich denken können, daß das möglich ist? O du törichter — geliebter — heißgeliebter Mann. Und wenn ich auch nie, nie erfahren hätte, daß du für mich gestorben bist — mit ihm glücklich werden? Nachdem ich mit d i r gelebt? Du, du, du hast nie für dich und in dir gelebt. Du wußtest nicht, was Eitelkeit ist. Und nach zehn solchen Abenden wie gestern hätt'st du's nicht gewußt. Edmund! Mein Edmund!“ Sie lag wieder an seinem stillen Mund. „Mir ist nun, als hätt' ich nur d i ch geliebt! — Dich überleben? Ich sterb' mit dir!“

Die Glückliche sah, da sie sich nun wieder erhob, die Flasche auf dem Tisch neben dem Abschiedsblatt; „Lysol“ stand darauf. Sie war noch halbvoll. Cilla faltete unwillkürlich die Hände, wie um Gott zu danken; nun konnte sie ihm folgen, sogleich. Es ging eine selige, berauschende Freude über ihr Gesicht. Sie schüttete den ganzen Rest ins Glas, trank dem Toten zu, trank aus.

Dann legte sie sich neben Edmund auf den Teppich hin; so, bei ihm, als seine Frau sollten sie sie finden. Ach, dachte sie, könnte hier jetzt unser Richard mit uns liegen. Wir drei vereint; wie schön! — — Nein, hier neben meinen beiden an Max nicht mehr denken. — Es gehe ihm gut! Es gehe ihm gut!

Richard! Edmund! — —

Ihre Gedanken verwirrten sich. Das Bewußtsein schwand ihr.

Das Kind von Goslar

I

Harzburg, August, Sonntag.

Lieber Bruder,

da bin ich also. Die Harzreise ist angetreten. Die große Lücke in meiner Bildung soll geschlossen werden. Fast das ganze Südeuropa bereist und den hohen Norden, nur das Allernächste für den Norddeutschen, den Harz, noch mit keinem Auge gesehn! Erinnerst Du Dich, wie unser Großvater Gerland uns aus seiner Jugend erzählte und so komisch lachte: „Ja, wenn damals einer mit Tode abging, so sagte man, der ist über den Harz gegangen!“ So weltenfern war unsern kleinstädtischen Spießbürgern damals noch das Brockengebirg, das gespenstische. Und Goethe, in seiner „Harzreise im Winter“, wie feierlich er vom Brocken spricht, den ich vorgestern als einen langen, etwas gekrümmten Strich zwischen den grünen Waldbergen gesehen hab':

Des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Nun sitz' ich hier in Harzburg am Fenster, höre die Nachmittagsmusik von den „Eichen“ her (schöne Eichen,

Fritz), schaue zu dem freundlichen Waldberg hinauf, der einst die alte Harzburg trug und die großen sächsischen Kaiser beherbergte, sehe die ungezählten Sommerfrischler schlendern und die Kutschen vorüberrollen, rieche Rosen- und Nelkenduft, und — mir ist schrecklich modern zumut. So gar nichts Altertümliches! Und so gar nichts Gespenstisches, Märchenhaftes. Der Himmel ist knallblau — auch in mir. Prosaische Sonntagsfidelität. Wenn ich früher das Wort „Harzburg" las — Donnerwetter! dacht' ich, das klingt doch noch. Und sofort dacht' ich mir auf den Bergen klobige Ruinen, sagenumflatterte Felsen, und reizende Waldmärchen rundherum.

Hat sich was! Hotels rundherum. Oft recht hübsch an den Wald gebaut, auf einen grünen Hügel gestülpt; aber alles so neu, so urmodern. Am Radaubach sehr angenehme Wege (sogar ein „Philosophenweg"). Auch einen stimmungsvollen Abhang hab' ich gestern im Wald gesehn, auf dem Kühe weideten, und Männlein und Weiblein im Gras lagen; Doktor Albert Helling warf sich auch sogleich hinein, so packte ihn die Stimmung, obwohl er doch nur ein Naturforscher ist. Kinder, alles gut und schön. Aber die Harzträume meiner Knabenzeit — wo bleiben die hier?

Du wirst freilich lachen, Du Landgerichtsrat. Wirst mit Deinen ironischen Mundwinkeln sagen: Was gehn Dich denn heute noch Deine Knabenträume an?

Von Albert Helling hab' ich mich heut früh getrennt; er will zunächst, allein, nach Hildesheim und Hannover, er hat da Geschäfte. In acht Tagen wollen wir uns wieder treffen, in Goslar; da soll diese kleine Harzreise dann zu Ende gehn.

Als er abgereist war, fuhr ich auf der Bahn nach Ilsenburg, ging dann ins Ilsetal. Du, das hat Poesie!

Und da erlebte ich eine Art von Abenteuer; das heißt — erwarte nicht zu viel —

Eine Buche nämlich —

Harzburg, Montag.

Gestern kam ich nicht weiter; es zog mich zu den „Eichen“, zur Musik, zu den Menschen. Der Himmel war zu blau!

Also eine Buche — — Es war nämlich gar keine wirkliche Buche; ich hab' sie nur so getauft. An der Ilse hinschlendernd — — Ein merkwürdig holder Bach! Wie er in reizenden Selbstgesprächen zwischen seinen hohen Bäumen, oft tief beschattet, dahinplaudert, murmelt, trällert, kleine Melodien zu singen anfängt und dann wieder abbricht; oder die großen Flüsse mit schauspielerischem Talent kopiert, kleine Stromschnellen und niedliche Wasserfälle macht, dann die langen, trägen Windungen, mit denen die Flüsse ihren Weg so unverschämt prahlerisch verlängern — alles allerliebst. So fließt er wie durch Park und Wald. Geheimnisvoll; Rembrandtsches Helldunkel. Wie ich es liebe; ja, Du nüchterner, klarer, kluger Landgerichtsrat, ja, wie ich es liebe. Ihr habt viel an mir herum erzogen, mir auch die Welt tüchtig „klar gemacht“ — aber ganz und gar grad gebogen habt ihr mich doch nicht!

Und da kam die Buche. Ich ging noch so unter den Bäumen an der „Prinzessin Ilse“ hin, freute mich über die hohen Blätterkronen und die schönen Stämme. Plötzlich seh' ich drüben zwischen den Bäumen, im Helldunkel, etwas ihnen Ähnliches stehn, wie ein schlanker grauer Buchenstamm, reizend silbergrau. Und — jetzt wirst du lachen! Eine baumschlanke Dame war's.

In einem buchenstammgrauen Kleid, bis zum Hals hinauf; darüber ein feiner, blasser Kopf mit silbergrauem Haar. Sie stand eine Weile regungslos. Mein erstes Märchen im Harz! Wenigstens ein Anfang. Eine lebendig gewordene Buche; oder eine Baumnixe — oder was Du willst. Kein junges Nixchen: silbergraues Haar; aber unter diesem Haar ein überraschend junges, edel bleiches, schönes Gesicht. Sie trug ihren Hut in der Hand. Ein kleines Mädchen stand neben ihr.

Zwischen uns der Bach. Und die tiefgrünen Schatten.

Und — —

Ja, ja, lach nur, Fritz! Ich hab' doch recht! — Worin? wirst Du fragen. Darin hab' ich recht: es ist alles recht schön mit der Aufklärung, mit der Wissenschaft, mit der immerfort wachsenden Naturerkenntnis — o Mensch, du zum Fortschreiten bestimmter Mensch, komm aus deinen Sümpfen heraus, verlaß die Dickichte der Unwissenheit, den Schlingpflanzenurwald des Aberglaubens, kämpfe dich zur Wahrheit durch! Aber — wie viel da auch verloren geht! Das hab' ich gestern im Ilsetal — als ich von der lebendigen Buche wegging — wieder einmal so recht gefühlt. Sappho wußte wenig Geographie, die Welt war ihr noch mit Brettern vernagelt; aber ihr wurde alles zu himmlischen Gedichten. Sophokles glaubte noch an allerlei Götter; aber die Luft um ihn her war voll Poesie. Und wenn sie sich im „düsteren" Mittelalter mit tausend Teufeln und Geistern herumschlugen — sie haben den Speierer Dom und das Freiburger Münster gebaut! Und wenn es die Grimmschen Märchen nicht gäbe — und die Bechsteinschen Sagen und —

Aber du lachst, und ich höre auf.

Ich will weiterreisen. Ich will heut noch zu Fuß

auf den Brocken hinauf; und dann will ich mich morgen in das Tal der Kalten Bode stürzen und an ihr, dann an der Warmen Bode immer weiter wandern, bis ich zuletzt zum Hexentanzplatz und nach Thale komme.

Aus Thale mehr! Dein Karl.

Goslar, Dienstag.

Nix Brocken, nix Kalte Bode. Hier in Goslar bin ich — und was hab' ich erlebt! Ich muß Dir's erzählen, lieber Fritz. Es ist Briefschreibwetter, es regnet, und es ist der Mühe wert!

Vorerst ein beschämendes Geständnis. Ich hatte Dir in dem Harzburger Brief verschwiegen, daß die regungslose „Buche" im Ilsetal lebendig geworden war, nachdem ich sie ziemlich lange so halbversteckt studiert hatte; und daß das kleine Mädchen zu ihr gesprochen und ihr offenbar Liebes, Zärtliches gesagt, das ich nicht verstand, und die Buche endlich geantwortet hatte, mit einer schönen, tönenden Stimme: „Aber morgen bin ich ja nicht mehr hier, mein Herz, heut abend geht's wieder nach Goslar!" — Es ist nun lächerlich oder nicht: als ich gestern nachmittag mit dem Rucksack abwanderte, auf den Brocken zu, da freute ich mich wieder an der schönen Stimme und an dem feinen, blassen Gesicht, und rätselte nach meiner Art etwas dran herum: was die wohl erlebt hat? Und was die wohl ist? Und von Zeit zu Zeit hörte ich die Worte wieder: „Heut abend geht's nach Goslar!" — Kurz — was kann ich dafür, Fritz. Man reist doch nicht, um den Brocken zu sehn, man reist, um etwas zu erleben, um das Einerlei der arbeitsamen Tage durch Unerwartetes, Neues, Anregendes — kurz, man will doch Menschen sehn! „Auf nach Goslar!" sag' ich plötzlich laut in die Luft hinein und

kehre um. So ein langweiliger Berg hat das Stillstehn, der läuft mir nicht weg!

Ich komme an den Harzburger Bahnhof und ich fahre nach Goslar. Goslar ist ein Städtle, ein Nest, denk' ich, da spazier' ich herum, schau' mir alles an — so 'ne Buche ist ein Unikum — ich werd' sie schon finden! Es war so was Merkwürdiges, träumerisch mimosenhaft Elegisches in dem zarten, grau umrahmten Gesicht ... Wie der Zug gegen Goslar rollt, seh' ich schon, da ist eine Welt von Türmen, hohen und niedrigen; auch runde, dicke, an alten Mauern; und dem Kulturhistoriker in mir wird schon anders zumut. Aber als ich nun ausgestiegen bin und im schönsten Sonnenschein, in süßer Nachmittagswärme in die Stadt hineinwandre — Fritz, wie wurde mir! Da stand gleich ein mächtiger, vielkantiger Turm, aus dem hatten sie ein Hotel gemacht; „Achtermann" stand mit Riesenbuchstaben oben unterm Dach; alte Bildsäulen in der Mauer, unter den Riesenbuchstaben eine vorgebaute, lange Altane, auf der umrankte sich ein junges Hochzeitsreisepaar, das da oben wohnte. Weiter in die Stadt, unter einem Bogen der alten Stadtmauer durch; rechts eine altersgraue, zweitürmige Kirche, schön in Baumgrün gebettet; dann eine andre, an der die Glocken außen an den Türmen hängen; alles malerisch. Der Marktplatz mit dem gotischen Rathaus, so 'nem Stückchen Venediger Dogenpalast; gegenüber ein alter Hochdachbau, in gotischen Nischen alte deutsche Kaiser, feierlich aus Holz geschnitzt — und alte deutsche Humore an den Konsolen — auch 's Dukatenmännchen ... Aber nun in den Straßen, wohin Du siehst, eine Fachwerkhäuserpracht! Ein Wettlauf von alten und neuen, lustig reich bemalt, geschnitzt, übervorgebaut, beerkert, angegoldet, mit sinnigen Sprüchen und

Versen geschmückt. Da steht so ein altdeutsches Gildehaus — herrlich, sag' ich Dir! Mit dem genialen, hochspitzen Dach, das sich tiefer in einem prächtigen Erker verjüngt. Oder das „Brusttuch“, wie sie's heißen: das hat noch höher in den Himmel gewollt, das Dach steht auch windschief empor; darunter blüht's aber von farbigen altdeutschen Zieraten, Satiren und Humoren, in ausdauerndem Holz geschnitzt; junge Hexen, die zum Brocken reiten, geschwänzte Teufel, die „Butterhanne“ — ein forsches Weib. Und so wanderst Du wie im Märchen fort!

Endlich draußen, wo's lichter wird, kam ich auf eine Kapelle zu, die war alt, uralt; der letzte Rest von dem alten Dom, den die Kaiser Konrad II. und Heinrich III. gebaut. Ihre bemalten Figuren stehen in den Nischen über dem Portal; neben ihnen Schutzheilige, über ihnen Maria mit dem Jesuskind. Mir gingen aber die Augen schon nach rechts: da stand es wirklich! Das Kaiserhaus! Unser ältester Bau aus der Weltlichkeit, der Pallas, in dem Kaiser Heinrich III. große Tage lebte, Heinrich IV. geboren ward. Oben, auf dem breit ansteigenden Platz, dem „Kaiserbeet“, schön erhöht, streckt der edle, schlichte, schlicht erhabene Bau sich hin; warm gelblich getönt, durch großgeformte und durchsäulte Fensterbogen belebt, Freitreppen steigen an ihm auf, eine führt hinein. Der alte Braunschweiger Löwe, nachgebildet, schmückt den Platz vor dem Kaiserhaus; rechts und links vor dem Löwen, hochaufragend und feierlich, die Reiterbilder Friedrich Barbarossas und Wilhelms des Ersten. Das alte und das neue Reich! — Ach, Fritz! Da stand ich und mir wurden die Augen naß. Dieses Kaiserhaus — Abbild unsres Schicksals — lange verfallen, verachtet, verschandelt wie das Deutsche Reich — zuletzt

ein Kornmagazin geworden — nach dem Sechsundsechziger Krieg wiederhergestellt — alte und neue Herrlichkeit. Ich sah zu Barbarossa und zu Wilhelm hinauf, ich hatte das Gefühl, als wären sie *beide* meine Kaiser — als *lebten* sie beide — — Ich weiß nicht. Ist wohl schwer zu sagen. Ein *Gefühl!* Mir war tränenwohl zumut.

Zuletzt ging ich hinein, in den Kaisersaal —

Es gießt noch in Strömen. Will noch weiterschreiben.

Ging hinein in den Kaisersaal; eine mächtige, stolze Halle, die Balkendecke durch alte Holzpfeiler getragen; die noch älteren Steinsäulen sind nicht mehr. Eine Schar von Fremdlingen wanderte entlang, von einem hübschen jungen Mädchen geführt; in sehr gebildeter, fließender Rede erklärte sie ihnen den Bau und die ganze historische Bilderreihe, mit der man jetzt die Wände bedeckt hat. Sie unterbrach sich einen Augenblick, um mir zu sagen, der Kastellan, ihr Vater, werde gleich erscheinen, eine neue Gesellschaft zu führen; ob ich so lange warten wolle. Mit zwei Worten gab ich ihr zu verstehn: Was *Sie* uns noch sagen werden, das ist mir genug! Ich wanderte so mit. Ich hörte mehr auf ihre Stimme — angenehm, wohltuend; nur gar so gebildet — als auf ihre Worte. Ich ging durch den Saal wie durch ein Jahrtausend; alle zehn Schritte kam ich ein Jahrhundert zurück.

Endlich standen wir unten in der alten kaiserlichen Hauskapelle, das Fräulein und ich; die andern waren oben an der Brüstung geblieben oder kamen langsamer nach. Wir standen an dem Grabmal, in dem das Herz Kaiser Heinrichs III. bestattet ist; er selber liegt in Stein gehauen auf dem Sarkophag, ein unbedeutendes Werk

aus alter Zeit. „Natürlich nicht Porträt," sagte ich, um etwas zu sagen, da die angenehme Stimme schwieg.

„Nein," antwortete sie sehr lieb, aber wie ein anmutiges weibliches Professorlein; „ganz so, wie sie's damals gewöhnlich machten: der schöne Jüngling mit dem Blondhaar und dem allgemeinen Gesicht." Mit einem gar feinen Lächeln setzte sie auf mein „Ja, ja" hinzu: „Und Heinrich der Dritte war gar ein Schwarzer."

Deutsche Bildung, was? — Sie mochte mir wohl ansehn — wenn ich auch keine Brille trage — ich sei auch ein ziemlich gelehrtes Haus; darum gab sie die Blüten ihres Geistes her. Als wir dann in die Unterräume kamen, in denen einst das kaiserliche Gefolge wohnte — sie und ich gingen wieder voran, über die Steinplatten hin — „sind die alt?" fragte ich, auf die Platten deutend. „Nein, doch nicht," erwiderte sie. „Der Belag ist modern." Und wieder kam das feine Professorenlächeln: „Sie haben ja damals wohl nur gestampfte Erde als Fußboden gehabt, in solchen Räumen."

Ich war wieder draußen. Noch ganz Kaiserträumer, ging ich weiter, durch andere Straßen der Stadt. Ich komme zu den runden Türmen, die ich schon bei der Anfahrt gesehen hatte; drei, vier stehen da nah beisammen — hohe, spitze Dächer — sitzende Kaiser in Nischen — gehörten einst alle zu einem Tor. An einen dieser Türme schließt sich ein alter Langbau an; der war nun sichtlich wohnbar gemacht, zum Teil grün umrankt; davor ein Platz, halb Garten, halb Hof, gegen die Straße durch ein hohes, kunstvoll geschmiedetes oder gegossenes Gitter abgeschlossen. Das gefällt mir, dacht' ich. Da hat sich einer in das Alte hineingesetzt

und es jung gemacht. Und wie stattlich, herrschaftlich, sinnig, hübsch das alles. Die Goslarer sind doch sinnige Leut'. Gehn wir einmal rund herum! — Ich geh' vor dem Langbau weiter; dahinter wird nun erst der eigentliche Garten sichtbar, eingehegt, zwischen den Gebüschen kann man hier und da hineinschauen. Das tu' ich, entlang schlendernd. Ein wohlgepflegter, reizender Garten; mitten drin ein kleines Wasserbecken. Stufen zu dem alten Langbau hinauf, eine Art Terrasse davor; kleine Kanonen, Waffen, Rüstungen. Dann links am Ende der massige alte Turm, in zwei Stockwerken offenbar bewohnt, aber doch nicht um seine Kraft und Ehrwürdigkeit gebracht; altertümliche Fenster, nicht viele, in das mächtige Gemäuer schonend eingeschnitten. Zusammengestimmt das Ganze — Bravo! Alle Achtung! dacht' ich. Und laß die Augen vergnügt umhergehn, such' den alten Herrn, der das wohl gemacht hat; vielleicht kommt er aus dem Langbau heraus, in 'nem seidenen Wams, ein Barett auf dem Kopf — —

Da seh' ich in einem Gebüsch, das sich wie 'ne Art Laube wölbt, etwas Graues sitzen. Wer ist's? Die Buche aus dem Ilsetal! Ich erkenne sie nur am Kleid; sie liest, ihr Kopf ist geneigt, das Gesicht nicht zu sehn. Sie ist hier offenbar zu Haus. Hier wohnt meine Buche!

So wunderte ich mich schon lange nicht.

Das tat ich vielleicht fünf Minuten lang, immer still auf demselben Fleck; dann sollte ich mich noch anders wundern. Aus dem dicken Turm, aus der Rundbogentür, kam in einem weißen Kleid mit blaßrotem Gürtel ein junges Mädchen heraus; zierlich, fast klein — aber ich glaub', was Anmutigeres hab' ich nie gesehn. Blondes Haar. Die Augen blau oder grau. Sie ging langsam in den Garten hinein, aber als hätte sie gar

keinen Zweck, als wollte sie nichts, ganz wie im Traum. Eine „Tagwandlerin!“ fuhr mir durch den Kopf. So kam sie allmählich zu dem Gebüsch, wo die Buche saß. Sie war mir dadurch näher gekommen; ich lugte aber versteckt durch ’nen Fliederbusch. Nun sagte sie etwas zu der Buche, öffnete den Mund. Erdbeerfarbne Lippen.

So einen Erdbeerenmund hab’ ich a u c h nie gesehn!

Was sie sagte, verstand ich nicht. Die Buche schaute nun aber auf, sah das weiße Mädel mit einem reizenden Lächeln an. Das Lächeln sagte mir: das ist ihre Mutter!

Goslar, Mittwoch Abend.

Ich hab’ den endlos langen Brief von gestern morgen noch nicht abgeschickt; wollte Dir doch noch mit drei Worten melden, wie’s geworden ist. Kam aber heut den ganzen Tag nicht dazu — hab’ Photographien entwickelt und dergleichen mehr. Jetzt brennt meine Lampe — nach dem Abendessen — und ich nehme noch einen neuen Bogen, will ihn an Dich wenden.

Ich wohne im „Achtermann“, hoch oben, schwebe über Goslar. Unten in der altdeutschen Bierhalle, neben der „Bismarcknische“, habe ich gegessen.

Also Mutter und Tochter! Buche und Erdbeere! Die wohnen in dem alten Turm!

Ich bleib’ heut nacht in Goslar! sagte ich mir, als ich endlich mein Lugeck am Fliederbusch verließ und weiterging; die Damen gingen ins Haus hinein. Morgen wird irgendwas geschehn! — Na, das „Morgen“ kam, aber mit Regen, Regen. Ich saß, wütete, wartete, schrieb an Dich den endlosen Brief. Aß dann zu Mittag, stumpfsinnig. Plötzlich wurd’ es hell! Blauer Himmel. Ich zum Haus hinaus — und auf dem nächsten Weg zu den runden Türmen.

Ich läutete keck am Gittertor. Hinein! Das war abgemacht. Kommt ein junger Bursch, der Diener; sieht mich freundlich verwundert an, öffnet die Tür aber nicht, fragt, was ich will. Ob ich nicht diese Wohnung einmal sehen könnte? sag' ich. Großes Interesse für alte Bauten, Altertumsforscher, und so weiter. Der Jüngling schüttelt freundlich den Kopf. Niemand darf hinein. Die Damen leben still für sich, mögen keine Besuche nicht. Nein, auch solche nicht. Da könnten auch leicht zu viele kommen. Er darf niemand melden.

Ob denn kein Herr im Haus sei?

Der Herr sei ja seit drei Jahren tot. Der das Ganze gebaut und gemacht habe und dann drin gelebt. Oben im Rittersaal, da sei er gestorben.

Der Jüngling deutete auf den Langbau, den nannte er den Rittersaal.

Also keine Möglichkeit?

Er schüttelte freundlich den Kopf. Wir schieden wie Freunde. Ich ging vom Gittertor weg, nach den anderen Türmen zurück.

Ich hatte schon meinen neuen Gedanken! Nach einem kurzen Besuch im „Achtermann", in meinem Zimmer, kam ich wieder zum „Rittersaal", meinen Reisephotographen im Arm. Kamera hilf! Ich stellte mich auf und photographierte zunächst den Gartenhof mit dem Gitter, Langbau und so weiter. Ich photographierte wieder und wieder, meine Stellung wechselnd, auf das Schicksal wartend. Der junge Diener erschien einmal auf dem Hof, ich photographierte ihn mit.

Jeder Mensch geht aus; auch die Buche wird ausgehn. Nach dem langen Regen wunderschönes Wetter! Geduld!

Kurz — sie kamen endlich. Mutter und Tochter.

Die Mutter nun schwarz, die Tochter weiß. Nun sah ich erst, wie viel älter die Mutter doch war; aber auch die erstaunliche Ähnlichkeit. Stirn, Nase, Kinn fast wie abgeschrieben. Nur die Farben grundverschieden: an der blassen Buche keine Erdbeerlippen; das Gesicht der Tochter wie eine eben aufgeblühte Blume, morgenfrisch. Beide schön? — Ich nicke mit dem Kopf, indem ich die Frage hinschreibe. O ja, norddeutsch schön!

Größer ist die Mutter.

Ich nahm den Hut ab und pflanzte mich ehrfurchtsvoll vor die beiden hin. „Gnädige Frau —"

Blaugrau sind die Augen, bei beiden; und groß.

„Gnädige Frau," sagte ich, „verzeihen Sie, wenn ich Sie einen Augenblick aufzuhalten wage. Ich photographiere, wie Sie sehn; als Liebhaber — oder vielmehr zum Studium — als Kulturhistoriker, Forscher — Gelehrter, wenn Sie wollen. Sie wohnen in dem merkwürdigsten, interessantesten Haus dieser interessanten Stadt. O wenn Sie mir gütig gestatten wollten, in dieses architektonische Märchen einzudringen und einige Bilder davon aufzunehmen!"

Sie sahen mich beide träumerisch an, mit denselben Augen. Aber die Mutter unsicher, scheu, die Tochter mit etwas Neugier und Verwunderung.

„Doktor Gerland, Privatgelehrter, klassischer Philolog und Historiker! Ich schreibe über die alten Griechen und Römer; aber deutsches Mittelalter, deutsche Renaissance liegen mir doch noch mehr am Herzen; natürlich. Ihr Haus ist Ihnen ein Heiligtum, ich weiß es; ich begreif' es. Aber ich komme wie ein kunstfrommer Pilgersmann — und bin geschwind wie 'ne Schwalbe fort!"

O, das letzte log ich. Ich bleib' so lange wie möglich! dacht' ich. Muß euch kennen lernen!

Sie ward rührend rot. Die blasse Mutter. „O nein," sagte sie, „ein Heiligtum ist mir's nicht. Wie käm' ich dazu. Wenn Ihnen mein Diener das gesagt hat — nicht wahr, mit Ihnen hat er heut gesprochen —"

Ich nickte.

„Er ist nicht immer sehr gescheit." — Mutter und Tochter lächelten. — „Das Haus wurde aber überlaufen, als mein Mann noch lebte; es gibt so viele neugierige Menschen, nicht wahr? Da verschwor er's zuletzt — und sagte mir noch am vorletzten Tag: Bleibt für euch, verschließt die Tür! — So menschenfreundlich und gut er sonst war, Herr Doktor!"

Die Augen der Tochter gingen hoch; ein entzückend weicher Blick.

„Ich darf also nicht hoffen?" sagte ich. O ich Schurke: ich hatte schon gesehn und gehört, sie lassen mich hinein. „Ach ja doch!" erwiderte sie auch schon, die schöne Buchenstimme. „Das ist ja doch ein anderer Fall. Wenn Sie als Mann der Wissenschaft —"

Die Augen der Kleinen sagten: Sie sind uns willkommen!

„Ich darf also wiederkommen?" fragte ich und lüftete den Hut, machte ihnen zum Davongehn Platz.

„Ach, wir haben ja keine Eile," gab die Mutter zur Antwort, und nun lächelte sie etwas verlegen, wie ein junges Mädchen. „Da Sie gerade hier sind — mit dem Apparat —"

Sie warf einen halb fragenden Blick auf die Erdbeere. Die öffnete die roten Lippen und sagte mit einer unbeschreiblich jungen, lieben, fröhlich-freundlichen Stimme: „Wir führen Sie gern herum, Herr Doktor; haben gar keine Eile. Treten Sie nur ein!" —

Ich bin eingetreten. Ich hab' alles gesehn. Ich hab'

photographiert, solang' ich noch eine Platte hatte. Sie haben mir zugesehn. Wir haben uns gegenseitig unsre Lebensgeschichte erzählt. Der einzige Bruder ist tot. Verena — so heißt die Tochter — liebt ihr Goslar über alles, und lebt in ihrem Turm, Rittersaal und Garten wie in einem Traum.

Die erste Verena in meinem Leben.

Und heut war ich wieder dort, hab' noch ein halbes Dutzend Bilder gemacht. In einer Drogerie, nicht weit von ihnen, steht den Amateurphotographen eine Dunkelkammer zur Verfügung; da bring' ich nun meine Tage (oder doch Stunden) zu. Der Mann hat auch alles, was man zum Photographieren braucht.

Meine ersten Bilder gehören natürlich der Mutter und der Tochter.

Und nun geh' ich endlich zu Bett. Gute Nacht!

An dem kleinen Wasserbecken im Garten, auf den sandsteinernen Stufen, saß die in Rosa gekleidete Verena, neben ihr die Schulfreundin (jetzt die beste), Adolfine Löffler, die Tochter des Kastellans im Kaiserhaus. Verena hatte einen Arm um Adolfinens runde Schulter gelegt; sie war gegen diese „Getreue" ganz besonders zärtlich, weil sie nur das Kastellanskind und eigentlich nicht gleichen Standes war. „Weiß sie nicht ebensoviel wie ich?" sagte Verena, wenn etwa die Mutter einmal merken ließ, daß die gar so enge Freundschaft mit dem „Mädel aus dem Volk" nicht ganz nach ihrem Sinn war. „Kann sie sich nicht ebensogut begeistern wie ich? Und lebt sie nicht ebenso für Goslar wie ich?"

Das war der neunzehnjährigen Verena das wichtigste. Goslar, die alte Kaiserstadt. Goslar, ihre Welt!

„Er wird heut natürlich wiederkommen?“ fragte Adolfine. Sie wußte es schon ganz gewiß.

Verena sah ins Wasser und nickte.

„Du, ein hübscher Mensch! — Ich hab' ihn zwar gestern nur flüchtig gesehn, zwischen Tür und Angel; aber er hat so was Urgermanisches; nicht?“

„Urgermanisches?“ sagte Verena träumend.

„Na ja, zieh ihm altdeutsche Kleider an, sieht er dann nicht wie ein Ritter aus? Die stolze Gestalt — die festen blauen Augen —“

„Sie sind ja b r a u n, Athaulfa.“

„So? — Gestern waren sie blau! — Und er kann so treuherzig lächeln, nicht?“

„Hezilo!“ murmelte Verena.

„Was meinst du mit Hezilo?“

„Daß dein urgermanischer Doktor für mich der Bischof Hezilo ist.“

„Was? Der böse Bischof, der schuld gewesen ist an dem Blutbad im Kaiserdom? Der zu seinen Leuten sagte: Nur zu, streitet tapfer, kümmert euch nicht um des Ortes Heiligkeit, ich, kraft meines apostolischen Amtes, erlass' euch die Schuld!? Von dem gesagt wird, daß er ein Sohn des Teufels war?“

„Ach, das weiß man nicht. Aber wenn der Doktor so dasteht und sein überlegen lächelndes, spöttisches Gesicht macht, dann denk' ich: du bist wie der Hezilo!“

„Vreneli!“

„Du kennst ihn nicht. Du hast nur im Kaiserhaus mit ihm kluggeschnackt. Seine ‚stolze Gestalt‘ hat dir gefallen, da hat dich ein arg Gelüst gepackt.“

„Aber Vreneli!“

„Er hat dir den Sinn verwirrt mit zauberischem Blendwerk.“

„Vreneli, du bist verrückt!“

Verena, ein Knie über das andre gelegt, die kleinen Hände auf den Knien, schaute die Kastellanstochter mit einem süß spitzbübischen Lächeln an: „Er hat dich an Gero erinnert, den schönen, jungen Franken, der sich in das hübsche Sachsenmädel, die blonde Greta, verliebte; und du kommst dir wie die Greta vor.“

„Nein, mein Schatz, das tu' ich nicht. Aber er, an den schönen Gero kann er wohl erinnern.“

„Ach geh! So ein kleiner, bergbauender Franke. Nein — der Doktor Gerland —“

„Na was?“

Verena sah mit ihrem „großen“ Blick in die Luft (so nannte Adolfine ihn): „Manchmal sieht er wie Heinrich der Löwe aus!“

„Vreneli, du bist wirklich verrückt! Heinrich der Löwe und Hezilo!“

„Ach, du Kind, man kann beides sein. Heute so, morgen so! — Und denkst du, in dem herrlichen Heinrich war nicht auch was Böses, was Furchtbares, Diabolisches? O, sein wilder Zorn! Da hätt' er dich zertreten, Athaulfchen, wenn du ihn gereizt hätt'st. Bei deinen schönen Haaren, auf die du so stolz bist, hätt' dich seine nervige Faust gepackt — und wie du dich auch gewunden hätt'st: „Hoher Herzog, o schone mich, ich will wie ein Lamm zu deinen Füßen liegen, will dein Liebchen sein —“

Adolfine begehrte auf: „Vreneli, du bist doch verrückt! Ich sein Liebchen sein — die Augen hätt' ich ihm ausge—“

„Vreneli ist nicht verrückt! Aber sie wird dir in die Haare fahren, wenn du ihren Löwengrimm reizest; in die schönen Haare —“

Sie tat's auch schon. Mit lachenden Augen, halbgeöffneten Lippen griff sie in Adolfinens üppiges, dunkelblondes, sanftlockiges Haar und wühlte darin, als wenn sie die Jungfrau wie Heinrich der Löwe daran hinwegschleifen wollte. Adolfinens heller Sopran schrie auf.

Karl Gerland trat aus dem Langbau, dem „Rittersaal“, heraus und kam die Stufen herunter. Er blieb stehn, vor Staunen: Verena, die Träumerin, die Versonnene, so übermütig wild! so dramatisch! — Jetzt sah sie ihn, ließ ihr Opfer los und lächelte ihn an. Es war wieder das süße Gesicht mit dem Erdbeermund.

„Ach, helfen Sie mir, Herr Doktor!“ sagte Adolfine. „Die junge Dame ist dem Wahn verfallen, daß sie Heinrich der Löwe ist, und will mich zertreten.“

Verena machte eine große, entlassende Handbewegung gegen Adolfine: „Gehe hin, flachshaariges Kind der Armut, ich verzeihe dir! — Lassen Sie sie auch, Herr Doktor; sie ist nur ein Schemen. Nun, wo waren Sie? Haben Sie die herzynischen Wälder durchwandert? Den freien Odem der Berge in sich eingesogen? Wollen Sie hier nun erwünschte Rast halten nach mühseliger Wanderung?“

Ja, wie spricht das Mädel denn? dachte Karl. Wie aus einem alten Buch?

Sie lächelte mit einem Backfischübermut, der ihm an ihr neu war; so blitzjung hatte er sie noch nicht gesehn. „O, ich war nicht weit,“ entgegnete er, „nur auf dem Petersberg da hinter Ihnen. Und vorher bei den Farbensümpfen, die —“

„Auch im Petersberg?“ fragte Verena, den rundlichen Kopf wie ein Vogel auf die Seite legend. „Haben Sie den hohen Saal mit der kristallenen Kuppel gesehn, in der sich das goldene Sonnenlicht spiegelt? Und die

alten Kaiser, die auf ihren elfenbeinernen Thronsesseln um die marmorne Tafel sitzen?“

„Mit dem Purpurmantel um die Schultern,“ sprach Adolfine weiter, „und den Goldreif auf der weißen Stirn?“

„Hatte nicht die Ehre,“ antwortete Karl. „Wenn wir jungen Männer Privatgelehrte und Geschichtsforscher werden, so verlieren wir die Fähigkeit, die blaue Blume zu finden; und ohne die blaue Blume kommt man ja nicht in die alten Wunderberge hinein.“

Verenas Augen wurden groß, fast rein blau, und mit tiefem Ernst guckte sie ihn an. „Das ist schade,“ sagte sie langsam, „daß Sie die verloren haben; diese Fähigkeit.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte er, durch diesen Ernst fast etwas verwirrt.

Sie antwortete nicht darauf. „Kommen Sie,“ sagte sie wieder heiter, „wir wollen Sie dingfest machen. Ich lade Sie ein zur erquickenden Rast! Schauen Sie, hier ist Ihnen eine bequeme Ruhestatt bereitet.“ Verena war aufgestanden und rückte einen „Faulenzer“ aus nächster Nähe heran; durch eine anmutig feierliche Gebärde lud sie ihn ein, sich zu setzen.

Er verneigte sich dankend, lächelnd, blieb aber stehn.

„Wollen Sie schon wieder fürbaß wandern?“ fragte Verena.

„Oder sehnen Sie sich nach einem weidlichen Trunk?“ fragte Adolfine und griff nach einem Glas, das neben ihr über dem Wasserbecken hing, hielt es unter die kleine Öffnung, aus der fort und fort frisches Brunnenwasser in das Becken floß. „Hier aus diesem köstlichen Kristall; Gott gesegn’ es Ihnen!“

„Ich danke,“ erwiderte Karl; „verzeihen Sie, Wasser

trink' ich nicht gern. Aber meine Damen — ich horche und staune. Sie sprechen beide, wie wenn —"

„Wie wenn was?" fragte Verena, da er schwieg.

„Wie wenn wir nicht heut, sondern in einem früheren Jahrhundert lebten — ich weiß nicht, in welchem."

Verena lachte; es klang wie ein Glöcklein. Sie wies mit dem Finger auf Adolfine: „Die Kastellanin aus dem Kaiserhaus hat dazu angestiftet. Wir haben die Sagen und Geschichten von Goslar so viel gelesen, da ist so viel hängen geblieben, das sprechen wir nun manchmal gegeneinander hin."

Adolfine schüttelte den Kopf: „Ich hab's angestiftet? D u hast angefangen, in dem Stil zu sprechen."

Karl verneigte sich scherzhaft: „Jedenfalls danke ich den jungen Damen ganz ergebenst, daß sie mich als Dritten im Bunde angenommen haben; wenn ich auch bekennen muß, daß mir jede Übung in dieser Sprache fehlt." Er griff in seine Brusttasche und zog ein Päckchen hervor: „Dagegen hab' ich meine verfluchte Schuldigkeit getan und die Photographien alle fertig gemacht. An Ihre Frau Mutter hab' ich soeben je ein Exemplar übergeben; hier sind die für das gnädige Fräulein."

„O! Ich danke Ihnen!" Verena nahm sie ihm aus der Hand, riß den Umschlag ab. Dann zog sie aber die Freundin an sich heran — sie standen beide — und hielt ihr jedes Blatt hin, mit hineinzusehn.

„Ah! Ah! Ah!" jauchzte sie gleich beim ersten auf. „Das ist ja wie ein Gedicht!" Bei jedem neuen kam irgend ein Ausruf: „Der Rittersaal! Sein Inneres! — Gartenidyll! — Der Turm — wie lieb! — Der Turm mit der Burgfrau! — Hans hinter dem großen Gitter, mit seinem lieben, dummen Gesicht; wundervoll getroffen. — Turm, Rittersaal — die Kanonen —

Garten — alles auf einmal! — Mein Turmzimmer; o, wie wird mir da. — Das Kind von Goslar in seinem Fenster!"

„Das Kind von Goslar — sind S i e das?"

Verena nickte: „So hat mich einmal mein Vater getauft — weil ich so ganz in Goslar lebte — und nun nenn' ich mich selber so. — Das Wasserbecken, die Mutter und ich! O, wie schön ist das. — Und auch die drei letzten, wie schön. Als wüßt' ich nun erst, wie voll Poesie das alles ist. — O haben Sie Dank! Tausend Dank!"

Sie gab ihm die Hand und drückte die seine herzhaft, tüchtig; ihr Händchen war aber doch so weich wie ein junges Buchenblatt.

Mit einer plötzlichen Regung preßte sie das ganze Bilderpäckchen Adolfinen zwischen die Finger: „Du mußt davon haben! Nimm dir, welche du willst. Nimm, so viele du willst!"

„Nein, nein —"

„Doch! Gehorche, Dirne! So viele du willst!"

Adolfine blätterte, bei zweien seufzte sie: „Ach Gott, sind die fein. Die beiden nehm' ich; tief gerührt."

„Mehr, mehr, mehr!"

„Bitte, nehmen Sie mehr," bat Karl. „Das gnädige Fräulein soll keins verlieren, ich ersetz' ihr alle."

„Nein, wie gut Sie sind!" rief Verena.

Hab' ich's nicht gesagt? dachte Adolfine. Ein Ritter! — Sie nahm noch zwei und verneigte sich gegen den „Urgermanen", drückte ihm auch die Hand.

„Ach Gott!" seufzte sie dann, nach einem Blick auf ihre Uhr, „nun muß ich aber fort: Vater zu vertreten. Sie wollen ja a l l e ins Kaiserhaus. Adieu — Adieu! — Ich komme mit Schätzen heim!"

Sie lief die Stufen hinauf, in die Langbautür.

Verenas Augen liebkosten die Bilder, leise schüttelte sich ihr Kopf: „All die lieben Photographien. — Mir ist's wie ein Märchen, daß wir die nun haben. — Sie hat Gott geschickt!"

Karl Gerland lächelte: „Gibt er sich wirklich mit solchen Kleinigkeiten ab?"

„Ach, reden Sie nicht so. — Ich hab' mir nie Bilder von unserm ‚Klein-Goslar' gewünscht, wie's mein Vater nannte; es ist ja da, dacht' ich immer, ich hab's! Nun ist mir's aber doch wie neu geschenkt — verklärt — so recht offenbart — wie sagt man das?"

„Sie machen mich wohl gar noch stolz, gnädiges Fräulein, daß ich auf der Welt bin und daß ich nach Goslar gekommen bin! — — Alles ist so merkwürdig, seit vier, fünf Tagen. Ihre Mutter, die Buche —"

„Meine Mutter, die Buche?"

„Ja, so sah ich sie im Ilsetal — so ganz silbergrau, so schlank — und ich nannte sie so. Dann sie wiedergesehen — hier! Und Sie, Sie ihre Tochter!"

Verena lächelte: „Ja, wer sollte denn sonst ihre Tochter sein?"

„Ich weiß nicht; aber — — Und die Kastellanstochter im Kaiserhaus Ihre beste Freundin. Alles so —"

Er wunderte sich durch Kopfbewegen und Achselzucken weiter und schwieg.

„Alles wie?"

„Nun — unerwartet; merkwürdig. Aber bitte, haben Sie die Güte, beantworten Sie mir eine Frage. Warum sagten Sie mir vorhin so furchtbar ernst, beinah vorwurfsvoll: Das ist schade, daß Sie die Fähigkeit verloren haben, die blaue Blume zu finden?"

„Sagte ich das so ernst? — Wie ich ausseh', das weiß ich nicht."

„Beinah t ö d l i c h ernst."

„Ach, gehn Sie. — Aber ist's nicht wirklich traurig, wenn ein Mensch durch Studieren und Forschen und Gelehrtwerden um die P o e s i e und den G l a u b e n an die Poesie und um all das kommt, was man Märchen und Wunder nennt?"

„Liebes, gutes Fräulein! Soll ich denn noch glauben, daß die alten Kaiser, die für Goslar Gutes getan haben, im Petersberg um den Marmortisch sitzen und aus edelsteinbesetzten Goldpokalen trinken?"

Verenas junger, schlanker Körper zog sich zusammen: „Ach bitte, lächeln Sie doch nicht so. (Hezilo! dachte sie.) Ob Sie's glauben wollen oder nicht — — Aber was w i s s e n Sie denn? Wissen Sie, es i st nicht so, und es kann nicht sein?"

„Aber gutes gnädiges Fräulein! Ich weiß, daß die alten Herren vermodert sind und — und daß das alles Märchen sind — und daß man im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr im Ernst davon spricht!"

„Alles Märchen sind? Das Blutbad im Kaiserdom, zwischen den Mannen des Bischofs von Hildesheim und des Abts von Fulda, ist denn das ein Märchen? Daß unser Rammelsberg nach dem jungen Franken Ramme so heißt, der das silberhaltige Erz entdeckte, ist denn das ein Märchen? Daß die schöne Kaiserin Agnes von dem Raben bestohlen wurde —"

Karl fiel ihr ins Wort: „Erlauben Sie! Der Rammelsberg — — Sie gaben mir gestern die Goslarer Sagen mit, noch in der Nacht hab' ich sie gelesen. Ob der Rammelsberg nach einem jungen Franken so heißt — warum nicht? Möglich! Daß das Blutbad in dem Dom geschehen ist, bezeugen die Urkunden und Berichte. Aber daß der Teufel in höchsteigner Person diese Kirchen-

schändung angestiftet, daß er während des Kampfes auf dem Hochaltar gesessen und sich den Bauch vor Lachen gehalten hat — nein, das glaub' ich nicht. Und das glauben Sie selber nicht!"

„Vielleicht glaub' ich's nicht. Aber woher wissen die Herren Gelehrten, woher wissen sie's, daß es keinen Teufel gibt? Sie wissen doch so vieles nicht. Was haben sie vom Hypnotisieren gewußt? Und von der Schilddrüse? Und von den Röntgenstrahlen? Und vom Radium? Kurz, von all den Dingen, die sie nicht geahnt oder die sie geleugnet haben, und die doch sind, sind, sind?"

Karl starrte sie an, behutsam lächelnd. „Welche Kenntnisse —!"

„Ach, ihr Männer druckt ja so viele Zeitschriften; darin liest man doch. Ob der Teufel einen Bauch hat, den er sich vor Lachen hält, das weiß ich nicht; aber warum soll es denn keinen unsichtbaren, unkörperlichen Teufel geben, so gut wie einen Gott? Haben Sie noch nie ein Gesicht gesehn, aus dem so recht der Teufel herausguckt? Haben Sie noch nie von einer so gräßlichen Greueltat gehört, daß man denken muß, das hat der Teufel gemacht? — Und die alten Kaiser im Petersberg — — kann es nicht irgend ein Fortleben geben, von dem die hochgeehrte Wissenschaft keine Ahnung hat? — Sie glauben auch nicht an Engel, nicht wahr —"

Er schüttelte den Kopf. „Habe nicht das Vergnügen; verzeihen Sie."

„Vielleicht gibt es wirklich keine; aber woher wissen Sie's? Ist einer zu Ihnen gekommen und hat Ihnen gesagt: es gibt uns nicht, wir sind nicht?"

Karl lachte laut auf, von Herzen; darauf lachte auch Verena mit.

Er ward wieder ernst: „Nun ja, das sind Rätselfragen,

die kann keiner lösen. Ob es auch noch unsichtbare Welten und unsichtbare Wesen gibt — darüber zu streiten nützt ja nichts. Aber was hier auf unsrer Erde alles spuken soll — so in Ihrem Sagenbuch: der spukende Pastor, die alte Frau im Okerturm, der wilde Jäger — — An den wilden Jäger, den Hans Hackelnberg, glauben ja noch viele brave Leute in Goslar, wie das Buch erzählt. Zum Beispiel der biedere Handwerksmeister, der einmal als junger Bursch bei Nacht, über Feld, aus dem Wirtshaus heimgewandert ist — wahrscheinlich bekneipt — also ein klassischer Zeuge — und von einer gewaltigen Windsbraut gepackt und gegen einen am Weg stehenden Baum geschleudert worden ist — was zuweilen bei Bekneipten vorkommt —"

„Ja, wenn Sie es so ansehn!" unterbrach ihn das Mädchen.

„Dann haben ihn ‚Furcht und Grauen geschüttelt', wie er selbst erzählt hat; und in diesem Zustand, der ja immer die klarsten Beobachtungen liefert, hat er einen Höllenlärm in der Luft gehört; das war natürlich die wilde Jagd. Die ist ‚mit Gejohle und Gekreisch' über ihm vorbeigezogen; und dann ist der tapfere junge Bursch ‚mit bebenden Gliedern' mühsam heimgeschlichen. Der glaubt nun aber sein ganzes Leben ehrenfest und unentwegt: er hat die wilde Jagd erlebt!"

Verena verzog das Gesicht; der Doktor lächelte wieder so „gelehrt", so superklug — sie dachte wieder an Hezilo. Die Erdbeerlippen trotzten. „Der hat sie vielleicht nicht erlebt! Aber viele, viele andre haben sie erlebt. Und wenn die auch keine Gelehrten sind, — sie haben Augen und Ohren —"

„Ich traue meinen Ohren nicht! — Sie glauben noch an die wilde Jagd?"

„Mir hat noch niemand bewiesen, daß so ein ‚Spuk‘, wie Sie es verächtlich nennen, unmöglich ist!“

„Sie glauben, daß Hans Hackelnberg bis zum Jüngsten Tag jede Nacht auf Jagd reitet?“

„Wenn es Gottes Wille war, der kann mehr als Sie!“

„Sie glauben auch an die Tutursel, die Nonne, die wegen ihrer ‚weltlichen Gelüste‘ als riesige Eule mit feurigen Augen mitjagen muß?“

Verena warf trotzig den Kopf zurück, ihre Wangen flammten. „Wenn Sie so ein Gesicht machen, ja, dann glaub' ich dran! — Ach, Sie wollen mir nur meine Freude an meinem Goslar verderben; ja, das wollen Sie. Es ist Ihnen lächerlich, daß ich so an allem Goslarschen hänge. Sie wollen mir vom Katheder herunter beweisen, wie lächerlich das ist!“

„Großer Gott! Nein, das will ich nicht! Aber ich kann doch nicht dafür, daß Sie — daß Sie —“

„Daß ich was?“

„Daß Sie manchmal wirklich der kleine Don Quichote von Goslar sind!“

Aus Verenas erglühtem Gesicht ging die Farbe weg. Sie zuckte am ganzen Leib. Sie war ebenso erschrocken wie er selbst, sie faßte es nicht: ihr, ihr so ein Wort! — Was darauf erwidern? Wie gelähmt stand sie da. Jetzt sah sie aber die Mutter in ihrem buchengrauen Kleid aus dem Langbau treten; die junge Seele kam zu sich. Durch eine Armbewegung dorthin deutend stieß sie hervor: „Bitte, gehn Sie zu meiner Mutter — da kommt sie. Ich will — — Guten Tag!“

Sie ging von ihm weg, tiefer in den Garten hinein.

Hastig ging aber Karl ihr nach; er überholte sie, nun blieb sie stehn. „Um Gottes willen!“ sagte er leise. „Was hab' ich da für Unsinn gesagt? Verzeihen Sie,

liebe, gute — — Das fuhr so heraus! Wenn Sie mich auch einen Gelehrten nennen, ich hab' Blut, Nerven — ich bin noch jung — vierunddreißig Jahr'. Wie konnten Sie aber denken, ich wollte Ihnen Ihr Goslarherz — Ihre Goslarfreude — — das alles zieht mich ja so zu Ihnen hin! Hab' ich nicht die Photographien gemacht? Hab' ich Ihnen nicht gesagt und gezeigt, wie ich Goslar liebe?"

Frau Julia, die Mutter, hatte Verenas Flucht und des Doktors Nacheilen gesehn. Mit einem unbemerkbaren Lächeln blieb sie stehn, setzte sich auf den nächsten Gartensessel und vertiefte sich in die Photographien, die er ihr gebracht, an denen sie sich nun schon zum zweiten Mal erbaute.

„Der kleine Don Quichot von Goslar!" stieß Verena leise hervor. In der Empörung klang aber schon etwas Weicheres, eine Art von Wehmut mit.

Karl nickte, dreimal, zerknirscht: „Es ist unbegreiflich! Ihnen das zu sagen — einem so liebenswürdigen — holden — — in Ihrem Garten. Als Dank für Ihre Gastfreundschaft —"

„O reden Sie doch davon nicht. Sie haben die Photographien gemacht. Die sind — gar zu herzig. — Don Quichote! Das denkt sich wohl mancher hier. Die Spießbürger, denen bin ich wohl komisch. Ach, das tut ja nichts. Darauf pfeift man, wie Adolfine sagt; — obgleich sie eigentlich lange nicht so tapfer und so frei ist wie ich. Aber daß Sie — daß Sie —!"

Verena hob die Augen zu ihm; bisher hatte sie auf den Weg gesehn. In dem Blick war eine so herzliche Klage, ein so süßer Vorwurf, daß Karl beinahe zusammenfuhr. „Was hatt' ich denn vorher gesagt?" fuhr sie fort. „Was hatt' ich Ihnen getan?"

„Nichts. Ich bin ein Ungeheuer!“

Ein schwaches Lächeln verklärte ihr Gesicht einen Augenblick; ihre Lippen wurden wieder erdbeerfarben. „Das Kind von Goslar! Na ja, das bin ich. Dagegen wehr' ich mich nicht. Mein Vater, der war ebenso; war den Spießern wohl auch etwas Komisches; nur daß sie ihn auch beneideten, weil er so viel Geld hatte, es so schön zu machen. Es war seine Seligkeit! Alles, alles hat er gemacht! Und als ich noch ein kleines Käferchen war — o, aber ich weiß es noch — da trug er mich schon auf den Armen herum, mir sein Reich zu zeigen; durch den Turm, treppauf, treppab, durch den Rittersaal, in alle Kammern. Und stand an den Fenstern mit mir, zeigte mir die andern Türme, mit den alten Kaiserfiguren in den Nischen, mit dem Goslarer Adler. Der Goslarer Adler! Wie klang mir das! Die alten Kaiser! Sie gehörten so ganz dazu, als lebten sie noch. Und als ich nun so weiterwuchs — und der Vater mir die gemalten Kaiser und Kaiserinnen und Bischöfe und Ritter ausschnitt und aufklebte, auf Hölzer, daß sie stehen konnten — und eine Burg und eine Stadt und Berge und Wälder dazu — — ich hab' eigentlich immer mit Kaisern und Rittern und solchen Leuten gespielt. Und das wirkliche Goslar da draußen und das Spielzeug-Goslar in unserm Turm, und das Seelen-Goslar in mir — ich glaub', ich hab' sie nie auseinandergehalten, sie lebten so beisammen. So, wie die Geschichte und die Sage, und das Wissen und das Glauben und all das in mir durcheinander leben. Wie trennt man das? Ich kann es nicht. Ich hab's nie gelernt! Ist das gar so schlimm? Soll man nicht so sein?“

„Es ist wohl etwas *gefährlich*,“ erwiderte Karl mit weicher Stimme, über seine Rührung hinüber-

lächelnd. „Wenn Ihnen aber wohl dabei ist — es steht Ihnen so gut!“

„O ja, mir ist wohl dabei. Mein Vater, der war ebenso; hat bis an sein Ende in seinem kleinen Reich und in seinen Phantasien so glücklich gelebt. Und auch die Mutter hat viel davon; — sieht man ihr's nicht an? Ich muß oft denken, wenn ich sie anschau': ob sie wohl noch ebenso jung und hübsch und poetisch wär', wenn sie ebenso verständig und — und nüchtern wie die andern lebte? — Sagen Sie mir nicht, ich soll auch so verständig werden, so in der ‚klaren Wirklichkeit‘ stecken, wie mein alter Lehrer sagte; ich tät's doch nicht! Ich könnt's doch nicht! Wenn ich durch die Straßen geh' — ich seh' da die lebendigen Menschen, aber auch die toten; sind die denn wirklich so tot? Ich fühl' es nicht. Komm' ich auf das Kaiserbeet, wo jetzt vor dem Kaiserhaus der alte Wilhelm und der Barbarossa stehn, da wird mir der ganze Platz so voll; all die Menschen der alten Zeiten — gar nicht tot — sie leben noch — — Warum nicken Sie so?“

Karl erinnerte sich, was er selber am ersten Goslarer Tag auf dem Kaiserbeet empfunden, was er an Bruder Fritz geschrieben hatte: wie wenn Wilhelm und Barbarossa beide seine Kaiser wären und noch beide lebten. Er sagte ihr's. Sie freute sich.

„Ach,“ sagte sie, „gibt's in der ganzen Welt noch so einen Platz, wie den vor dem Kaiserhaus?“

„Für uns Deutsche nicht! — Aber wenn ich noch etwas entgegnen darf —“

„O Gott! Was Sie wollen!“

„Wenn Sie durch die Straßen gehn, sagen Sie. Aber in Ihren Goslarer Straßen, so reizend sie sind — die Hauptstraßen gewiß — da sehen Sie nichts aus der

alten Kaiserzeit! Seitwärts an den Kirchen, ja; aber all die entzückenden, gottvergnügten Fachwerkhäuser haben nie einen Kaiser gesehn, kaum mehr was vom Reich gewußt. Die sind in späteren Jahrhunderten gewachsen — wachsen heute noch —“

„Ja, was tut denn das?“ Verena sah ihm träumerisch verwundert in die Augen. „Die Jahrhunderte — all die Jahrhunderte — die stehn ja in den Straßen, auf den Plätzen so schön und still beieinander; warum trennte ich sie denn in meinem Kopf? Kaiserhaus und Kirchen und Fachwerkhäuser, das gehört doch alles zusammen; nicht? Das ist doch mein Goslar? Heinrich der Löwe und die Kaiserin Agnes, die reiten doch neben mir durch all meine Straßen. Und aus einem geschnitzten Erker, der gestern fertig geworden ist, schaut doch, sobald ich will, die blonde Greta heraus! — — Da kommt aber meine Mutter endlich. Ja, Sie haben recht: die Buche. Ist sie nicht eine schlanke, schöne Buche? Mit all ihrem grauen Haar, kommt sie nicht wie die Jugend daher?“

Verena lief der Mutter entgegen und in ihre Arme.

Noch immer Goslar.
(Ohne Datum und Wochentag.)

Lieber Fritz!

Ja, ich bin noch hier. Ich erwarte Albert Helling; morgen will er kommen.

Ich hab’ mich mittlerweile tüchtig herumgetrieben, das alte Goslar bis auf den Grund studiert, die Gegend durchschweift. Ich war auf dem Steinberg, im Rammelsberg, tief im Okertal, beim Auerhahn und Hahnenklee, bis Claustal hin. Goslar bleibt freilich immer das Juwel, die Perle; hab’ mich drein verliebt.

Frau Julia Stein heißt die Buche; und sie ist eine anziehende, seelengute, feine, anmutig träumerische Frau. Mit ihrer Tochter kann sie sich freilich im Träumen nicht messen; Fräulein Verena ist darin unvergleichlich, hab' so was noch nicht gesehn! Wie wenn die Welt ihren neunzehn Jahren noch ein Märchen wäre; oder wie wenn sie Hellseheraugen hätte, mit denen sie Dinge wahrnimmt, von denen unser nüchterner Blick keine Ahnung hat. Oder ihre Phantasie ist so wunderbar lebendig, daß sie ihr gleichsam eine zweite Welt schafft, die ihr ebenso wirklich ist wie die Wirklichkeit. Oder es wird alles Poesie in ihr; sie liest die Welt wie ein Gedicht! — Du siehst, ich rätsle an ihr herum. Sie ist kaum zu fassen, sie schlüpft einem zwischen den Fingern durch. Ein dahinwandelndes, lieblich lächelndes, reizendes Problem!

Da sitzt sie in ihrem „Klein-Goslar", am Turmfenster oder auf den Treppenstufen vor dem Rittersaal oder am Wasserbecken, und dichtet an ihrer Welt und lebt mit den großen, wilden Menschen der Vorzeit und mit holdseligen Kaiserinnen und mit Engeln und Teufeln; und ist nie einsam, verlassen, gelangweilt, denn die ganze Welt kommt zu ihr, wie ums Aschenputtel die Tauben fliegen. Sie kann auch der Welt Gastgeber sein: sie hat den Turm und den Rittersaal, da treten sie gerne ein, Heinrich der Löwe und Kaiser Rotbart und die großen Ottonen und Agnes — um nur ein paar von ihren Liebsten zu nennen. Mit denen erlebt sie, was sie will; sind ihr alle traut und zahm, wie die Löwen um den Daniel in der Löwengrube. Und so lebt ihr auch jedes Haus in Goslar, das nur irgend ein eigenes Gesicht hat; sie bevölkert es mit den Geschöpfen, die ihr Hirnchen füllen. Goslar — weiter braucht sie nichts.

Weiter will sie nichts. Anderswo als in Goslar möchte sie nicht leben!

Und nun denk aber nicht, das wär' ein großgewordenes Kind, in dem keine Gedanken sind. O, sie hat ihren Kopf! Sie hat viel gelesen und daran herumgedacht. Sie kann mit dir streiten, du weißt nicht wie. Aber es beirrt sie nichts; sie lebt, wie sie's freut. „Alles Wissen ist Stückwerk," sagt sie, „und von dem Meisten und Größten wissen wir nichts. Auch für den Klügsten ist die Welt doch ein Traum. Warum denn nicht träumen?"

Ein merkwürdiges Mädchen, Fritz! — Ich möchte sagen: ihr Geist ist taghell, aber in ihrer Seele ist noch Morgendämmerung.

Sie gibt viel zu denken. Ob wir denn wirklich recht haben, wir andern, wenn wir immer den Tag suchen, in die Klarheit streben? Ob in der nüchternen Helligkeit des Verstandes auch die Wahrheit ist? Die Wahrheit, für die wir geschaffen sind? Denn für die reine, vollkommene Wahrheit sind wir nicht geschaffen. Ob nicht so ein kleines Mädel in der rechten Dämmerung lebt? Am Morgen und am Abend ist die Welt am schönsten. Herrlicher als die Mittagssonne, die in jeden Winkel leuchtet, ist ihre letzte Abendglut, oder ihr Widerschein in den zauberisch flammenden Abendwolken. Wär's mit unserer inneren Welt etwa ebenso?

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit...

Haben Goethe und Verena recht?

Dann hattet ihr unrecht, die ihr immer an mir herumgemeistert, Du und Albert Helling; denn die andern Mitmeisterer zähl' ich nicht. „Klarheit! Ver-

stand! Erkenntnis! Wissen!" Das waren eure Wurfgeschosse, mit denen schmettertet ihr in den Schild hinein, den ich, der „Träumer", der „Phantasiemensch", euch entgegenhielt. „Phantasiemensch" — das war in eurem Sinn ein schmähliches Schimpfwort, mit dem ihr mich zu Boden schlugt. Oder ich hieß gar „ein großes Kind"! Und weil ich gegen Dich der Jüngere war, und vor dem Verstand, vor dem Wahrheitstrieb, vor dem Wissensdurst einen heiligen Respekt hatte — wohl von unserm Vater ererbt — so ließ ich meinen durchlöcherten Schild endlich niederfallen und ging zwischen euch beiden in den Wahrheitstempel, um dort meine trocken verständige Andacht zu verrichten.

Aber „was ist Wahrheit?" Wer hat sie?

Es wird dunkel und ich soll bei der Buche zu Abend essen. Also gute Nacht!

Albert Helling war gekommen, Karl hatte ihn durch Goslar, bis zum Kaiserhaus, dann zu seinen „neuen Freundinnen" im Rittersaal geführt. Albert hatte staunen und bewundern müssen, so gut er konnte. Der Tag endete mit einem gemeinsamen Spaziergang auf den Petersberg, dann hinüber zum Georgenberg. Von dem Promenadeweg über der Bahn beschauten die vier das im Abendlicht glühende, türmereiche Goslar mit den langen Wellenlinien seiner walddunklen Berge, dazwischen die kahle Kuppel des Rammelsbergs. Die Sonne tat noch ihr Schönstes, eh' sie niederging. Sie verklärte den ernsten Hochwälderkranz, der gleichsam der Stadt aufs Haupt gesetzt war, und die grauen Kirchtürme, die farbigen Dächer, das reiche Baumgrün im Vordergrund, über dem sie standen. „Unser schönes Goslar!" sagte Frau Julia leise.

„O ja, gnädige Frau," sagte Alberts helle, hohe Stimme, „Ihr Goslar ist eine schöne Stadt! Bei so schönem Wetter. Aber leben Sie hier im Winter gern?"

„Warum nicht?" fragte Frau Julia verwundert.

Verena sah den Doktor Helling von der Seite an, mit einem gereizten, empörten Blick. Er gefiel ihr schon seit zwei Stunden nicht: die lange, magere, etwas vorgeneigte Gestalt, das farblose Haar, die Brille auf den blaßgrauen Augen mit dem scharfen, klugen, nüchternen Blick. Wohl der richtige Naturforscherblick! aber nicht für das Schöne, nicht für Goslar. „Warum sollte man denn wohl im Winter hier nicht gerne leben?" fragte sie hinter der Mutter drein.

Albert lächelte. „Entschuldigen Sie: ich denke, so 'ne kleine Stadt ist im Winter tot."

„Was nennen Sie tot?" fragte Verena. „Hier wohnen siebzehntausend Menschen, die leben im Winter alle weiter."

„Aber erstens fehlen die vierzigtausend Sommergäste —"

„Wir leben auch ohne die!"

„Gewiß. Aber zweitens — wie unterhält man sich? Kunst, Theater, Musik —"

„O, wir haben gute Musik," fiel ihm Frau Julia ins Wort, sanfter als die Tochter.

„Und drittens Berg und Wald voll Schnee!"

Verena wandte sich zu Karl: „Sagen Sie, Herr Doktor. Ihr Freund hat wohl immer im Süden gelebt und denkt wie die Italiener, wir leben hier in Schnee und Eis?"

Albert ließ sich das Wort nicht nehmen; „o nein, gnädiges Fräulein," sagte er mit einer heiter höflichen

Ruhe, die sie wieder empörte, „ich bin ganz so norddeutsch wie Sie. Aber daß der Harz im Winter Schnee hat —“

„Ein paar Monate!“ rief Verena aus. „Am Fuß des Harz, in Goslar, nicht mehr als ein paar! Na, und wenn einmal mehr — in Schnee und Rauhreif gekleidet, wie sind unsre immergrünen Wälder dann schön! Und das Schneeschuhlaufen, das hier auch in Schwung kommt, das Rennwolffahren. O, und im Okertal an den wilden Felsen und Klippen die Eisgebilde — wie geträumt! wie Märchen! Machen Sie nur einmal eine Schlittenfahrt durch das Okertal — und sehen Sie dann auf dem Ahrendsberg zu, wie die Hirsche in Rudeln kommen und gefüttert werden — dann werden Sie wohl nicht mehr sagen, Herr Doktor: die Welt ist hier tot!“

„Das Fräulein hat eine schneidige, beredte Zunge,“ sagte Albert mit einem lächelnden Blick auf die beiden andern.

„Gefällt dir das nicht?“ entgegnete Karl, dessen Augen auf Verena ruhten. „Mir gefällt es sehr, daß sie so warm für ihr Goslar spricht.“

„Bravo, Herr Doktor!“ rief die Mutter. „Sie stehn uns bei, das ist gut! — Ich glaube, Sie haben Ihr Goslarherz entdeckt —“

Karl nickte: „Ja, bei Gott, das hab' ich!“

„Dann kommen Sie doch im Winter wieder — oder bleiben Sie gleich hier! Sie sind ja ein freier Mann, können leben, wo es Ihnen gefällt. Ihr kulturhistorisches Werk, von dem Sie uns sagten, können Sie doch hier so gut schreiben wie anderswo. Vielleicht noch gesammelter als anderswo. Unsere Tannenwaldluft, unser Quellenwasser von den Bergen her macht die

Stadt so gesund. Bleiben Sie nur hier, Herr Doktor!“

Wie angenehm die Stimme ist! dachte Karl. Er heftete aber die Augen wieder auf die Tochter, die auf Goslar hinuntersah. „Was sagen Sie, Fräulein Verena? Reden Sie auch so zu?“

„O ja, warum nicht?“ antwortete sie, ohne aufzublicken. „Es kommen ja jetzt schon viele Fremde und siedeln sich hier an; Sie haben ja all die Villen gesehn. ‚Unser aufblühendes geistiges Leben‘, sagt der Bürgermeister. Schöne Konzerte — und allerlei.“

„Und Klein-Goslar dazu!“ sagte Karl mit fröhlichem, fast erregtem Lächeln.

Frau Julia nickte ihm mütterlich zu: „Uns würden Sie immer willkommen sein! So warme, begeisterungsfähige, verständnisvolle Menschen, o, die kann man brauchen. — Aber nun will's dunkel werden. Mutter und Kind gehn nach Haus. Die Herren werden diesen Abend miteinander verplaudern wollen. Morgen nachmittag, wenn Sie uns da wieder die Freude machten!“

Karl verneigte sich. „Ich sag' für uns beide: ja, ganz gewiß!“

Die Damen gingen, ihren Türmen zu; die Männer blieben noch stehn, sahen ihnen nach. „Was für einen Gang die Mutter hat,“ sagte Karl nach einer Weile; „so elastisch, so jugendlich. Und dabei so vornehm; nicht?“

Albert schwieg.

„Die Tochter — die geht anders,“ sprach Karl nach einer Stille weiter; „kindlicher — träumerischer — oder wie man das nennen soll.“

Albert lächelte stumm. Endlich schaute er ihm durch die Brille forschend ins Gesicht. „Also du sagst für uns beide: ja, ganz gewiß!“

„Ja, wär' dir's nicht recht?"

„Und du bleibst gleich den Winter hier?"

Karl sah ihn verwundert an. „Wie — komisch du das sagst. Warum blieb' ich gleich den Winter hier?"

„Nun, da die Damen es so entschieden wünschen. Die Alte und die Junge. Und da du dein Goslarherz entdeckt hast. Und da in Goslar auch Klein-Goslar liegt."

Karl ward rot; dann blaß. Es kam über ihn ein Mißgefühl; ihm fiel plötzlich die „Dämmerung" ein, von der er gestern an Bruder Fritz geschrieben, und „die Mittagssonne, die in jeden Winkel leuchtet". Er hatte sich diese Tage in einer wohltuend unklaren Dämmerung erhalten; nun war ihm, als zöge die helle, unerbittliche Sonne ihm den Schleier weg. „Was willst du?" fragte er; auch Alberts hohe Stimme kam ihm wie ein Sonnenpfeil vor. „Du denkst, ich hab' mich verliebt?"

„Wozu trag' ich denn die Brille, Mensch. Deine Augen gehn ja nicht mehr von dem Mädel weg. Im ersten Augenblick dacht' ich: die Mutter! mit ihrem sonderbar jugendlichen, so pikant grau umrahmten Gesicht. Aber dann — — das fühlt ja auch eine blinde Frau mit dem Stock. Das ‚Kind von Goslar', wie du vorhin im Rittersaal zu mir sagtest; deine Augen strahlten. Es waren wieder deine Primaneraugen. Sechzehn Jahre jünger!"

„Daß sie mir interessant ist, sehr interessant, werd' ich doch nicht leugnen —"

„Karl Gerland! Ich bitte dich! Laß uns in die Klarheit kommen. Du bist in Gefahr, Mensch. Noch eine Woche hier, und das Kind von Goslar wird deine Frau!"

Über Karls Gesicht ging ein zuckendes Wetterleuchten. „Albert Helling, ich bitte dich auch! Laß uns von was anderm reden. Wer einmal meine Frau wird, ist wohl meine Sache!“

„Da haben wir's. Er gibt es zu!“

„Nein, ich geb's nicht zu; aber —“

„Erlaube! Ich bin dein Freund, dein ältester Freund, ich darf jetzt nicht schweigen. Ja, schon gut, ich werde leiser reden (Karl hatte ihm gewinkt, da Spaziergänger vorüberzogen); aber reden muß ich. Abreisen! Abreisen, Karl! Sonst fangen sie dich ein, und du bist verloren!“

„Einfangen — was für ein Wort —“

„Ich bitte dich, verträum dich nicht. Hattest dich doch so schön gewöhnt, hell und klar zu sehn! ‚Bleiben Sie gleich hier, Herr Doktor!‘ — ‚So warme, begeisterungsfähige Menschen, o, die kann man brauchen!‘ Und das Mädel mit den Märchenaugen — aber weiberschlau sind sie alle — die singt die bescheidene zweite Stimme dazu: ‚Es kommen ja so viele Fremde und siedeln sich hier an!‘ Ist dir das nicht deutlich genug? Sollen sie dir gleich einen Heiratskontrakt zur Unterschrift in die Hand drücken? — Mich wundert ja die ganze Geschichte nicht. So ein hübscher Kerl wie du; dem die Anständigkeit, die Noblesse, die — na ja — verzeih — die Hingebung und Lenksamkeit zu allen Poren herausguckt. Bist ein ‚freier Mann‘, das wissen sie schon; werden auch schon wissen, daß du ein recht hübsches Vermögen hast; habt euch zutraulich ausgesprochen, was? — Na, das dacht' ich ja. Warum auch nicht! Wenn aber die Weiber erst diese Hauptsachen wissen —“

Karl zuckte wieder und zog den andern jäh mit sich

fort: es gingen wieder Leute vorbei, die zu horchen schienen. Er murmelte in ihn hinein: „Du sprichst so, wie wenn du in der Sahara wärst!“

„Ich will also wie ein Mäuschen piepsen; und gehn wir zu unserm Hotel, zum Achtermann; — nach rechts? Gut, nach rechts. Aber bitte, reg dich nicht auf; dann kommt man nicht zur Klarheit, und ohne die Klarheit sind wir Kellerwürmer. Wenn sie dich gern haben, wenn sie dich behalten wollen, kann mich das denn wundern? Du bist vielleicht der erste wirkliche Mensch, den sie hier erleben! Sie schlafen ja wie Dornröschen hinter ihrer Hecke; oder wie Schneewittchen in ihrem gläsernen Sarg. Nun kommt so ein Prinz von — wie heißt's bei Goethe —

Seine edle Gestalt —
Seiner Augen Gewalt —“

„Bitte, bitte!“ sagte Karl und legte ihm die Hand auf den Mund, „von meinen Vorzügen haben wir nun genug gesprochen. Aber von der Hauptsache haben wir noch kein Wort gesprochen. Ob Ve— — ob das Mädchen die *Rechte* wäre; ob es zu wünschen, vom Schicksal zu begehren, zu erflehen wär', daß sie meine Frau wird!“

Albert stand wieder still. „Mensch!“ flüsterte er — sie flüsterten beide — und griff Karl in den Arm hinein. „Ob sie für dich die rechte wäre! Diese Märchenprinzessin! Dieses Traumgeschöpfchen!“

„Du glaubst wunder, was du sagst, und sagst nichts. Wenn sie neben den andern Mädchen wie ein Traum, wie ein Märchen ist —“

„Also *das* ist deine Meinung? Ich hab's gedacht! — Ich bitte dich, Karl, mach nicht dieses vornehm finstere Gesicht, dieses hinauswerfende; es erinnert mich

auch an unsere Primanerzeiten — wenn du unsere Belehrungen nicht hören wolltest. Nachher hast du sie doch gehört, und zu deinem Besten. Jetzt bist du ein gemachter Mann, ich hab' dich nicht zu belehren, hab' dir auch nichts dreinzureden; wenn du in einen zehn Meter tiefen Sumpf hineinspringen willst, das ist ‚deine Sache', wie du vorhin sagtest, ich darf dich nicht retten. Aber zum Teufel, man hat doch seinen Verstand! seine offenen Augen! Was ich hier sehe —" Albert schlug sich an die Stirn — „das will doch heraus! — Wenn sie ‚wie ein Märchen ist'. Gut; ein Märchen liest man; aber man heiratet es nicht. Du am wenigsten! Ja, du, Doktor der Philosophie Karl Gerland. Du brauchst, was du immer brauchtest, einen Verstandesmenschen als Kameraden, einen hellen Kopf, der in der Wirklichkeit lebt, die Wirklichkeit praktisch und kräftig in die Hände nimmt, dir die Binde von den Augen nimmt, wenn deine Phantasie dir wieder eine gewebt und geknüpft hat. Solche Frauen gibt's! genug! aber nicht in dem Rittersaal. Das sind Dämmermenschen; Halbmenschen, die dich nicht verstehn, dir nicht helfen können. Das ist, als ob du eine Nixe zur Frau nehmen wolltest und zu ihr ins Wasser ziehn!"

„Möcht'st du nicht noch mehr übertreiben?" fiel Karl ihm ins Wort.

„Hab' ich übertrieben? Nicht mit einer Silbe! — Ob du zu der Nixe ins Wasser ziehst oder zu denen in den Rittersaal — meinst du, das ist ein Unterschied? Ich hab' etwas gesunden Verstand, das weißt du, ich komme mit frischen, offenen Augen, ich bin nicht verliebt; laß mich dir sagen, mein Junge — — Ja, da ist schon der Achtermann. Da speisen wir also zu Abend,

was? Laß mich dir nur noch sagen — dann den ganzen Abend kein Wort mehr —"

„Also in des Teufels Namen, so sag's!"

„Du mit deinem Träumersinn, den dieses ver — — deuwelte Goslar wieder geweckt hat, du gehörst in die große Welt, mein Junge, in die Welt der Reibungen, der Austausche, der Abschleifungen, der Gegensätze. Du gehörst in die scharfe, harte, kalte Luft der forschenden Wissenschaft. Ziehn dich diese beiden Dämmermenschen in ihr Element, zieht dich die kleine ‚Erdbeere' in ihr Halbwachleben, dann ist's aus! Dann ‚wirst du nicht mehr gesehn'! Der Aufwärtsstreber wird ein Niedersinker. Nach ein paar Jahren gehst du als stiller, kleinstädtischer Sinnierer in den hübschen Straßen von Goslar herum; träumst noch zuweilen von dem, was du werden konntest. Schreibst ein Schriftchen über die bemalten Fachwerkhäuser, das Dukatenmännchen; oder wirst Führer im Kaiserhaus. Ja, ja, ja, wir gehn hinein in den Achtermann. Und dreißig Jahre vor deinem Tod bist du schon begraben!"

Goslar, September.

Lieber Fritz,

hab Dank für Deinen Brief. Er meint es gut. Es ist ein brüderlicher Brief. Mehr kann ich nicht sagen; folgen kann ich ihm nicht.

Da habt ihr euch wieder gut zusammengefunden, Abert Helling und Du! Es war fast wie in alter Zeit! Die beiden „Klaren" über den „Dämmerer", um ihm Tag zu machen. Ungefähr so wie Du mir geschrieben hast, hat er mir gesprochen; hier. Er war also hier. Er ist wieder fort. In der Luft von Goslar schwirrten

noch eine Weile die Bazillen seines Geistes; ja, im Anfang wohl auch in mir. Gott sei Dank, das ist ganz vorbei. Ich habe meinen Weg, ich gehe meinen Weg!

Lieber Fritz, die brüderliche Liebe machte Dich etwas unverschämt; ein „Dummerchen“ erlaubst Du Dir Verena zu nennen. Dafür, daß Du sie nie gesehen, nie gesprochen hast, ist's ein — tapferes Wort! Albert brauchte doch zwei volle Stunden, um Verena auswendig zu wissen; Dir genügt weniger als der Bruchteil eines Augenblicks. Du brauchst weder Raum noch Zeit, Du hast's schon fertig in Deinem Ich — Du gottbegnadeter Mensch.

Gute Verena! Ach, Du bist kein Dummerchen. Du bist, was kluge Leute wohl nicht leicht erkennen, weil sie's selbst nicht haben und es ohne Kummer entbehren; Du bist Poesie. Du hast Geist genug, aber er sitzt nicht in einem besonderen Verstandeskasten, er ist innig verbunden mit Deiner Phantasie, Deinem Gemüt, die drei halten sich umschlungen wie die Grazien, sind wie eins, untrennbar.

Ja, Bruder Fritz, so ist's! Und manchmal, wenn ich sie so anschaue, denk' ich: sie ist die Poesie! Die verkörperte, verlebendigte, die man sehen, in die Arme nehmen, fassen, halten kann.

Und von der sollt' ich lassen?

Als ob sie „nicht fürs Leben gemacht“ wäre. Woher weißt Du das? Sie ist sogar wirtschaftlich; sie hilft in der Küche, kocht allein, sie hat Kochtalent; ich hab's nun schon manchesmal geschmeckt. Ich sage das nur, weil es ist; für mich braucht sie's nicht. Ich will nur sie selbst. O wenn ich sie haben kann, als die Poesie um mich her, die Poesie meines Lebens, dann hab' ich über und über genug!

Und ich glaub' zu wissen, sie ist mir gut. Nun ich auch Deinen Brief überstanden, überwunden hab', hol' ich mir Gewißheit.

Nein, in mir ist ein heiliges, tiefes, vertrauendes Gefühl, das erschüttert ihr beide nicht, könnt ihr nicht erschüttern.

Diesmal weiß ich mehr als ihr!

Dein Karl.

Berlin, 8. September.

Lieber Karl,

was ist da zu machen? Dein Entschluß — laß mich's offen sagen: Dein unglückseliger Entschluß steht fest. Du „weißt mehr als wir". Da ich keinerlei Macht über Dich habe, so kann ich nur die Achseln zucken — oder auch die Hände ringen — und sagen: Gott stehe Dir bei!

Es ist die alte Geschichte: wenn es am wichtigsten ist, in den großen Schicksalsmomenten, da kann kein Mensch dem andern helfen; da hört jeder nur auf sich.

Volenti non fit injuria. Du willst es so. Du mußt's denn tragen. Mir ist in meinem Bruderherzen schauderhaft schlecht zumut; aber — habeas tibi! Ich kann es nicht ändern, ich kann Dich nicht ändern.

Nur noch ein Wort! Ich beschwöre Dich! Du schriebst mir in Deinem vorletzten Brief: „Anderswo als in Goslar möchte sie nicht leben!" Und nun hat mir Albert geschrieben, daß sie Dir mit allen Kräften zureden, ganz in Goslar zu bleiben; und er ist überzeugt (wütend überzeugt), sie bereden Dich. Karl! Bruder! Das wäre Hochverrat an Deiner Zukunft, an Deinen Talenten, an Deinem Glück.

Gestatte und verzeihe mir noch ein starkes Wort (so übel ich auch neulich mit einem andern angekommen

bin): der unreife Egoismus eines kleinen Mädchens darf Dir nicht Dein Leben zerstören! Hat sie Dich wirklich lieb, so wird sie nicht verlangen, daß Du ihre große Goslarer Puppe bist. Stelle ihre Liebe auf diese Probe, ich beschwöre Dich! Sag ihr: Fort von Goslar!

Du wolltest für diesen Winter nach Italien gehn, um in den alten umbrischen und toskanischen Städten für Dein großes kulturhistorisches Werk Studien zu machen. Verlange, daß sie als Deine junge Frau mit Dir nach Italien geht. Ein fürchterliches Opfer, nicht wahr, kann man das nicht nennen. Wenn sie dennoch auf ihrem kindlichen Eigensinn oder ihrem „Traum“ besteht, dann — — dann weißt Du genug!

Bei dem Andenken an unsern Vater, der uns gewiß ein edles Vorbild war — der so viel von Dir hoffte — beschwöre ich Dich: verlange das!

Weiter habe ich nichts mehr zu sagen; ich darf ja nicht, und es nützt auch nicht.

Dein tieftrauriger Bruder Fritz.

Goslar, im Turm,
an Verenas Schreibtisch.

Das war nicht nötig, lieber Fritz, daß Du mich beim Andenken unsres Vaters beschworst; auch ohne das hätt' ich Deinen Wunsch erfüllt. Mir selber, mir lag nicht so viel daran: ich hätte für 'ne Weile auf das „große Werk“ verzichtet, das noch warten kann, und hier im Turm, so recht in der Stille, ganz meinem märchenhaften Glück gelebt — das ich noch nicht fassen kann. Aber so geht's dem Menschen: sowie ich Deinen Brief gelesen hatte, war mir's, wie wenn ich eine Ehrgeizinfluenza und ein Pflichtgefühlfieber kriegte. Und dazu die Probe! Die Verenaliebesprobe!

Wir hatten uns schon heute morgen verlobt. Mittags kam Dein Brief. Nach Tisch bin ich mit ihr hierher in ihr Zimmer gegangen, hab's ihr gesagt: Italien! Meine Studien! Gleich nach der Hochzeit! Anfang Oktober, fort! — Sie sah zuerst auf meine Brusttasche, mit einem eifersüchtigen oder mißtrauischen Blick: „Das hat dir dein Bruder geschrieben." Ich leugnete es natürlich nicht. Ich sprach ihr zu Herzen, ohne viele Worte. „Ist's eine Bedingung?" fragte sie. Ich sah sie nur an; ihre großen, ernsten Augen waren so wunderschön. Kurz, sie ist mir zuletzt um den Hals gefallen: „Ich hab' dich ja so unsinnig lieb. Zuerst warst du ein bißchen der Hezilo; aber auch schon Heinrich der Löwe, gleich. Jetzt bist du nur noch mein Heinrich der Löwe. Ich wär' wohl gern mit dir hier geblieben; aber wenn du fort willst — dein Buch vollenden — wenn du das von meiner Liebe willst — ich will ja nur noch deine Löwin sein!"

Also das ist abgemacht. Unsern Vater brauchst Du nicht mehr zu beschwören. Ich schreib' Dir bald mehr. In wenigen Wochen Hochzeit; dazu kommst Du ja.

Ich hab' ein Gefühl, als hätt' ich Flügel bekommen, die heben mich immer zimmerhoch über den Erdboden weg. Wie ich oft geträumt hab', besonders vor dem Aufwachen morgens. Nun träum' ich's aufrecht, am hellen Tag, mit offenen Augen!

Dein Karl.

II

Es schneite in Goslar zum zweitenmal; diesmal den ganzen Tag. Frau Julia trat von Zeit zu Zeit vor die Tür, sah mit ihren elegischen Augen bekümmert in das großflockige Gestöber hinein: so ein ungemütlicher Empfang für die aus Italien Heimkehrenden! Die grauen Türme, rechts und links, waren durch all den weißen Wirbel, den Schneemückentanz, kaum mehr zu erkennen. Sie streckte ihre Hand hinaus und ließ die fallenden Flocken darauf zergehn; sie hatte diese zierlichen Winterblumen eigentlich gern; aber — grade heut!

„Verena wird sich hier gleich erkälten," sagte sie mit ihrer tönenden Mutterstimme, als Hans, der junge Diener, in der Tür erschien.

„Ach, sie wird ja nicht," erwiderte Hans gutmütig tröstend.

„Verwöhnt wie sie nun durch das italienische Klima ist!"

„Ach, sie wird ja nicht," wiederholte er, da ihm nichts Besseres einfiel. Er machte dann sein gescheitestes Gesicht und sprach weiter: „Gnädige Frau müssen doch auch bedenken, daß übermorgen Heiligabend ist. Zu Weihnachten muß doch Schnee liegen; sonst hat's keine Art nicht!"

Frau Julia seufzte leise, dieser Zuspruch tröstete sie

nicht. „Und daß der Zug erst so s p ä t kommt!“ seufzte sie. „Hans, meine Droschke zum Bahnhof läßt mich doch nicht im Stich?“

„I, wo wird sie denn. Krüger, unser alter Kutscher! — Aber wissen Sie das auch ganz gewiß, daß der Zug so spät kommt?“

„Hans, Sie fragen mich immer: Wissen Sie das auch ganz gewiß? Das ist wirklich komisch und —“

„Weil doch gnädige Frau zuweilen —“

„Aber wann meine Tochter nach Hause kommt, werd' ich doch wohl wissen!“

Ein Wagen rollte auf der Straße heran; sie standen an der Gartentür, konnten's aber hören. „Könnte das schon meine Droschke sein?“ sagte Frau Julia und ging ins Haus, zur Hoftür; Hans ging ihr nach. Draußen am Gittertor blieb eben eine Droschke stehn; der Schnee fiel auf den hohen Mantelkragen des Kutschers und auf zwei Koffer neben ihm hinab. „Das ist ja nicht Krüger,“ sagte Frau Julia träumerisch.

Hans stieß einen sonderbaren Schrei aus — er ist doch immer komisch! dachte sie — lief zum Gittertor und öffnete es. Die Droschke fuhr herein. Hans riß den Wagenschlag auf; Karl Gerland stieg heraus, im Mantel, Verena guckte ihm über die Schulter, mit lachendem Gesicht.

„Gott im Himmel! Gott im Himmel!“ rief Frau Julia.

Sie fühlte sich umklammert, von Karls, dann von Verenas Armen. „Das ist ja nicht möglich!“ rief sie zwischen je zwei Küssen aus. „Das ist doch nicht möglich! — Ist euer Zug so viel zu früh angekommen?“

„Mutter, das dürfen die Züge nicht,“ entgegnete Karl. „Er kam gerade zur rechten Zeit.“

„Aber nein! Nicht möglich! Ich hatte doch gelesen —"

Frau Julia verstummte, sie sah lauter lachende Gesichter; auch Hans lachte, sehr glücklich; und nun fing auch der Kutscher an. „Hast wohl falsch gelesen, Mutti," sagte Verena und umschlang sie wieder. „Oder falsch behalten. Oder verwechselt. Oder — — Mutti, ich bin wieder in Goslar! Ich bin zu Haus! Ich bin bei dir!"

Sie standen endlich im Zimmer, ohne Mäntel, von bewillkommnenden Blumen umringt; die Mutter hielt Verena mit beiden Händen, aber von sich weg, um ihr so recht ins Gesicht zu sehn. „Bist du blaß, mein Liebling? — Nein, 's ist wohl nur der Wintertag, die Schneeluft. Bist so jung und hübsch! — Nicht wahr, Karl, 's ist 'ne hübsche Frau? — Ich sterbe ja vor Scham: euch nicht abzuholen! Wie infam dieser Hans gelächelt hat. Man las es ordentlich auf seinem Gesicht: hier im Haus gelt' ich für dumm, aber wer ist denn wohl der Dümmste hier? — Ach, Kinder, daß ich euch wiederhab. Zwei so schöne Kinder. Und ich so verträumt, so zerstreut! Ach, die lange Einsamkeit hat mich wohl so zerstreut gemacht!"

Karl lächelte sie beruhigend an: „Liebe Mutter, laß gut sein, für die Einsamkeit gab es da wohl nichts mehr zu tun."

„Ach du Galgenstrick! — Verena! Vreneli! Wirst dich nicht erkälten?"

Verena hielt wieder die Mutter im Arm: „Weil ich aus dem Süden ins Schneeland komm'? Mutti, das ist nicht so. In den Bergstädten, wie kann man da oben frieren, das glaubst du nicht. Und in Florenz, wenn der Apenninenwind dir durch Mark und Bein geht. Der windstille Schneefall heut, ach wie sanft, wie süß! — Nun laß uns aber in unsern Turm, unsre Zimmer gehn.

Jeden Abend und jeden Morgen, wie hab' ich mich auf den Turm gefreut! Und auf dich — und alles. Wie märchenhaft, daß ich endlich hier bin — mit dir und mit ihm. O wie ist das Leben märchenhaft. Gib mir deinen Arm, Mutti: du führst mich in mein Paradies!"

Sie kamen in den Turm und stiegen die Treppe hinauf; schon die Treppe war mit dunkelgrünen Fichtenzweigen geschmückt. Oben grüßten von den Türen mächtige Gewinde, bis zum Fußboden herunter, und verzierte Inschriften: „Dem jungen Glück!" „Willkommen!" Sie traten in die Zimmer ein; Frau Julia hatte sie eingerichtet, Karls Zimmer rechts, Verenas links, dazwischen das dritte, in dem fast nur die Betten standen, traulich beieinander, die Wände mit großen Photographien nach schönsten Bildern geschmückt; so hatten sie sich's beide gewünscht. Überall schmückten jetzt Gewinde und Blumen mit, auch an den Bildern, an den Spiegeln und Schränken; Palmen und mächtige Farren standen hier und da. „Ein Wintergarten! Gerlands Wintergarten!" rief Verena und klatschte in die Hände.

Sie tanzte um die Mutter herum, zuerst etwas wild, dann mit einer so holden Anmut, daß Karl die Augen übergingen. Darauf hielt sie Frau Julia lange fest, dankte ihr mit streichelnden Händen und liebkosenden Worten. Von Zeit zu Zeit konnte man die Mutter vor Freude leise seufzen hören. Sie faßte sich und schlich hinaus, um die Kinder in ihrem neuen Heim allein zu lassen. Verena warf sich auf den Diwan in ihrem Zimmer, legte die Hände unter den Kopf, sah mit den großen, strahlenden Augen ihren Gatten an, dann zur Decke hinauf. „Karl! Wie bin ich glücklich!"

„Bist du nun endlich glücklich?" sagte er mit einem eigenen Lächeln.

„Endlich? — War ich's denn in Italien nicht auch?"

„Gewiß; aber doch immer mit der Vorfreude auf hier." Er lächelte wieder: „Also eigentlich d o p p e l t glücklich: Vorfreude und Gegenwartsfreude."

„Du wirst ja wohl satirisch, Karl?"

„Nein, Erdbeerchen; das wär' gemein. Bist immer so tapfer und so brav gewesen; Hut ab! Wie hab' ich dich oft angestaunt, heimlich hochgeachtet. Mit welchem Heldentum hast du im November und Dezember in meinen Bergstädten und dann in Florenz gefroren —"

„War ja meine Pflicht als dein Ehegemahl," fiel sie ihm ins Wort. „Du hatt'st da zu tun —"

„Deine H o c h z e i t s r e i s e!"

Sie schüttelte mit lachendem Ernst den Kopf: „Nein, du Löwenheinrich, meine Hochzeitsreise war das nicht. Die fing an, als wir jetzt von Verona abfuhren, über Bozen und München nach Goslar heim!"

„Ah!" — Er betrachtete sie eine Weile stumm; sie gab ihm seinen Blick zurück. — „Was für 'ne Reise haben wir denn v o r h e r gemacht?"

„Meine P f l i c h t r e i s e. Du hatt'st da zu tun. Ich sollt' dich begleiten. Ich sollt' dir beweisen, daß ich Liebe genug zu dir hätt', um meinen Goslartraum zu opfern und mit dir nach Welschland zu ziehn. Und wie die edlen Kaiserinnen mit ihren hohen Gemahlen nach Welschland zogen, wenn die ihr kaiserliches Amt über die Alpen rief, so bin ich auch mit meinem hohen Gemahl — — Hab' ich mich bewährt, Karl? War ich dir ein getreues Weib?"

„Ja, du süßer Kindskopf, das warst du. Wie hat die Kleine sich rührend bemüht —" er setzte sich zu ihr

und schob einen Arm unter die geschmeidige Wohlgestalt — „sich rührend bemüht, mit ihrem gelehrten Doktor mitzuforschen, so von Ort zu Ort! Hat über den Reisebüchern und meinen Notizen in die Nacht hinein mit ihren müden Kinderaugen gesessen; ‚ich will alles wissen, Karl!‘ Und: ‚Ich will dein Famulus sein; gib mir was zu tun!‘ — So ein Püppchen und so heldenhaft. Ich wäre imstande, dich aus Hochachtung an mein Herz zu drücken —“

Seine Arme umschlangen und preßten sie. „Au!“ schrie sie ein wenig auf. „Laß mich los, du täppischer Riese; du tust mir weh.“

„Ich wäre imstande, Weib, dich zu küssen —“

Verena wehrte ihn ab, ihre Augen blitzten. Hier in ihrem Turmgemach erwachte wieder die Sagen- und Balladensprache in ihr; „Herr,“ sagte sie, „ich bin entsetzt ob deines frevelhaften Ansinnens. Ich flehe mit gerungenen Händen —“

„Umsonst. Einen Kuß!“

„Darf ein Ritter so seiner wilden Sinnenlust frönen?“ Sie kämpfte, er bedrängte sie. „Herr, was für unsaubere Geister sind in dich gefahren? Von Grauen durchschüttelt, mit bebenden Gliedern flehe ich dich an —“

„Nein, du Nixe aus der Gose mit den Erdbeerlippen, ich will einen Kuß!“

Er überwand ihren Widerstand und schloß ihr den mutwillig weit geöffneten Mund.

„Du!“ sagte Verena nach einer Stille; sie hatte ihre entweihten Lippen mit einem Kissen, das neben ihrem Kopf lag, reibend abgewischt. Sie horchte; dann fuhr sie leise fort: „Hörst du nichts? Auf dem Vorplatz, da rührt sich was.“

Karl schüttelte den Kopf. „Das sind wohl deine Träumerohren. Ich höre nichts."

„Ich hab' keine Träumerohren; das sprichst du nur deinen Freunden nach. Es hat sich was gerührt!"

Sie stand auf, ging zur Tür und öffnete sie ein wenig, sah neugierig bang hinaus. Auf dem Vorplatz war Dämmerung; es brannte noch keine Lampe, der Tag ward aber eben zur Nacht. Verena kam leise zurück, sie war blaß geworden; „Karl!" flüsterte sie. „Draußen steht ein Mann!"

„Ein Mann?"

„Ein Herr. Er sah mich an und sagte nichts. 's ist so wunderlich: er sieht aus wie dein Bruder auf seinen Photographien!"

Karl ging und trat in die Tür. „Fritz!" rief er dann in höchster Verwunderung aus. „Bruder Fritz! Warum stehst du da? Wo kommst du her?"

„Ja, ich bin's," sprach eine Stimme auf dem Vorplatz, ein gedämpfter Baß; Verena horchte. „Ich dachte —"

Karl war hinausgetreten und umarmte ihn. „Mensch," rief er dann, „so geh doch herein!"

Er kam Arm in Arm mit dem Bruder zurück, einer hohen, breitschultrigen, kräftigen Gestalt, wohl noch einen Zoll länger als Karl. Das blaßrötliche, gescheite Gesicht hatte einen etwas wunderlichen, gepreßten Ausdruck, wie wenn er verlegen oder nicht guten Mutes sei. „Also jetzt seht ihr euch endlich," sagte Karl, mit vorstellenden Gebärden. „Mein Bruder und meine Frau! — Nun sag, wie schneist du so auf einmal ins Haus? Warum hast du dich nicht angemeldet? Warum stehst du da vor der Tür?"

„Ja, mein lieber Junge — — liebe, gnädige Frau —"

„Gnädige Frau? Deine Schwägerin!“

„Ja freilich. Natürlich.“ Der Landgerichtsrat gab der erblaßten Verena die Hand: „Liebe Schwägerin! Ich freue mich, dich endlich begrüßen zu können.... Euch so in der ersten Stunde ins Haus fallen, das wollte ich natürlich nicht! Du hattest mir geschrieben, ihr kämt als gestern —“

„Wir blieben noch einen Tag in Bozen, Bruder.“

„Nu, das wußt' ich nicht. Ich lasse sie einen Tag allein, dachte ich, und dann tret' ich an! — Wie ich nun aber aussteige und deine Frau Mutter begrüße — eine schöne Frau — die richtige Mutter einer solchen Tochter — da höre ich zu meinem Schreck: eben erst gekommen! Na, da war ich in einem hübschen Dilemma: ich wollte euch doch nicht so plump überfallen, stören, und — und wollt' euch doch begrüßen. Da ich noch nicht die Freude hatte — weil damals — — kurz, eine Situation — so was lieb' ich gar nicht! Da bin ich denn heraufgeschlichen — eine gewisse Sehnsucht — natürlich. Wollte klopfen, hörte euch reden, blieb unwillkürlich stehn. Es klang so sonderbar, was ihr euch erzähltet. Wie wenn's auf dem Theater wäre. Ich begriff die ganze Sache nicht. Kurz, ich suchte sie zu begreifen und vergaß das Klopfen —“

„Du dachtest, wir wären verrückt geworden!“ rief Karl.

Fritz lehnte lächelnd ab: „Das doch nicht. Da es dann aber mit einem Kuß endete, wie ich hörte, so blieb ich selbstverständlich in der Antichambre und —“

„O du zartfühlender Mensch! — Aber warum hast du dich nicht angemeldet? Was doch deine alte Gewohnheit ist?“

Über des Landgerichtsrats Gesicht ging wieder ein

gepreßtes Lächeln: „In diesem Fall mochte ich's nicht. Die verehrte Frau Schwägerin wird mich wohl verstehn: nachdem ich das Unglück gehabt hatte, bei der Hochzeit fehlen zu müssen — ein mir höchst fatales Unglück —“

„Aber was kann der Mensch dafür, wenn er krank wird?“ fiel Karl ihm ins Wort. „Wir haben es sehr bedauert — du bist wieder gesund geworden — und nun bist du da, nun ist's gut!“

Fritz griff in die Tasche, er zog einen Umschlag hervor und öffnete ihn; ein zusammengefalteter Bogen Papier kam heraus. „Mich hat nur nie der Gedanke verlassen: die Neuvermählten meinen wohl, so ein Unwohlsein — wenn man der einzige Bruder ist — hätte er nur den rechten guten Willen gehabt, wär' er doch gekommen! Kurz, ich habe mir von meinem Arzt, dem Doktor Kolbe, ein Dokument ausstellen lassen, das ich der Frau Schwägerin hiermit übergebe; worin sozusagen amtlich bekundet wird, daß ich ernstlich erkrankt war, starkes Fieber hatte und unfähig war, eine Reise zu machen; da steht's.“

Verena sah mit einem ganz verwirrten Gesicht in das Papier hinein; Karl las mit und lachte auf. „O du Mann der Ordnung und des Gesetzes! — Der ganze Fritz!“

„Nimm es nicht so lächerlich, Karl. Dieses unglückliche Zusammentreffen damals: ich hatte mir zum Trost gesagt, wenigstens A l b e r t wird der Hochzeit beiwohnen; da — da reiste der nach Paris. So war niemand von deinen Nächsten dabei; äußerst peinlich für mich. Da ich als alleinstehender Junggeselle niemand —“

„Das hast du mir ja alles damals geschrieben!“ rief Karl, um der ungemütlichen Erörterung ein Ende zu machen; Verena hatte noch immer keine Farbe im Ge-

sicht. „Wir haben's bedauert, aber der Standesbeamte und der Pastor haben uns doch zusammengegeben, du siehst uns hier als Mann und Frau. Und statt damals bist du heute hier. Wir danken dir. Bist uns von Herzen willkommen. Sela!"

Er warf einen Blick auf Verena; sie fing ihn auf und nickte dem Schwager zu: „Ja, das bist du uns. Wir danken dir. Du wohnst selbstverständlich bei uns —"

„Bitte sehr!" fiel ihr Fritz in die Rede. „Ich bin im Hotel Hannover abgestiegen —"

„Da holen wir deine Sachen ab! Du mußt bei uns wohnen, das schickt sich doch. Ich geh' gleich hinunter und besorg' das alles. Wir haben ein Fremdenzimmer im Rittersaalbau; wird dir wohl gefallen."

„Zu gütig!" erwiderte Fritz und verneigte sich.

„Versteht sich doch von selbst!"

Verenas Augen hatten das Gesicht des Schwagers nicht losgelassen; sie suchten zu lesen: was steht da geschrieben? Warum ist er gekommen, was will er hier? Ihre junge Seele verbarg aber mit aller Gewalt, was sie selber fühlte. Sie lächelte gastfreundlich, hausfraulich. Nach einem fliegenden Forscherblick auf ihren Gatten grüßte sie mit dem Kopf. „Also auf Wiedersehn!" sagte sie und ging aus der Tür.

Karl führte den Bruder am Arm in sein Zimmer; dort brannte schon die Lampe. „Hier mach dir's bequem, Fritz!" sagte er und drückte ihn sanft aufs Sofa nieder. „Sieh dir alles an; ist's hier nicht gemütlich? poetisch? Das hat die Buche gemacht; die hat auch so einen Schönheitssinn wie die Erdbeere. Herrgott, wie phantasievoll das Leben ist. Da steh' ich in dem

Turmzimmer, das ist mein, und das hat mir die Buche vom Ilsental als Mutter meiner Frau beschert! — Mann des Gesetzes, wunderst du dich nicht mit?"

„Ich wundre mich ja mit," entgegnete Fritz.

„Du bleibst doch über Weihnachten hier? Das ist selbstverständlich!"

„Wenn du meinst — wenn ich euch nicht —"

„Aber red nicht so!"

„Gut, also ich rede nicht so. Weihnachten mit euch feiern — ein schöner — eigentlich für mich ein neuer, unverhoffter Gedanke! Ich war des Glaubens, ihr feiert euer erstes Weihnachten in Rom. Da ihr neulich noch in Umbrien wart und du schriebst, daß du —"

„Ja, ich hatte auch an Rom gedacht. Aber da wurde mir dann klar: sie hält's nicht mehr aus. Das Heimweh nahm überhand! Weihnachten in der Fremde? Das schien ihr unmöglich. Dazu die Briefe von der einsamen Mutter. Und — und Goslar überhaupt! Du weißt ja. Ihre Tränen flossen. Da haben wir denn also unsre Zelte abgebrochen und uns mit dem Ruf umarmt: auf nach Goslar!"

„Ah!" — Der Landgerichtsrat lächelte. „Da war sie wohl glücklich, die junge Frau."

„Ja, da hat sie vor Freude gejodelt und gelacht!"

„Das glaub' ich: wenn man so gesiegt hat. — Dann wirst du aber mit deinen italienischen Studien wohl nicht fertig sein?"

„Fertig? Kein Gedanke. Leider! In zwei Monaten, Fritz; denn ich mußte ihr doch auch Florenz und Rom zeigen, da wir einmal so nahe waren. Für jedes eine Woche."

„Natürlich. Also wie viel fehlt wohl noch?"

„Mindestens die Hälfte!"

Fritz stand auf. Seine starken Brauen gingen nieder, so tief sie konnten; das geschah ihm allemal, wenn ihm etwas sehr gegen die innerste Meinung ging. Karl, der an seinem Stehpult lehnte, fühlte sich wie von einem Stoß getroffen; wie gut kannte er diesen Brauenzug! Wie oft hatte er ihn in seinen „Lehrjahren" gesehn! — „Aber guter Karl," stieß Fritz hervor. „Dann kommst du ja — unverrichteter Dinge zurück!"

„Was für ein Wort! Das doch nicht. Es ist ja 'ne ganze Menge geschehn! — Natürlich nicht so viel, wie wenn ich mich da allein herumgetrieben hätte; mit einer jungen Frau reist man ja doch etwas anders, nicht wahr? Wenn sie mich auch immer wieder gebeten und beschworen hat: nimm auf mich keine Rücksicht, leb für deine Arbeit, ich möchte dir ja helfen, dir doch nie ein Hemmschuh sein. Und bei all ihrem Heimweh — das ‚Kind von Goslar', das ist sie ja — manche verstohlene Heimwehträne — bei alledem war sie eine Heldin, Fritz!"

„Hm!" murmelte Fritz; er saß schon wieder. „Ich glaube dir ja alles. — Heimwehtränen. Etwas unerwartet: auf so einer schönen Reise, mit dem Geliebten. Aber das ist ja Nebensache; mir steht auch nicht zu, davon zu reden; ich kenne meine Grenze. Ich kenne meine Grenze, Bruder. Nein, ich wollte nur sagen: was wird nun — da mir die Sache so am Herzen liegt — was wird nun aus deinem Buch?"

Karl zuckte verlegen die Achseln, suchte dann zu lächeln. „Aufgeschoben, weißt du ja, ist nicht aufgehoben! — Es muß etwas warten. Was für die italienische Abteilung noch zu tun ist, na, das tu' ich ein andermal."

„Ein andermal!"

„Früher oder später — mit oder ohne die Frau —

ich weiß noch nicht. Wird sich schon ergeben. Einstweilen ist davon die Hälfte getan!"

Fritz stand wieder auf. Er warf einen seiner „Bruderblicke" auf Karl, die der seit so vielen Jahren kannte; die Blicke des um fünf Jahre älteren Bruders, wenn der jüngere ihm einen tiefen Ärger oder Kummer machte. Diesmal endete der Blick aber bald, auf den Fußboden sinkend. „Verzeih, mein lieber Karl," sagte Fritz. „Ich menge mich da hinein; ist dir wohl nicht recht. Wie gesagt, wie gesagt, ich kenne meine Grenze. Würde zwar gern noch ein Wort zur Sache sagen; aber du machst lieber Schluß!"

Karl schüttelte sein kurzlockiges, blondes Haar: „O nein, Bruder. Sag dein Sprüchlein. Bei so 'nem guten Wiedersehn schließ' ich dir doch nicht den Mund!"

„Also dann — — dein Buch! Das soll wieder warten? — Es lag dir so am Herzen, Karl. Und mir auch, natürlich. Wenn du davon sprachst oder schriebst — du erwartetest so viel davon. Eine große, langwierige, mühevolle Arbeit, ‚aber sie soll mir den Weg bahnen, Fritz! Sie soll mir Namen und Stellung machen!' Das hörte ich so gern. Ich bin ja doch auch e i t e l auf dich, habe Ehrgeiz für dich. Und ich denke dabei immer: wie würde unser Vater sich freuen! — Nun kommst du so vor der Zeit nach Hause; verzeih — das wirft mich etwas um. Italien ist die Hauptsache, sagtest du, ohne die italienischen Städte kann ich es nicht machen. Ja, wie m a ch st du's dann?"

Karl war rot geworden und von seinen gebräunten Wangen wollte das Rot nicht weichen. „Etwas s p ä t e r mach' ich's," sagte er, sich die Worte gleichsam aus dem Munde ziehend. „Ja, ja, ja, ich muß wieder nach Italien — aber ich komme schon hin!"

Fritz ging langsam zurück, Karl im Aug' behaltend; am warmen Ofen blieb er stehn, legte beide Hände hinter sich. „Nimm's nicht übel," sagte er von dort mit seiner weichsten Stimme; sie war sonst eher hart als weich. „Ich bitte dich herzlich, nimm's nicht übel, Bruder. Verena versteh' ich nicht! Eine Heldin, sagst du. Wenn sie schon eine Heldin ist, warum dann nicht so lange dort bleiben, bis du deine Sache getan hattest — da sie's doch gelobt und versprochen hatte?"

Karl ward von neuem rot. „Hatte sie's versprochen?"

„Du hast mir's ja damals geschrieben, Karl! Sie war bereit, mit dir fortzugehn, damit du ‚dein Buch vollenden' könntest; sie wollte ‚nur noch deine Löwin sein'. Ich denke, du hattest ihr gesagt, daß es sich um den Winter handelte, daß du den dazu brauchtest —"

Er hielt mit fragender Stimme inne. „Nun ja doch," antwortete Karl, auf den Fußboden blickend. „Da sie danach fragte, hab' ich's ihr gesagt."

„Und es erschreckte sie nicht, sie weigerte sich nicht?"

„Es erschreckte sie wohl einen Augenblick; dann — dann stand sie aber hochaufgerichtet wie 'ne Heldin da. Sie fühlte sich in dem Augenblick als die Kaiserin Agnes, wie sie mir später erzählt hat; die trägt sie besonders im Herzen, weil die gern in Goslar war. Nur nicht an mir zweifeln! sagte sie. Was du brauchst, das will ich!"

„Hm! Und nun seid ihr doch vor Weihnachten hier. Erst Winters Anfang."

„Das Heimweh, Fritz! — Sie ist jung. Sie ist so auf Goslar verwöhnt. Und auf ihre Mutter."

„Verzeih. Und wenn du ihr gesagt hättest: Verena, ich kann noch nicht fort — du willst, daß mein Buch

vollendet wird — sei noch einmal meine Heldin! Wäre sie dann geblieben?"

Karl ging durchs Zimmer hin und her, eine nervöse Unruhe trieb ihn, seine Schulterblätter hoben und senkten sich. Er blieb endlich stehn: „Ach, du quälst mich, Fritz. Wie werd' ich ihr das nicht gesagt haben; mit ähnlichen Worten hab' ich es gesagt. Dann hat sie geweint und — — Lieber Fritz, du bist Junggesell; wie das ist, das weißt du nicht. Man ist so einer jungen Frau sehr viel Liebe, sehr viel Rücksicht schuldig. Man lebt nicht nur für seine Stellung und für seinen Namen!"

„Und kurz, das ewig Weibliche siegt. — Ich bin ganz zufrieden, mein lieber Bruder, Junggesell zu sein!"

„Ja, das sagst du wohl."

„Dann verspricht man sich *selber* was, und das kann man halten!"

Es ward geklopft. Hans trat in die Tür. „Frau Stein läßt nämlich den Herren sagen, Frau Doktorin Gerland hat Hunger, und darum werden die Herren gebeten, zu einem sehr frühen Abendessen zu kommen. Und Frau Doktorin Gerland ist die Nacht durchgefahren, sagt sie, und möchte früh zu Bett gehn. Aber vorher soll doch erst gegessen werden, sagt sie. Und darum werden die Herren gebeten."

Karl unterdrückte ein aufsteigendes Lächeln, das übrigens von selber verging: ihm war schlecht zu Mut. „Also gut, wir kommen!"

Das frühe Nachtmahl war zu Ende, Verena hatte viel und heiter von der italienischen Reise erzählt, sie saß nun neben der Mutter auf dem Sofa und legte bald einen, bald beide Arme um sie. Verstohlene Frage-blicke flogen von ihr zu den beiden Brüdern hinüber,

eigentlich war ihr eng ums Herz. Die sollten es aber nicht merken, niemand sollt' es merken. Sie fing an, mit Eifer nach ihrer Freundin Adolfine Löffler zu fragen; Frau Julia erzählte. Adolfine hatte sich „dreiviertel verlobt"; aber es war wörtlich wie in der alten Geschichte: „Er war Maler (ein kleiner Maler) und sie hatte auch nichts." So hatte denn, wie ein Goslarer Witzbold sagte, der Honigmond dieser Liebe schon vor dem letzten Viertel geendet; bis zur Brautschaft war es nicht gekommen.

Verena erglühte: ein so herzloser wie schlechter Witz! — Morgen sollte es ihr erstes sein, die Kastellanstochter tüchtig zu besuchen.

Der Landgerichtsrat, als wohlerzogener Mann, schützte eigene Müdigkeit und Abspannung vor, um den Nachtdurchfahrern frühe Ruhe zu schaffen; man wünschte sich gute Nacht und trennte sich beizeiten. Verena ging mit Karl die Turmtreppe hinauf; sie hängte sich nicht in seinen Arm, wie sie sonst gerne tat, sie stieg voran, ein italienisches Volksliedchen summend, das sie in Rom gelernt hatte. Als sie in Karls Zimmer kamen, brach sie ab, mitten im Vers. Sie stellte sich vor ihren Gatten hin, sah ihm tief in die Augen. Ihr junger Busen hob sich sehr, sie atmete laut. „Was hat er dir gesagt?" fragte sie.

„Wer?" fragte Karl zurück.

„Ach, es ist doch nur einer hier. Dein Bruder. Er hat mit dir über mich gesprochen; ich hab' dir's ja angesehn, den ganzen Abend. Das ist bei dir so wunderlich! Du kriegst dann förmlich ein andres Gesicht! Wie damals, wo Albert Helling hier war und so klug, so — gründlich in dich hineingeredet hatte; als ich dich dann am andern Tag wiedersah —"

„Bitte, laß doch, laß doch," sagte Karl und zuckte. „Wozu rührst du das wieder auf?"

„Da sahst du mich so zweifelnd, so prüfend an — als wär' ich über Nacht schadhaft geworden, hätt' irgendwo einen Sprung gekriegt. Und so wieder heut abend, über den Tisch hinüber. Dein blasses Gesicht so edel vorwurfsvoll verstört — daß mir förmlich schlecht wurde. Was hab' ich nach der Gerlandschen Weltanschauung verbrochen? Was hat er dir gesagt?"

Verenas Stimme fing an zu zittern, die entfärbten Lippen auch. „Aber was ist denn mit deinem Gesicht?" antwortete Karl. „Das ist gar verwandelt. Kind, was regt dich so auf? Was ist mit dir?"

„Was hat er dir gesagt?" wiederholte sie.

„Du hast einen Haß auf ihn, wie mir scheint. Er ist doch mein Bruder! Er kommt angereist, gleich am ersten Tag, um uns zu begrüßen; um auf seine etwas pedantische, aber gutgemeinte Art das auszugleichen, daß er nicht bei der Hochzeit war —"

Verena schüttelte heftig den Kopf. „Nein, er kommt angereist, um mich dir — — Was hat er dir gesagt?"

„Was er mir gesagt hat? — Ihm liegt meine Zukunft am Herzen; er denkt, ich soll Professor, soll ein berühmter Mann werden; er hat eine übertriebene Meinung von mir. Kurz, ihn quält mein Buch! Das zieht sich nun schon so lange hin; hundert Vorarbeiten; ich spring' auch so gerne ab, stürz' mich 'ne Weile in was andres; das wurmt ihn. Nun ist dies gekommen —"

„Nun bin ich gekommen. Sag's nur: deine Frau!"

„Er war glücklich, Kind! Er schrieb es ja: glücklich, daß du mit mir nach Welschland gingst. Nun sollte das letzte werden, was dem Buch noch fehlte. Die kommen nicht eher wieder, dacht' er, bis auch diese Vor-

arbeit fertig ist! — Jetzt hört er hier, es ist nicht so. Abgebrochen, halb. Da ist ihm offenbar die Sorge gekommen: das Buch wird nie fertig!"

„Was hat er dir gesagt? Über m i ch? Gegen m i ch?"

„Aber wie deine Augen glühn; das ist ja nicht mehr dein Märchengesicht. Er hat nur bedauert, daß dein Heldenmut — von dem ich ihm erzählte — nicht noch bis zum Frühjahr gedauert hat. Da du doch wußtest, das Buch soll vollendet werden — und versprochen hattest —"

Verenas kleine, holde Gestalt erbebte. „Was hatte ich versprochen?"

„Mit mir in Welschland zu bleiben, so lang' wie ich's brauchte. Nun denkt er, das Heimweh hat über dich gesiegt und du über mich. Und da ihm mein Buch die Hauptsache ist —"

Sie hob die rechte Hand und schüttelte sie: „Nicht das Buch, nicht das Buch! Seine H e r r s ch a f t über dich — d a s ist ihm die Hauptsach'. Seine Feindschaft gegen mich! Mich dir zu verleiden! Dich von mir zu reißen!"

„Verena — Verena —"

„O wie hat er dir das eingeträufelt: daß ich, diese kleine Traum- und Märchenpuppe, über dich gesiegt hab' — und das kindische, lächerliche, erbärmliche Heimweh über m i ch. Und wie herrlich ist es ihm geglückt: wie stehst du da, wie sprichst du ihm das alles nach, wie erklärst und verklärst du ihn! Guckst mich mit seinen Augen an —"

„Aber Verena! Ich bitte dich!" Karl trat vor sie hin, seine Brauen gingen so tief hinunter wie beim Bruder Fritz. „Was tu' ich denn, als deinen Willen?

‚Was hat er dir gesagt? Was hat er dir gesagt?‘ Nun, da hab' ich's erzählt; weiter nichts. Sollt' ich ihn dabei schmähen, beschimpfen — meinen Bruder, der mein Bestes will?“

Sie richtete sich hoch auf: „Ihn durchschauen sollst du! Und für deine Frau, deine Liebste reden, nicht für meinen Feind! Aber da stehst du und sprichst wie er — fast mit seiner Stimme — wie viel schöner auch deine ist. O, du weißt nicht, Karl! Wie du dich veränderst, wenn diese kalten, klugen Menschen so in dich hineinsprechen; als würden sie förmlich die Herren in dir, als hätten sie die Burg besetzt. Du hast dann deine lieben Augen nicht mehr: sie, sie schauen heraus! Ja, das tun sie, Karl! O Gott, lächle nicht so. Das ist auch ihr Lächeln! Zu deiner Hochzeit kommen sie nicht, alle beide nicht; aber dich zu bevormunden wie früher, dazu kommen sie. Und du hörst sie an, und trinkst ihr Gift. Und sie werden mich dir noch aus dem Herzen reißen!“

„Ich bitte dich, hör auf,“ sagte Karl, dem nun auch die Stimme unsicher ward. „Du red'st dich verrückt!“

„Und du red'st mit deines Bruders Baß. Ich kann's nicht mehr hören! Ich kann deine Augen nicht mehr sehn — es sind nicht mehr deine. Das ist nicht mehr mein Mann, der da steht! Sieh mich nicht mehr an! Sieh mich nicht mehr an!“

Sie warf sich lang aufs Sofa hin, das Gesicht nach unten. Ein wildes Schluchzen brach aus ihr hervor, das sie schüttelte.

Es war wohl eine Stunde vergangen, eh' es Karl gelang, Verena zu beruhigen, und über seinem blumen-

duftenden, palmengeschmückten Zimmer die ersehnte Stille, der wiedergekehrte Frieden lag. Verena hatte sich herumgedreht, ihr Kopf ruhte auf der Sofalehne, das blonde Haar hatte sich aufgelöst; Karl saß auf einem Stuhl neben ihr und hielt ihre Hand. Sie war rührend schön wie je; ihre Wangen glühten noch, es trockneten darauf die letzten Tränen, zuweilen fuhr noch ein verspätetes Schluchzen durch sie hin. „Ach, ich hab' dich ja doch so lieb!" flüsterte sie. „Nun hast du wieder deine Augen und hast deine Stimme. Ach, du warst ja nie wie der Hezilo; du bist nur zu weich, zu vertrauend, zu gut! Dein Bruder ist der Hezilo; — bitte, laß mich reden. Ja, er will dich und mich auseinanderreißen. Es wird ihm nicht gelingen, Karl! Ich bleib' dir, du bleibst mir!"

Er streichelte ihre Hand, das tat ihr wohl: „Sei ruhig, süße Vreneli. Wir sind wie in einer Schale, wer will uns denn trennen?"

Hinter ihrer heißen Stirn flog ein neuer Gedanke auf, ihre Stimme wuchs: „Ach, ihr überklugen Männer — ihr habt euch mit all eurer Aufklärung, eurer Wissenschaft eine falsche Welt gemacht! So glaubt ihr auch nicht, ihr lacht darüber, daß es so was wie den Teufel gibt; und es ist doch so. Heut fühl' ich's so recht! Auch in deinem Bruder Fritz, den du gar so hochstellst —"

„Ich stell' ihn nicht gar so hoch, Vreneli."

„Auch in dem ist was Teuflisches. Er geht mit der Saat in der Schürze über Feld, wie auf alten Bildern, und säet Unfrieden zwischen uns!" — Es kam noch ein Schluchzen. — „Und das ist das Unglück, Karl: da erwacht dann auch in mir das Schlechte, das Teuflische; o, ich fühl' es förmlich, wie sich in mir der Teufel rührt. Du hast immer gedacht, so vertrauensvoll wie du bist,

die ist eine Sanfte, Träumerische — so was Süßes, denkst du — aber es wohnt auch ein böser Geist in mir. O, was ruft mir der für Dinge zu, wenn die Stunden kommen. Ich soll hassen, hassen! Ich soll mich rächen! Brunhild! Kriemhild! Ich hab' vorhin deinen Bruder, deinen Freund, ich hab' dich gehaßt!"

Ja, ja, dachte Karl, unheimlich staunend, was alles in so 'ner Blume lebt! Nun liegt sie wieder so kindlich lieblich wie ein Märchen da; ein Elfenkind kann nicht süßer sein. Und wie es in ihr gewittern kann. Ein Vesuv! Ein Ätna! — In ihren großen, blauenden Augen schimmerten nun aber wieder ein paar holde Tropfen; wie ein himmlischer, verklärender Tau auf einer seelenschönen Blume. Ihm war so wunderweich ums Herz, er beugte sich vor und küßte sie.

„Ach!" seufzte sie tiefverwundert. „Ach, wie bist du gut! Dieser Mund, der dir eben sagt: ich hab' dich gehaßt — den küssest du. — Karl! Karl!" Die in den Augen schimmernden Tränen flossen über ihre rosenroten Wangen. Sie zog ihn an sich heran, umschlang ihn, küßte seine Augen, sein Haar, seinen Mund.

„Ich kann dich aber auch lieben, Karl!" sagte sie nach einem langen Kuß.

„O, ich fühl's! ich fühl's!" — Er legte den Kopf an ihre Brust.

„Kannst du's fühlen, du kluger Mann? — — Ach, wärst du lieber nicht so klug mit den Klugen; wärst du dumm wie ich. Aber gut, das bist du! Besser als all die Kaiser und Herzoge und Löwen. Ich kann's nie bereuen, Karl! Ich hab' den allerbesten Mann!"

„Ach, du dumme Elfe, den hast du nicht. Aber er tut dich lieben, du!"

„Ja, das tut er wohl."

„Und er ist nicht so klug mit den Klugen, wie's die Erdbeere von Goslar sich einbildet; ist auch nicht so vertrauensvoll, nicht so weich, so biegsam. Wärst du nur erst dieses Wahnbild los!"

Sie antwortete nicht. Sie schaute vor sich hin, über sein Haar hinweg, denn er lag noch so. Es kam wieder ein tiefer Ernst über ihre Züge. Leise schüttelte sich ihr Kopf.

Endlich berührte sie ihn sanft: „Willst du aufstehn, Mann? Wir gehn noch immer nicht zu Bett. — Ich will nur noch sagen: dein Buch, dein Buch — ach, es soll ja fertig werden, darum sorgt euch nicht. Hab' ich denn keinen Ehrgeiz für dich? O, den hab' ich auch. Aber diesen Winter muß es doch nicht werden, unsern ersten Winter. Wie ich vorhin sagte, Karl: unser Glück ist doch mehr als ein Buch!"

Er lächelte: „Das hab' ich gesagt."

„Ach! Hast du das gesagt? — Hab' ich das vergessen? — Ja, ich war wohl recht —"

„Erregt. Außer dir."

„Oder — ganz in mir. — — Ja, wie ist das schauerlich: wie es in uns zugeht. — Ach, es ist nicht leicht, das Leben. — Jetzt lieber schlafen! Zu Bett!"

Sie stand auf, lächelte ihm zu und ging in ihr Zimmer.

Karl saß noch lange auf seinem Stuhl, starrte in die Luft; viele Gedanken durchschwirrten ihn. Als er endlich Nachttoilette gemacht hatte und ins Schlafzimmer kam, lag Verena schon mit geschlossenen Augen, wie schlummernd, in ihrem Bett. Er trat leise ein, so sacht, daß sie ihn nicht hörte. Ebenso leise legte er sich nieder; das war „sein Talent", wie sie es nannte; sie behauptete auch, er könne zaubern, sich unhörbar machen.

Er horchte auf ihren Atem; der ging so sacht. Ja,

sie schien zu schlafen. Sie lag regungslos, von ihm abgewandt. Auf einmal kamen leise Töne ihrer weichen Stimme. „Ach,“ sagte sie langsam, „es ist doch entzwei.“

Er fuhr zusammen. Ein dumpfer Laut rang sich ihm aus der Brust, ohne daß er's wollte.

Verena warf den Kopf herum. „O!“ kam nach einer Weile wie schlaftrunken aus ihr hervor. „Bist du da?“

Er murmelte: „Ja. — Ich schlief auch schon.“

„Hast du — — hast du was gehört?“

„Was sollt' ich gehört haben? — Nein. Ich hab' schon geschlafen.“

„Ich auch. Und mir war eben, als hätt' ich — aus dem Traum gesprochen.“

Hat sie das aus dem T r a u m gesprochen? ging ihm durch den Kopf. War es nur geträumt? — „Ich hab' nichts gehört,“ antwortete er.

„Ach, dann laß uns weiterschlafen. — Gib mir noch eine Hand! Gute Nacht!“

Weihnachten war vorüber, Fritz war wieder fort, in „Klein-Goslar“ begann eine stille, arbeitsame Zeit. Wenn Karl morgens bei seinen Aufzeichnungen, seinen Büchern saß, um wenigstens das zu verarbeiten, was ihm seine italienischen Studien eingetragen hatten, wirkte und hantierte Verena in der Küche, im Keller, im Haus; jetzt war s i e die Hausfrau, niemand sollte sagen: Verena die Träumerin! Abends nach dem Spaziergang, wenn die Lampe brannte, kam sie oft zu Karl in sein Zimmer, las, was er am Morgen geschrieben hatte, las in seinen Büchern; stellte jugendliche oder kluge Fragen an ihn, bemühte sich, zu lernen. Sie gedieh aber nicht so gut wie sonst; ihre Farbe verlor das Blumige, das Morgenfrische, sie magerte ab, wenn auch nicht so sehr. Die

Augen sanken tiefer in ihre Höhlen hinein. Es legte sich ein fremder, trockener Ernst auf die jung weichen Züge. War die Nacht gekommen, ging sie gerne früh zu Bett. „Jetzt wird's schön!“ sagte sie dann manchesmal, mit einem oberflächlichen Lächeln. „Ich will schlafen, schlafen!“

„Was hast du mit Verena gemacht?“ sagte Frau Julia endlich eines Abends, als sie mit Karl allein im Rittersaal stand, Verena war hinausgegangen. „So hab' ich sie ja doch nie gekannt! — Als ihr heimkamt, wie war sie glücklich, selig; ich mit; jetzt, dacht' ich, jetzt kommt unsre allerschönste Zeit! — Die ist nicht gekommen!“

„Nein,“ murmelte Karl, „da hast du recht. — Es geht zwar alles seinen Gang, wie es soll, wie sie will. Sie studiert, sie liest, sie wirtschaftet — sie kocht ganz vortrefflich —“

„Ja, aber lieber Karl! Wie anders hat sie sonst gekocht! Da sang sie in der Küche bei jeder Arbeit, ihre schönsten Lieder, mit ihrer kleinen, lieben Stimme. Jetzt nie einen Ton! Und ihr Lachen früher; ‚wie ein Glöcklein‘, sagtest du einmal. Nein, so klingt's nun selten. — Sie geht auch nicht so frisch und so leicht wie sonst. Lieber Gott, was ist denn geschehn? Habt ihr jungen Leute — — ach, man darf wohl nicht fragen. Aber wenn's einem das Herz abdrückt. Habt ihr irgend eine von den sogenannten Kinderkrankheiten in der Ehe gekriegt?“

„Liebe Mutter, ich wüßte nicht. Wir sagen uns all die Tage nie ein böses Wort! — Nur am allerersten Tag — da verdroß sie was, an meinem Bruder; sie nahm's bitterschwer — übertrieben schwer. Sie erregte sich auch gegen mich: als wäre ich zu sehr für meinen

Bruder gewesen und zu wenig für sie.... Hat sie dir davon nicht erzählt?"

Die Mutter schüttelte den Kopf, wehrte es auch mit den Händen ab. „Mir? Nicht ein Wort! O, das tut Verena nicht. So jung wie sie ist — von dem, was zwischen euch beiden ist, sagt sie nie ein Wort!"

Wunderbar! dachte Karl gerührt. Ja, in der Elfe sind große Sachen! — „Was soll ich da weiter sagen?" setzte er seine Rede fort. „Das fand gleich am ersten Abend noch sein gutes Ende; ist dabei geblieben. Die Tage mit Bruder Fritz vergingen ja in aller Artigkeit und Glimpflichkeit; Vreneli war lieb und gut, wie sie immer ist. Ja, warum nun doch — — warum nicht so frisch und fröhlich wie sonst? Ich versteh' es nicht. Ich frage mich zuweilen auch wie du: lieber Gott, was ist denn geschehn?"

Frau Julia wiegte ihren jugendschönen, grau umrahmten Matronenkopf traurig hin und her. „Ach ja, auch mit den besten Kindern hat man seine Not!"

Sie hörte ein Geräusch und wendete den Kopf, Verena stand in der Tür. Beide hatten es nicht bemerkt, daß sie kam; die letzten Worte von beiden hatte sie gehört. Eine glühende Röte flog über ihr Gesicht; die kleinen Fäuste ballten sich. „Was sprecht ihr da über mich?" fuhr aus ihr heraus. „Sprecht nicht so von mir! Das will ich nicht!"

Beinahe verblüfft sahen sie sie an. Es dauerte eine Weile, bis die Mutter erwiderte: „Mein liebes Kind, ich begreife dich nicht. Wir haben das Recht, über jedermann zu sprechen und auch über dich!"

Verena griff sich ins Haar, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, über das ganze Gesicht und zuletzt in den Mund hinein; so hatte Frau Julia sie seit früher

Kinderzeit nicht gesehn. „Ach, was soll all das Reden!" sagte sie mit einem unsinnig wilden Blick, der zu Karl hinüberflog. „Ihr redet, weil ihr's nicht versteht. Ihr versteht mich nicht. Drum laßt es, laßt es!"

„Kind, Kind!" rief die Mutter. „Ich muß denken, du bist krank!"

Verena lächelte. „Ach ja, der ist immer krank, den man nicht versteht. Sie haben euch wohl angesteckt, ihr seid alle zu klug geworden. Darum redet ihr nun so vorbei!"

Karl nahm das Wort, es hatte ihn plötzlich kalt überlaufen: „Was ist dir, Verena? Wenn wir dich nicht verstehn, so hilf uns doch: sag uns, was dir ist!"

Sie sah ihn mit erglühenden Augen an, dann schüttelte sie den Kopf. Eine wunderliche Mischung von Zorn, Qual und Kummer irrte durch ihr beredtes Gesicht. „Ich will nicht!" rief sie. „Ich kann nicht! Ich —"

Sie brach mit einer großen leidenschaftlichen Gebärde ab und lief aus der Tür.

Karl blickte die Mutter an, sie ihn. Wie in ratloser Ohnmacht zuckte er die Achseln. Eine dunkle Ahnung durchflog ihn wohl; weiter kam er nicht. Sprechen mochte er nicht. Als Frau Julia die Lippen öffnete, wie wenn sie etwas sagen wollte, ging er stumm hinaus.

Er kam in sein Turmzimmer, trat an seinen Arbeitstisch, um sich in ein Buch zu stürzen, das Leben zu vergessen, wie er nun schon so oft getan. Er suchte ein kleines italienisches Buch, das er eben las, konnte es nicht finden. Hab' ich's nicht gestern Verena gezeigt? dachte er. Hat sie's mitgenommen? — Er wandte sich zur Tür. Er blieb wieder stehn. Wenn sie selbst in ihrem Zimmer war? Es zog ihn jetzt nicht, ihr zu begegnen. Doch, es zog ihn auch. Sie noch einmal zu fragen, was — — aber wenn sie wieder keine Antwort gab? —

Ach, dies Hin und Her im Hirn, im Herzen! Wie gemartert wand er sich, warf den Kopf zurück. Zuletzt sagte er vor sich hin: „Das Buch! das Buch!" und ging durch das Schlafgemach in Verenas Zimmer.

Sie war nicht darin. Er trat an ihren Schreibtisch; das wohlbekannte suchende Wühlen begann. Verena war nicht sehr ordentlich; wenigstens auf ihrem Schreibtisch war immer ein wildes Durcheinander, Bücher, Briefpapier aller Art, Post- und Ansichtskarten, halb beschriebene Blätter, Hefte, Ausschnitte aus Zeitungen, empfangene Briefe. Das italienische Buch wollte sich nicht finden. Karl hob noch einmal all die Hefte und Blätter auf, die rechts von der Schreibmappe in einem großen Haufen lagen; zuunterst lag ein von Verena beschriebenes Blatt. Verse? Es sah aus wie Verse. Sie dichtete doch nicht. Warum durchgestrichen? Ein langer Strich ging über das ganze Blatt herunter; doch jeder Buchstab war noch lesbar. Einige Worte fielen in sein Auge; ihm ging ein Schlag durch die Brust. Mit fliegenden Augen las er nun, was da stand:

Ach, Heinrich der Löwe,
Das bist du nicht!
Bist Heinrich der Rabe,
Der keine eigenen Worte hat,
Er spricht nur nach,
Was ihn andre lehrten.

Ach, Heinrich der Rabe,
Das bist du nicht.
Bist Heinrich der Schemen,
Der keine eigene Seele hat,
Es leben in ihm
Fremde, kalte Seelen!

Er nahm das Blatt in die Hand. Er mußte es noch einmal, noch zweimal lesen. Ein eiskalter Frost schauerte durch ihn hinab. Also das war nun ihr Bild von ihm! Wie in einem verzerrenden Hohlspiegel lebte er in ihrer Seele. Weil er sich nicht freigemacht, nicht losgelöst hatte von Bruder und Freund! Weil ihr gekränktes, krankhaft empfindliches, mimosenhaftes Ich nicht verzeihen konnte, daß er noch andre Menschen hatte neben ihr; daß er sich nicht gegen andre Meinungen eigensinnig verhärtete — nicht ganz so fühlte und lebte, ganz wie sie es wollte....

Es tat ihm auf einmal körperlich weh, in der Brust, am Herzen: Nicht ihr Heinrich der Löwe mehr! Heinrich der Rabe! der Schemen! — Er schloß die Augen, ein unerträgliches Gefühl nahm ihm fast die Luft.

Verena trat ins Zimmer; er hörte es. Er blieb so stehn. Sie kam heran, sah das Blatt in seiner Hand; nun schrie sie auf. Sie griff hin und entriß es ihm. „Das hast du gelesen!"

„Ja," antwortete er. „Es lag ja da. Ich suchte etwas anderes. Das hab' ich gefunden!"

„Gott, wie bist du blaß. Karl — lieber Karl — ich bitte dich. Es ist ja ein Unsinn. Es gilt ja nicht. Es ist durchgestrichen!"

Er deutete mit dem Finger auf den Tisch: „Aber da lag es noch. Da lag es noch. Da hab' ich's gefunden!"

„Meine unglückselige Vergeßlichkeit. Prügeln könnt' ich mich! Das ist längst vernichtet, dacht' ich. Oder dacht' auch gar nichts. Karl, es ist wohl 'nen Monat her! Oder länger! länger!"

„Du hast aber so von mir gedacht." Er erzwang ein Lächeln: „So hast du in deinem kindischen Wahn von deinem erwählten Gatten gedacht — der doch vor

deinen Augen lebt. Aber du, du lebst in deinem Traum, deinem Märchenwinkel, deine Augen sehen nicht, deine Ohren hören nicht!"

„Ah!" rief sie nun aus, „da kommt's! Das ist deine Meinung; hast sie von ihnen angenommen. Da reden sie heraus aus dir! So hatt'st du auch eben deines Bruders Lächeln; ganz, ganz wie er!"

„Bist du denn wirklich von Sinnen, Verena? Kennst du denn die Welt nicht mehr? Kennst du mich nicht mehr? — Mir hat noch nie ein Mensch gesagt, daß ich wie mein Bruder sei — oder wie er fühle — oder wie er denke. Daß ich gar so sehr anders sei, hat man wohl gesagt. Da steht nun eine, die mich lieb hatte, die mich kennen könnte, und sagt mir: du hast deines Bruders Meinung, deines Bruders Lächeln, du denkst, was er will!"

Verena legte sich beide Hände vor die Augen; ein tiefer Seufzer stieg aus ihrer Brust herauf. „Die mich lieb hatte," sprach sie ihm nach. „O Gott!"

„Hast mich nicht mehr lieb?"

„Doch, ich hab' noch — hab' noch. Das ist's ja; darum quält's mich so."

„Was, was quält dich so?"

„Daß du — — Ach, du fühlst es nicht. — Daß nicht geschieht — nicht geschehen ist — was geschehen sollte."

„Kind! Was sollte geschehn?"

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist wie in den Märchen, Karl. Der muß es selber finden, sonst wird es nicht. Muß es selber fühlen."

Er lachte in plötzlichem Ingrimm auf. „Märchen und kein Ende!"

„Ja, ja," sprach sie leise hin. Sie sah nun aber wieder das Blatt in ihrer Hand; schmerzvoll stöhnte sie,

mit einem abbittenden Blick auf den blassen Karl. Sie zündete die kleine rötliche Kerze ihres Leuchters an, ging mit ihm und dem Blatt zum Ofen und öffnete dessen Tür. Dann hielt sie das Blatt über das Licht; als es hellauf flammte, warf sie's in den Ofen. Sie sah zu, bis es nicht mehr brannte. Sie schloß die Tür. „Bist du nun zufrieden?" sagte sie und kam langsam zurück.

„Das Blatt ist vergangen. Das andre nicht."

„Deine Kränkung, meinst du?"

„Ach, die kann wohl vergehn. Die Gesinnung, die das Blatt beschrieben hat, mein' ich."

„Die kann auch vergehn. Wenn — wenn etwas geschieht!"

„Zum Teufel, was soll geschehn?"

„Nun kommst du auch zum Teufel; siehst du? — Und wenn ich noch was reden wollt', würd'st du wieder sagen: Märchen und kein Ende! — — Bitte, laß mich jetzt; laß mich hier allein. Und kannst du mir das Blatt verzeihn, so tu's!"

Die stille Woche vor Ostern war gekommen; mit ihr, am Palmsonntag, kam auch eine Überraschung: der Landgerichtsrat Fritz Gerland und der Naturforscher Doktor Albert Helling erschienen am Gittertor von „Klein-Goslar" und läuteten sich hinein. Auf der Durchreise, sagten sie; für einen Monat nach Italien; der Landgerichtsrat mit Urlaub, der Doktor als noch freier Mann. Mit heiteren, humoristischen Wendungen ersuchten sie die „Burgherrin", Frau Julia, um gnädigen Einlaß und um einen Imbiß zur Nacht. Das Nachtlager, das ihnen gleichfalls angetragen wurde, lehnten sie mit ergebensten Danksagungen ab; da sie morgen weiter wollten, wünschten sie in einem der Gasthöfe beim

Bahnhof zu schlafen. Sie plauderten eine Weile mit Frau Julia und Verena, übertrieben artig und „gemütlich“, wie es der von Mißtrauen befangenen Verena erschien; begrüßten dann den vom Spaziergang heimkehrenden Karl mit herzhaften Umarmungen und stiegen mit ihm bald, in fast studentischer, burschikoser Lustigkeit, in sein Turmzimmer hinauf.

Die Frauen blieben im Rittersaalbau, das Abendessen zu rüsten; Frau Julia ließ zuweilen heimlich die Hände sinken und heftete die traurigen Mutteraugen auf das so verwandelte Kind. „Ach, was ist meinem Schatz nun wieder?“ sagte sie endlich, überweich und zaghaft; oft wagte sie tagelang nicht eine Frage an das wunde Seelchen, das verschlossene. „Wie die Wolken über dein liebes Gesicht ziehn. Was ist's denn? Ein Abend! Morgen sind sie fort!“

„Ach, ich weiß nicht, Mutter,“ sagte Verena, ohne aufzusehn; „weiß nicht, was mir ist. Mir wird gleich die Brust so schwer. Dumme Ahnungen. Ich muß denken —“

„Wenn sie dumm sind, Herz, so sind's doch keine Ahnungen! können nichts bedeuten!“

„Freilich nicht. — Und doch. Ich muß immer denken, die beiden, die beiden, da sitzen sie nun mit ihm und —“

„Und freuen sich auf ihre Reise, und er freut sich mit!“

„Ja, du siehst alles heiter an.“

„Und das tat all die Jahre meine Tochter auch!“

Verena erstickte einen Seufzer; sie sprach nicht mehr, sie machte sich zu schaffen und ging ab und zu. Die Kastellanstochter Adolfine erschien auf einen kurzen Besuch, wie sie gerne tat, schüttelte ihr Säckchen mit Goslarer Neuigkeiten aus, erzählte das Neueste aus der Familie des deutschen Kaisers — als dem „Kind des Kaiserhauses“ (sie war drin geboren) stand ihr das

neue Kaiserhaus ganz besonders nah — und flatterte wieder davon. Die Zeit des Nachtmahls rückte heran; die beiden Reisenden erschienen, man setzte sich zu Tisch. Verena schenkte sogleich edlen Pfälzer ein, trank den Herren eine glückliche Reise zu. Sie wollte nicht „ahnen", wollte heiter sein, wollte diesen Männern nichts von den Nebeln und der Nacht in ihrer Seele zeigen. Sie hatte auch geschwind noch ein festliches Lieblingskleid angelegt; Frau Julia nickte mit Mutterlust.

„Wo bleibt Karl?" fragte sie dann.

„Er sitzt wohl noch über dem Bädeker," antwortete Albert, „hat sich festgefahren."

„Was tut er jetzt mit Bädeker?"

„Er studiert seine Reiseroute."

„Seine Reiseroute?" fragte Verena.

Albert warf einen vergnügten Schlangenblick durch die Brillengläser. „Wir haben nämlich einen kleinen Feldzugsplan ausgeheckt, Ihr Schwager und ich; eine Kriegslist nennt er's. Die gnädige Frau wird um freundliche Vergebung und Dispens gebeten. Er soll mitreisen, der Herr Gemahl."

Verena erblaßte einen Augenblick; sie nahm sich zusammen. „Ich — versteh noch nicht. Karl soll Ihre Vergnügungsreise —?"

„Nein, nein, nein, das nicht," nahm nun Fritz das Wort. „Vom Vergnügen hat Bruder Karl nun wohl vorderhand genug. Es handelt sich um sein Buch! Es liegt uns auf der Seele, ganz natürlich, daß sein Buch endlich fertig wird. Und da wir nun gerade nach Italien gehn —"

„So — zieht ihr ihn mit?"

„Doch nichts natürlicher, liebe Schwägerin. Wir wollen nach Toskana, Umbrien und so weiter, er auch.

Wir bleiben nicht immer beisammen, er hat andre Zwecke; wir kommen aber immer wieder zusammen —“

„Und trinken ein Fiasco Chianti mit ihm,“ warf Albert dazwischen, „und erheitern ihn.“

„Das tut ihm gut,“ fuhr Fritz fort, „das braucht er. Läßt man ihn ganz allein, so arbeitet er zu viel.“

„So wird's aber ein gesundes, zuträgliches Mittelmaß!“ rief Albert und hob sein Glas. „Arbeit und Chianti! Wir bringen ihn der gnädigen Frau heil und ganz zurück!“

Verena war bleich wie der Tod geworden; sie hatte immer den Redenden angestarrt, als lebe sie weiter nicht. Jetzt griff sie endlich nach ihrem Herzen: dort schien all ihr Blut zu sein. „Sie sagen immer: wir bleiben, wir kommen, wir trinken,“ stammelte sie fast. „Also Karl — geht mit?“

„Nun ja,“ erwiderte Fritz. „Natürlich. Er hat's eingesehn. Völlig einverstanden. Nun wird es Ernst werden mit dem Buch! Nun bringen wir's zum Ende!“

Karl trat in die Tür. Verena fuhr von ihrem Sessel auf. Ein plötzliches Funkeln kam in ihre Augen; in dem nicht mehr toten Gesicht begann es hier und da zu zucken. „Karl!“ fuhr es wie ein schriller Ton über ihre Lippen.

„Was gibt's?“ fragte Karl.

Sie sammelte ihre Kraft, sie fuhr ruhiger, wenn auch mit erbebender Stimme fort: „Ist es wahr, was die da sagen? Du gehst mit ihnen?“

„Auf die Reise, ja. Es trifft sich ja so gut. Mein Werk kommt zum Schluß, und ich hab' Gesellschaft. Die allerbeste.“

Es schüttelte Verena; wie eine trotzige Kriegserklärung erklangen ihr die letzten Worte im Ohr, in der Brust. „Die allerbeste!“ O Gott!

„Also — morgen fort?“ fragte sie mit Mühe.

Karl nickte. „Je früher, je besser!“

In ihren Augen tanzte das Blut. „Also — ohne mich?“

„So plötzlich, das ist nichts für dich. Und dann — wenn's auch wäre — ich glaub', es ist recht gut, daß wir nicht beständig aufeinander hocken. Nachher — ich denk' mir, nachher —“ seine Stimme geriet in leises Zittern; er faßte sich — „nachher geht's wieder doppelt gut.“

Verena schloß die Augen; sie wollte nicht, aber es kam doch so. „Jedes Wort war Gold, Karl!“ rief der Landgerichtsrat. „Bravo! So gefällst du mir! — Jetzt sollten wir auf glückliche Reise trinken, und auf Finis operis, und auf fröhliche Wiederkehr!“

Albert, der schon mehrere Gläser von dem vortrefflichen Forster Kirchenstück hinabgeschüttet, in der besten Weinlaune, schenkte sein Glas wieder voll. „Ja, das alles begießen wir. Drei vergnügte Männer! Ohne Heimweh: das gibt's da nicht. Gnädige Frau entschuldigen; Heimweh tut nicht gut, wenn der Mensch was leisten soll. Heimweh taugt nicht zur Wissenschaft!“

Verena fuhr es in den Arm; Entladung! Befreiung! Sie stieß ihr noch volles Glas über den Tisch, so wild, daß es zersprang; der Wein floß zum gegenübersitzenden Albert hin. Sie stieß auch die nächststehende Flasche um; die war entkorkt, der edle Trank floß heraus. Alle sprangen auf. „Verena!“ rief Karl entsetzt.

„Ihr wollt Freunde sein!“ schrie sie mit angeheiserter Stimme ihren Gästen zu. „Meine F e i n d e seid ihr! Böse Geister seid ihr! Ihr habt an meinem Mann gezerrt und gerissen — nun habt ihr ihn, nun reißt ihr ihn mir aus den Armen weg. Nun verhöhnt ihr mich! Buben die ihr seid! Buben! Schlechte Buben!“

Es war ein Weinen in ihrer Wut; eine wilde Schön-

heit glühte in dem wetternden Gesicht. Fritz wollte etwas erwidern, ihr Anblick zog ihn zusammen. Mit einem raschen Entschluß wandte er sich ab und ging schweigend aus der Tür. Albert folgte ihm. Karl, nach einem fassungslosen Blick auf die schöne junge Furie, ging den beiden nach.

Frau Julia sank auf ihren Stuhl zurück und drückte verzweifelnd die Augen zu. „O Himmel! o Himmel!" stieß sie nur hervor.

Verena, ohne hinzublicken, winkte ihr mit der Hand: sei still! Ihre Augen blitzten noch; wie befreit, erlöst, von einem Alp verlassen, atmete sie auf. Der Wein floß noch, sie sah ihm zu. Ihr war wie zum Lachen.

Auf einmal war ihr dann wie zum Sterben zumut. Sie schloß auch die Augen. Ein wollüstig toller Trotz, der geschwind erwachte, riß sie wieder auf. Sie ergriff ihre Papierserviette — es sollte Hummer gegessen werden — und riß sie durch; dann noch einmal. Dann warf sie sie zur Erde, als würfe sie alles weg. Sie ging hinaus, in den dunklen Garten.

Karl saß in seinem Zimmer, in dem alten Großvaterlehnstuhl, dem angeerbten; das lange Lesen hatte ihn ermüdet, der Kopf schmerzte wieder, er legte das Buch auf den Tisch und starrte in die Luft. Seit drei Tagen, seit dem wilden Abend, hatte er das Zimmer nicht verlassen; war er krank? oder sollt' er's werden? Er wußte es nicht. Er fühlte sich aber matt, entnervt, zerschlagen wie ein kranker Mann. Sich nur nicht rühren! Alles eins! Alles tot! So hatte er sich abgeschlossen, sich durch Hans an Frau Julia unwohl und „allein" gemeldet, und so saß er noch. Er hatte diese Tage kein Gesicht gesehn als das gutmütig leere des hundstreuen

Hans, der ihm sein Essen brachte, sein Zimmer aufräumte, seinen Ofen heizte. Einmal jeden Morgen hatte er auch ein Zettelchen von Frau Julia gebracht, einen geschriebenen, mütterlich fragenden und sorgenden Gruß. Von Verena war nichts gekommen, kein Gruß und kein Laut.

Ein leises Klopfen schreckte ihn auf; eine erwachende Hoffnung, die wohl nicht tief geschlummert hatte, fuhr durch ihn hin. Als aber auf sein Herein die Tür zum Vorplatz sich öffnete, trat nicht die Tochter, sondern die Mutter ein. Sie war heut wieder in ihr Buchengrau gekleidet; ein rührend weicher, schüchterner Ernst lag auf den edel bleichen Zügen. „Darf man einmal eintreten?“ fragte sie.

Er nickte ihr zu, so ungern er auch aus seiner Einsamkeit in die Welt zurückkam. „Guten Abend, Mutter.“

„Ich hab’ mich heut so grau gemacht: als ‚Buche‘, dacht’ ich, sieht er mich wohl noch am liebsten wieder, nimmt er mich am gnädigsten an.“

„Bitte, sprich nicht so! — Ich hab’ dich so lieb. Du bist die Perle unter den Schwiegermüttern. Ich könnt’ um dich weinen, daß du so wenig Freud’ an uns hast!“

„Ach, mein guter Karl. Jeder trägt sein Teil! — Ich darf nicht fragen, wie dir’s geht?“

„Bitte, nein. Wozu? — — Ich versäum’ ja nichts. Mit den beiden reisen, das war ja nun *doch* vorbei, unmöglich. — *Alles* ist unmöglich. — Alles ist einerlei!“

Frau Julia seufzte, ganz leise, es war kaum vernehmbar. Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie mit fast unterdrücktem Schmerz: „Nach Verena fragst du nicht?“

„Fragt denn *sie* nach *mir*?“

„Was soll sie tun? Sie traut sich nicht! — Sie schläft ja auch nicht hier oben, sie hat sich ganz aus dem Turm verbannt; schon ihre Nähe könnte dich empören,

meint sie. Im Fremdenzimmer schläft sie jetzt; dort sitzt sie auch, dort wohnt sie auch. — Ja, was das Leben alles bringt. Du hier und sie dort. Ich bin nun doch alt, hab' schon viel erlebt, und ich kann's nicht fassen!"

„Ja, wer faßt es denn?" murmelte Karl in die Lehne hinein.

„Und man geht herum, so gräßlich nutzlos. Zwei Menschen wie ihr, und daß ich euch nicht helfen kann!"

„Wer ist ein Mensch und kann helfen?"

Nach einem verzagten Schweigen brachte Frau Julia mit einem Anflug von Hoffen heraus: „Ach, vielleicht könnt' ich's doch. — Wenn du nur ein bißchen geduldig wärst, lieber, guter Karl, und mich reden ließest. Wär' so bald geschehn!"

Ihm war, als hörte er dieselbe Stimme wie damals, als die Buche im Ilsetal zu dem Kinde sagte: „Morgen bin ich ja nicht mehr hier, mein Herz, heut abend geht's wieder nach Goslar!" — Ja, es war dieselbe tönende, schöne Stimme; nur heut so viel weicher, beseelter, rührender. Frau Julia stand neben ihm, er nahm ihre rechte Hand, die noch schlank, zart und schön war, und streichelte in traumhaftem Wehgefühl an ihr auf und ab. „Sprich nur, sprich nur, Mutter. Es soll dir das Herz nicht abdrücken, sprich!"

Die unerwartet holde Berührung tat der Armen, Zerquälten himmlisch wohl; sie lächelte in heimlicher Freude, sie faßte einen frischen Mut. „Ich danke dir," fing sie an. „Schau, ich wollt' nur sagen: die beiden sind am Morgen ohne dich abgereist; nimm mir's nicht übel, Karl: das hat mich erleichtert — das war gut! Daß du so davonstürmen wolltest, mit diesen beiden, ohne Vreneli — — ich verstehe wohl: du wolltest ihr den Mann, den Herrn zeigen, nicht wahr — wollt'st sie

auch eine Weile los und ledig sein. Ich begreif' ja alles! Ich war wohl eine blinde Mutter, aber ich glaub', ich bin's nicht mehr. Du lebtest ja schon wie im Fegefeuer, beinah schon in der Hölle mit ihr! — Lieber Karl, und doch — — wenn du denkst, wie wund sie war. Wie krank im Gemüt. Schon daß sie zuerst von den andern hörte, du willst fort — wenn's auch nur ein Zufall war — es tat ihr so weh. Wärst du wirklich so davongegangen, ich glaub', dann war's aus. Das war in Vrenelis Herzen der Tod!"

„Und wie ist's nun?" fragte er und starrte sie mit den bleichen, hoffnungslosen Augen an. „Was ist denn nun noch nicht tot?"

„Noch nicht alles. Ach nein. Alles, alles nicht!"

„Wie macht man so einen Abend gut? — Aber kann's ein Mensch, so kann sie's. Aber wo ist sie denn? Kommt sie mit reuiger, zerknirschter, wiedergutmachender Seele zu mir?"

Frau Julias Kopf ging langsam, wehmütig hin und her. „Nein — das tut sie nicht. Ihr haltet mich wohl — — das sagte sie vor einer Stunde zu mir. Ihr denkt wohl, daß ich an dem Abend verrückt war; gewiß, das versteh' ich. Ich war vielleicht auch schlecht, vom Teufel besessen; ich geb' alles zu. Aber hingehn und abbitten, das kann ich nicht. Es ist so geworden, es ist so gekommen. Ich kann's nicht ändern, Mutter, ich nicht!"

„Nun, wozu sprichst du dann? — Sie hat mir eine Schande gemacht — Schande ohnegleichen — sie sitzt aber im Winkel und rührt sich nicht. Ich kann vielleicht doch noch helfen, sagst du. Wie willst du noch helfen?"

Sie senkte den Kopf, ihm ihr letztes Gefühl weiblich still verbergend; „ja, es war wohl dumm," sagte sie.

„Man hofft immer und hofft sich tot! — — Wenn du aber abreis'test, Karl."

Er richtete sich auf. Das Wort kam so überraschend. „Wenn ich —?"

„Kind, Kind, wie's hier steht, so kann's ja nicht weitergehn! Wie auf zwei Inseln im Ozean — tausend Meilen voneinander — und zwischen euch im Ozean *ich*! Da vergeh' ich, Karl!"

„Arme, gute Mutter —"

„Weil ich mit anseh', wie *ihr* vergeht! — Wenn du mit den *andern* abreis'test, ja, das war der Tod. Aber wenn *du allein* — morgen, ohne Abschied — auf Wiederkommen oder nicht — so in Nacht und Nebel hinein — das wär' vielleicht *nicht* der Tod! würd' vielleicht das Leben!"

Karl stand auf. Ihm glühte der Kopf; doch der Schmerz in Stirn und Schläfen verging. Er reckte die matten, erschlafften Glieder, schritt langsam durchs Zimmer. Er trat ans Fenster und blieb stehn, sah in den Abendhimmel hinaus, der sich immer feuriger rötete. „Mutter," sagte er dann, „woher hast du das?"

„Ach!" Sie rang die Hände. „Ich weiß ja nichts anderes mehr. Ich war am Verzweifeln, da ist das gekommen!"

Er wandte sich zurück, zu ihr. Sie staunte, wie seine Züge sich in den wenigen Sekunden verändert hatten: sie lebten wieder, aus den braunen Augen leuchtete sie etwas Großes an, sie verstand's noch nicht. Es sah aus wie Schwermut und wie Heldenmut, wie tiefe Qual und wie fester Wille. „Ja, ja, ja, du hast recht," sagte er mit freier Stimme. „Du wunderbare Frau du — hast recht! Was kann man mehr als alles verlieren — wenn schon alles verloren ist? Aber vielleicht auch alles gewinnen — alles gewinnen ..."

Er ging wieder hin und her, nun mit kräftigen Schritten. Seine Brust entlud sich aber, ihn selbst überraschend, in einem tiefen, lauten Aufschluchzen, das in Stöhnen verging. Er lächelte, da er sie erschrecken sah: „Ruhig! Das ist nichts. Nur eine kleine Befreiung; die fehlte mir den ganzen Tag. Ja, aus diesem Sumpf heraus, eh' wir drin ersticken! Ganze Arbeit machen! Auf Leben und Tod!"

Ihr verging jetzt auf einmal der Mut, bei so harten Worten. „Ach, Karl, Karl! Es ist ja unmöglich! Wie konnt' ich das sagen. Du mein Kind verlassen!"

„Red nicht so. Werd nicht wieder klein. Uns groß fassen, Mutter! — Ach, nun werden ihr die Augen naß. Wieder Evastochter!" — Karl streichelte ihr graues Haar, ihre weiche Wange. „Sei still; ich bedenk's ja noch. Laß mich's noch bedenken. Bitte, laß mich jetzt. Ich schicke dir dann Botschaft. Geh!"

Er schob sie mit sanften Händen zur Tür. Sie ging.

Er stand da, als bedächt' er's noch. Doch sowie sie draußen war, saß er schon am Schreibtisch; nahm einen Briefbogen, die Feder und schrieb:

„Morgen bin ich fort, Verena. Ich packe heute nacht. Ja, Deine Mutter hat recht; so weiterleben wäre Mord — und es schickt sich nicht. Menschen wie Du und ich! Es entwürdigt uns. Ehegenossen, Hausgenossen sein und nicht miteinander leben; oder miteinander leben und sich Feinde sein. Wenn wir dahin kommen konnten — o, ich fass' es nicht — liegen wir da nun still, wie Raupen, die ein Bub mit dem Fuß erschreckt? Nein, das willst Du nicht; das willst Du so wenig wie ich. Trennen! Ein gräßliches, entsetzliches Wort; mich schauderte eben, als ich's niederschrieb. Aber lieber uns trennen — und wär's selbst für immer — als so weiterleben!

Jeder glaubt, er hat recht und der andre unrecht. Vielleicht haben wir b e i d e recht — oder beide unrecht. Ich sage auf diesem Blatt kein Wort, um Dich anzuklagen; wozu nützt' es auch. Dir fehlt ja die Gegenklage nicht, ich hab's ja erlebt. Wir haben uns in einem Netz verstrickt, unsre ungeschickten oder eigensinnigen Finger, die entwirren's nicht: da hilft nur Zerreißen. Sonst erwürgt es uns. Ach, was sind das alles für Worte! Verena! Du und ich! ‚Sonst erwürgt es uns.' Wie ist das gekommen!

Wird dieser gräßliche Traum, in dem wir nun nach Atem ringen, wird der noch vergehn? Werden wir uns wiederfinden? Oder war unsere Hochzeit nur die Begegnung auf dem Kreuzweg, und geht nun der eine rechts und der andere links, und kommen wir nie mehr, nie mehr zusammen? — Ach, es kennt sich der Mensch ja nicht. Er wächst wie der Baum gradauf oder schräg empor oder nach unten und weiß es nicht.

Ich kann nicht mehr schreiben.

Ich kann nicht sagen: Auf Wiedersehn! Ich kann nicht als Schlußwort hinzufügen: Dein Karl. Ich weiß nichts. Wer weiß es?

Hoffen kann ich. Das will ich tun.

Und noch sagen: Gott behüte Dich! — Es war meine Elfe, mein Märchen, mein alles, o du Gott im Himmel. Behüte sie!

Leb wohl!"

Boppard am Rhein.
Noch immer Mai.

Ich höre, Du bist wieder daheim, Bruder Fritz. Da will ich Dir doch endlich einmal ein Lebenszeichen senden

— und Dir sagen, was mir nun schon eine geraume Zeit auf dem Herzen liegt.

Seit einer Woche bin ich hier; war vorher bald da, bald dort; es ist ja gleichgültig, wo. Boppard ist ein gesegneter Ort; kaum ein zweiter am Rhein hat so viele schöne Spazierwege; eine ganze Reihe von Tälern senkt sich gegen Boppard auf den Rheinstrom zu. Prächtige Wälder, reizende Senkungen und Schwellungen, Villen, Gärten, Felsen; wie ein riesengroßer Park das Ganze. Und immer der sich windende Rhein!

Und jetzt noch herrliche Einsamkeit — wie ich sie brauche.

Bruder Fritz, ich muß Dir etwas sagen, es wird Dich nicht freuen: ich bin ein unglücklicher Mensch — und Du hast's gemacht! Du, und Albert mit. O, ich will mich nicht freisprechen, ich habe gewiß mein Teil von Schuld; aber ihr beide, wärt ihr nicht gewesen, so kam's nicht dazu. Ich hab' meine Ehe, meinen Frieden und mein Glück verloren, ich irre wie ein Verlorener herum — wie verstoßen aus dem Paradies — und kann den Weg zurück nicht finden, bin gelähmt, bin mutlos — stolz — falscher Stolz — und verwische meine Spur, verkrieche mich in meinem Busch wie ein wundes Wild.

O, ich spreche auch Verena nicht frei; blind und taub bin ich nicht! Sie war ein verwöhntes Prinzeßchen, sie lebte träumerisch in ihrem leicht verletzten, leicht gereizten Ich; eine junge Mimose war sie, ja, das geb' ich zu. Aber wer sie so sanft, so weich berührte, wie ihre Blumenjugend es brauchte, der erlebte dann auch ein süßes Wunder, ein Märchen, wie's die arme Erde so selten sieht. Der konnte die Wunderblume pflücken, die ins Paradies führt! — Wie möcht' ich mich ins Grab verwünschen, daß ich's nicht gekonnt hab'.

Daß ich auf euch gehört hab', für die keine Märchen, keine Wunderblumen geschaffen sind. In der allerersten Stunde, als ihr mit eurem Verstand, euren Bedenken, eurem Besserwissen kamt, mußte ich euch sagen: Tut die Hände weg! Laßt mich gehn; ich muß mein Leben selber führen, meine Ehe selber begründen; dreinzureden ist nicht eures Amtes, dazu taugt ihr nicht. Und so eine Verena versteht ihr nicht! So etwas unaussprechbar Fremdes, lieblich Sonderbares, hold Zusammengeschmolzenes, das begreift ihr nicht!

Aber ich ließ euch reden und hörte euch an; und ließ euch hinein in den Wundergarten. Und ihr, die ihr nicht fühlen konntet, wie unsagbar fein und zart so ein Blumenseelengewebe ist — die ihr nur nach eurem Bild zurechtkneteten, bessermachen wolltet — — O gäb's doch so kluge Leute nicht, die ihre Klugheit so — töricht macht, daß sie in die zartesten, holdesten, empfindlichsten Gewebe mit plump zerreißenden Krittlerfäusten greifen!

Ich werde ja wohl unerträglich grob. Laß mich, Fritz, ich kann nicht anders; mein Herz ist so voll Gift und Elend, ich muß mich entladen. Wie oft warst Du höllengrob, als ich noch ein Jüngling war, Du mich ‚festigen' und ‚härten' wolltest.

Was nun aus mir wird, ich weiß es nicht. Ich muß mich noch fassen. Hab's noch nicht gekonnt.

O hätt' ich Dir nie von Verena geschrieben — sie geheiratet, so still für mich — Du und Albert sie nie gesehn. Ich säße nun mit ihr in Goslar, in ihrem Garten; himmelschöner Maiabend — einträchtige Seligkeit.

O, das macht verrückt.

Ihr mit eurer Wissenschaft! eurem Denkertum! die ihr nun nicht einmal wissen könnt, was ich verloren hab', die ihr nur über den „Poeten" mitleidig lächeln könnt.

Ich hab' wenigstens vom Baum der Erkenntnis gegessen; eine bittere Frucht. Ich weiß, daß die Poesie, das Süße, das Schöne doch am Leben das Beste ist; daß der ein armer Mensch ist, der es nie besaß — und der noch ärmer, der es verlor.

Gute Nacht!

Berlin, 1. Juni.

Lieber Karl, Deinen Brief habe ich erhalten. Daß ich ihn beantworte, das beweist Dir, denk' ich, daß ich in Wahrheit Dein Bruder bin und auch die härtesten Beleidigungen nach der Lehre unseres göttlichen Meisters brüderlich vergebe.

Man wälzt so gern seine Schuld auf andre; das war ungefähr mein erster Gedanke, nachdem ich Deinen Brief gelesen hatte. Was die Sache selber betrifft, so könnte ich Dir wohl unter anderm erwidern (bei allem Mitleid mit Deinem Unglück, das ich tief bedaure): eine Mimose, lieber Bruder, heiratet man nicht. Vielleicht ist es auch nicht so schwer, wie Du denkst, so ein Mädelchen, so ein „Kind von Goslar“ zu verstehn; und ein *gesunder* und *geschulter* Verstand ist wohl auch kein so gewaltiges Hindernis, eine neunzehnjährige Märchen- oder Blumenseele zu begreifen.

Aber ich bin weder gesonnen noch geneigt, über dieses Thema mit Dir zu disputieren. Das Thema ist mir zu klein. Ich fände auch wohl nicht einen so ruhigen Kopf mir gegenüber, wie er zum Disputieren gehört. Also — schweigen wir! Jeder denkt das Seine.

Ob auch *das* ein Unglück zu nennen ist, wenn ihr euch nicht wiederfändet — das wage ich nicht zu entscheiden. Das besorgt die *Zukunft*. Ich hoffe, Du findest bald Dich *selber* und damit Dein wahres Glück.

Das wünscht Dir auch nach diesen schwersten und ungerechtesten Vorwürfen

Dein getreuer Fritz.

Goslar im Juni — das ist wohl eine schöne Zeit. Die Sonne steigt so hoch über die Berge, höher kann sie nicht; sie durchwärmt die noch kühle, aber gluthungrige Erde, sie steht früher auf als wir alle und scheidet spät, mit dem längsten und wundervollsten Abschiedsgruß. Es ist Frühling und Sommer zugleich. Die dunklen Bergwälder sind frisch begrünt; die Zeit der Linden, der Akazien, der Rosen ist gekommen. Alle die alten Ziergebäude, die zeitgrauen Kirchen, die streitbaren Türme, das erhabene Kaiserhaus, strahlen verjüngt im Sonnenlicht. Und frisch wehen die starken, stählenden, erquickenden Lüfte vom Gebirg; wie wenn sie auf ihren Schwingen den Harzer Spruch durch die Gassen trügen:

Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen
Ein fröhliches Herz!

Ach! dachte Karl, der eben auch durch die Gassen ging und hinter dem Schaufenster eines Goslarer Patrioten diese Verse las, so viel bemüht Gott sich nicht. Er hätte wohl auch zu viel zu tun! — S e i n Herz war nicht fröhlich; bei diesem wiedersehenden Wandern durch die alte Stadt ward ihm weher, als er's gedacht. Und doch hatte eine tiefe, unwiderstehliche Sehnsucht ihn hierher getrieben.... Schon das war wohl Sehnsucht, als er endlich den ersten Brief an Frau Julia schrieb, von sich Kunde gab. Da dann ihre Antwort kam, nicht aus Goslar, aus einem t h ü r i n g i s c h e n Tal, wo sie

mit Verena „etwas Sommerfrische suchte" — warum fuhr ihm sogleich durch den Kopf: dann fahr' ich nach Goslar!? Dort lagen noch so viele Bücher, die ihm für die Arbeit fehlten; das leuchtete doch ein. Um sie schreiben, sein Schweigen brechen hatte er nicht gewollt; nun konnte er sie selber holen, ohne Mutter und Tochter zu sehn. Und das Haus betreten, in dem er so viel gewonnen und verloren hatte; das dunkle, schauerliche Heimweh stillen, das Gestorbene, sagt man, noch zur Wohnstätte ihres Lebens zieht. Auf einen Tag! Dann wieder fort!

So war er vor einer Stunde nach Goslar gekommen; so wanderte er nun denselben Weg durch die Stadt, wie damals am ersten Tag, seinem Schicksalstag. Erst dies, dann die Bücher holen! Ihm ward freilich immer elender, schmerzlicher zumut, je weiter er ging; die malerischen Ecken und Winkel verhöhnten ihn, die Sinnsprüche an den Häusern äfften ihn, das lustige Sonnenlicht sengte ihm ins Herz. Ach, warum bin ich nur hergekommen, sagte er sich, wenn er unwillkürlich, gewohnheitsmäßig vor etwas malerisch Schönem stehen blieb. Ach, alles ist dumm, was man tut. Die Stadt ist ja tot, hier wohnen ja keine Menschen mehr. Wär' ich wieder fort!

Auf einmal stand er draußen vor der uralten Domkapelle mit den zwei hohen Bäumen, den bemalten Kaisern und Heiligen, und erblickte rechts, oben auf dem ansteigenden Platz, das langgestreckte Kaiserhaus. Ihm kamen wieder gute, etwas befreiende, vaterländische Gefühle; es ward ihm, wie bei jenem ersten Sehn, weit und weich ums Herz. Es zog ihn, er stieg den Platz hinan. Zwischen den beiden reitenden Kaisern auf den hohen Postamenten ging er auf den „Pallas" zu. Auch hinein? Er nickte. Ja, hinein! noch einmal! — Wenn

es sein könnt', allein.... Aber nur beim Kastellan vorbei kommt man in den Kaisersaal. Da stand nun etwa der Kastellan mit einer Fremdenschar und erklärte und führte sie; oder gar Adolfine, die Tochter. Sie würde ihn erkennen....

Er stand eine Minute still; ach mag sie mich erkennen! dachte er dann und ging weiter. Er fühlte plötzlich eine Art von Sehnsucht, wenigstens Adolfine, Verenas Freundin, wiederzusehn; ihre sanfte, gebildete Stimme zu hören. Mag sie mich erkennen! Wir geben uns die Hand. Ich sag' ihr, was ich hier will. Morgen wieder fort, sag' ich; Arbeitsreise, Wissenschaft. Und morgen bin ich wieder fort!

Da stand er wirklich im Kaisersaal. Er sah die riesige Halle entlang, mit den edlen Fenstern, den hölzernen Trägern, dem Bilderschmuck. Der alte steinerne Kaiserstuhl auf der Throneftrade! — Eine Gesellschaft von Fremden wanderte eben an den Bildern hin; die Kastellanstochter führte sie, er hörte ihre erklärende Stimme, undeutlich, von weitem. Er ging ihnen nach. Aber war das wirklich Adolfinens Stimme? Und Adolfinens Gestalt? Nein, das war sie nicht. Es war — —

Das Herz stand ihm zum Sterben still. Verena! Das Unerwartetste, Unsinnigste, Geträumteste, was er je erlebt; und doch war es wirklich. Verena Gerland als Kastellanin, als Führerin! Sie wandelte da mit den Männern und Frauen, in ihrem schlichtesten Kleid — es stand ihr aber wundergut —; ihre junge, süße Stimme verdolmetschte ihnen, was die Bilder wollten. Sie sprach so fein, so schlicht, so natürlich klug. Die andern hörten so dumpf andächtig zu. Es ist unmöglich! Das träum' ich! dachte Karl, als sein Herz wieder menschlich schlug, als er denken konnte. Und doch wußt' er: es ist!

Durch die Haupttür des Saals, die zur Vorhalle und zur Kapelle führt, kam der Kastellan mit einem erledigten Fremdentrupp zurück; Verena wandte den Kopf dorthin. Sogleich wandte sie ihn wieder her; ihre Augen schienen nun Karls Gestalt zu streifen. Er wollte sich abwenden, damit sie ihn nicht erkennen sollte; aber er konnte nicht. Er konnte von ihrem Anblick nicht lassen. Jetzt war es, als erstarrte sie. Nicht ein Schrei, aber ein hellauftönender Laut drang ihr aus der Kehle. Sie zitterte.

Der Kastellan kam heran; er sah ihr grünlich erblaßtes Gesicht, sah Karl, den er von Angesicht kannte, und begriff auf einmal. Verena nahm alle Kräfte zusammen; „wollen Sie weiterführen?" flüsterte sie ihm zu. „Ich — ich kann nicht mehr!"

Er nickte. „Gehn Sie nur, gehn Sie nur," flüsterte er auch.

Karl trat zu ihr hin, ihre Schwäche machte ihn stark. Er nahm sie bei der Hand, am Arm, da sie etwas schwankte; so führte er sie aus dem Saal hinaus. Hinter ihnen begann der Kastellan seine Führerrede. Sie sprachen beide kein Wort. Endlich standen sie auf dem Platz vor dem Kaiserhaus. Kein Mensch in der Nähe. Die Sonne sank, die Häuser und die Bäume warfen lange Schatten. Verena blickte ihn an. Sie las in seinem Gesicht, aber als verstünde sie die Schrift noch nicht; ihre Züge blieben bang und still. „Wie kommst du nach Goslar, Karl?"

„Und d u?" fragte er zurück.

„Und ich? Ach, nur so. Adolfine schrieb mir, sie sei gar nicht wohl und sei traurig, sehne sich nach mir. Da dacht' ich —" Sie sprach rascher, hastig, als wollte sie in sich etwas niedersprechen: „Da dacht' ich: ach, wenigstens zu e t w a s gut sein auf der Welt! und bin her-

gefahren. Und wie nun eben gar so viel Fremde kamen, und Adolfine nicht wie sonst helfen konnte, da hab' i ch's getan. Laß m i ch! sagt' ich ihr. Ich weiß ja alles auswendig; beinah so wie du! — Und — und es war mir 'ne Wohltat, etwas zu tun. Und so ist's gekommen."

„Eine wunderbare Überraschung, dich —"

„Karl, warum bist du hier?"

„Weil mir Bücher fehlen. Die hole ich mir; sie sind in meinem Zimmer. Sie mir durch Hans schicken lassen? Dazu reicht sein Kopf nicht. Und dann kam dazu — daß ich so was wie Heimweh nach Goslar hatte. Wollte dieses alte — dieses — dieses — einmal wiedersehn." Er sah aber jetzt nur das junge, ernste Gesicht mit den lieblichsten Lippen an; seine tiefen Augen forschten. „Verena!" sagte er leiser. „Wie sieht's in dir aus?"

„Und in d i r?" fragte sie.

„Wie sieht's wohl in mir aus, Verena, wenn ich schon Heimweh nach G o s l a r hatte?"

Ihre großen Augen füllten sich in einem Nu mit großen Tränen. „Hast du Heimweh? — Ich auch. — — Willst du wieder fort? Wann willst du wieder fort?"

„Wenn wir wieder eins werden könnten, dann nie!"

„O, wie sagst du das. — Was hast du für 'ne Stimme, Karl! — Willst du niedersitzen? Drei Worte mit mir sprechen?" Sie deutete auf die beiden reitenden Kaiser, zwischen deren Postamenten sie standen, sie versuchte ein Lächeln: „Da wir noch nicht eins sind — du unter dem alten Wilhelm, ich unter dem Rotbart; ja? — Ich möcht' dir was sagen; willst du's hören?"

Er nickte; reden mochte er nicht, ihm lag zu viel auf der Brust. Aber ihre Stimme zu hören war ihm wie Musik. Er setzte sich auf die Stufen von Kaiser Wilhelms Unterbau, dem Barbarossa zugekehrt; sie ihm

gegenüber, unter dem alten Kyffhäuserkaiser. „Wenn du wohl noch einen Haß auf mich hast, wollt' ich dir nur sagen —" Verena fing leise an, sprach dann lauter fort, da so unerwartet viel Raum zwischen ihnen war. „Den Haß wegen damals, als ich an unserm letzten Abend so fürchterliche Worte sagte —"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, so laut kann ich doch von dem nicht sprechen. Du bist gar so weit von mir!"

Er kam und setzte sich neben sie. „So, nun sag mir was."

„Was ich da Schreckliches, Böses herausgestoßen hab' — ich geb' dir mein Wort, ich hab's nicht gesagt. Ich wollt' was anderes sagen, ich weiß nicht mehr, was; da sprangen mir die Lippen auf, und der andre sprach. Der Teufel — so nenn' ich ihn — nenn' ihn, wie du willst!"

„Verena —"

„Bitte, denk, es waren nicht meine Worte; durch diesen Erdbeermund, den du nicht mehr lieb hast, hat sie ein böser Geist gesagt!"

„O hätt'st du mir das damals gesagt — als ich so verging. Wärst du da in mein Zimmer gekommen, und mit diesem Gesicht und mit dieser Stimme —"

Sie schüttelte den Kopf: „Ich konnt' es nicht. Ich war wie ein Stein."

„Warum kannst du's heut?"

„O, wie viele Tage und Nächte konnt' ich's nun durchdenken. Und — es kam die Sehnsucht nach dir. Und ich hab' mich dann vor Gott gebeugt. Was ist so ein kleiner Egoist vor Gott? Ja, ich war ein Egoist — ein Egoist — ich will's dreimal sagen: ein Egoist! Es sollte alles so gehn und so werden, wie ich mir's träumte. War ein schlechter Mensch!"

Sie drehte sich nun aber ganz zu ihm und schaute ihn wieder bang und sorgenschwer fragend an. „Aber

— wie ist's in dir? O denk nun nicht, wir sind eins. Da steht noch immer die schwarze Mauer zwischen dir und mir."

Er nickte, aber unverzagt: „O, ich seh' sie auch. — Aber nun laß mich auch was sagen —"

„Sag mir alles, Karl!"

„All die Tage und Nächte, in denen du's durchdenken konntest, die hatt' ich ja auch. Und da hab' ich mir unter anderm gedacht: Mit dem ersten Fehler fängt jedes Unglück an! Ich hätte meiner kleinen, jungen Elfe gar nicht sagen sollen: laß mich nach der Hochzeit an die Arbeit gehn, bring mir das Opfer, geh mit mir. In Klein-Goslar hätt' ich mit dir bleiben sollen; uns zusammenleben! das war's. Das war das Buch, das wir damals schreiben sollten. Dann schrieben wir nun alle andern, und wie!"

Verena sah ihm lange in die Augen, ohne sich zu rühren. Endlich kam wieder ein feuchter Schimmer in die ihren; der Schimmer war aber nichts als Glück. „Karl!" konnte sie dann sagen. „Das hast du gedacht?"

„O wie viel gehört dazu, bis ein paar Menschen wie wir sich zusammenleben. Nun haben wir uns — auseinandergelebt! — — Ich kann dir aber noch was sagen — nein, zu lesen geben. Ich könnt's nicht so sagen wie die Zettel da —" er griff in seine Brusttasche, zog einen Haufen Blätter hervor, suchte zwei heraus — „wie die Zettel da; der letzte Brief, den ich meinem Bruder schrieb. Der ward mir so schwer zu schreiben, wenigstens das Eigentliche; darum warf ich das erst auf die Zettel hin. Die trag' ich nun noch mit herum, meine alte Gewohnheit — Unart, wenn du willst —: die Tasche voll Papier, auf dem meine Notizen und Gedanken stehn. Ach, wenn du das aber lesen wolltest. ‚Ich bin ein unglücklicher Mensch — und du hast's ge-

macht' — Ja, das ist's. Da fängt's an, da lies weiter. Alles, bis zu Ende!"

Verena nahm die beiden Blätter und las. Karl, ein Knie über dem andern, betrachtete sie dabei unverwandt; er hing an dem lieben Gesicht wie der Tropfen am Blatt; ihm war zwischen Weh und Wonne und Spannung so wunderhaft ums Herz wie vielleicht noch nie. Gestern noch ein heimatlos Irrender auf der wüsten Erde; heut saß er auf den Stufen unter dem ernst hehren Reiter Barbarossa und Verena neben ihm, und sie las, zuweilen auch mit dem murmelnden Mund, ihr und sein Geschick.... Sie *trank* jedes Wort. Ihre etwas verhärmten und entfärbten Lippen wurden wieder die Erdbeerlippen. In ihre Augen stieg aber ein tiefstes, schaurigstes, seligstes Verwundern, als sie an das große Bekenntnis kam — ihre Stimme las mit, als müßte sie es *hören* —:

„In der *allerersten Stunde*, als ihr mit eurem Verstand, euren Bedenken, eurem Besserwissen kamt, mußte ich euch sagen: Tut die Hände weg! Laßt mich gehn; ich muß mein Leben selber führen, meine Ehe selber begründen; dreinzureden ist nicht eures Amtes, dazu taugt ihr nicht. Und so eine Verena versteht ihr nicht! So etwas unaussprechbar Fremdes, lieblich Sonderbares — hold Zusammengeschmolzenes —"

Sie konnte nicht mehr lesen. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Lautes Weinen schüttelte sie. „Wie kannst du so lügen, Karl! So ein schlechter Mensch wie ich! So ein erbärmlicher Mensch wie ich!" Sie stürzte neben ihm nieder, sie ergriff seine Hände, riß sie an ihre Lippen und küßte sie.

„Verena! Bist du toll?" sagte er erschrocken. „Wenn das Leute sehn!"

„So denken sie was, das tut ja nichts. Das hast du geschrieben! Ihm! Meine Sehnsucht, mein Gram — die schwarze Mauer. Danach schrie ja mein Herz die ganze Zeit. Das hast du geschrieben?"

„Ich beschwör' dich, steh auf, steh auf. — Nun, so nehm' ich dich!" Er zog sie in die Höhe; aber noch nicht an seine Brust. „Lies doch weiter. Lies es bis zu Ende! Verena!"

„Nein," sagte sie, „wozu. Ich weiß nun ja alles! Ich will nur noch meinen Geliebten sehn. Du bist mein Geliebter! Ich hab' wieder einen Geliebten, und der bist du! du! du!"

Sie warf sich an seine Brust. „Vergib mir!" schluchzte sie. „Vergib mir. Kannst du mir vergeben?"

Er küßte sie nur, er sagte nichts. Ihre vier Augen schlossen sich. Ihre Lippen hielten sich, als könnten sie nun nie mehr voneinander lassen.

Karl und Verena wanderten eine Stunde später — sie hatte noch von Adolfinen für heut glückstrahlenden Abschied genommen — in den Abend, in die Stadt hinein. Der mehr als halbe Mond stand am blauen Himmel und wanderte durch die Gassen mit. Von unsichtbaren Gärten, aus offenen Fenstern schwammen süße Düfte, Rosen, Nelken, Jasmin. Nachmittagswarme und abendkühle Lüfte flossen durcheinander, beide lieblich streichelnd. Irgendwo schlug eine Nachtigall. Verena, am Arm ihres „Geliebten" hängend, drückte sich an ihn.

„Bist du nun auch so glücklich?" fragte sie ihn leise.

„Wie wenn ich mich fürchten könnt': es ist nur ein Traum!"

„Nein — es ist unsere Hochzeitsreise. Wir wandern

nach Klein-Goslar heut! — Wohin wandern wir morgen, Karl?"

„Morgen fahren wir zu deiner Mutter und zeigen ihr das junge Paar."

„O Gott, ja! Das tun wir. Mann, wie bist du gut! — Aber heut telegraphieren wir ihr; komm, gehn wir zur Post. Laß mich's schreiben, ja? Telegramme verfass' ich so gern! Wart, wie schreib' ich das? — ‚Zwei sind wieder eins. Morgen kommen sie zur geliebten Buche. — Das glückselige Kind von Goslar.' Du Buchschreiber, ist's so gut?"

„Ach, du bist ja gar kein Mensch," sprach Karl ihr ins Ohr. „Du bist aus dem Rammelsberg entsprungen; ein Kobold — ein Märchen — ein kleines Nichts. Ich bin in das kleine Nichts verliebt. Alles ist in dich verliebt! Der Mond; der Jasminduft; das warme Lüftchen. Der Teufel, der das alte Marktbecken da eurer Stadt geschenkt hat — und jetzt in deinem Herzen wohnt — ist in dich verliebt."

„Und du bist verrückt!"

Sie kamen in die Bahnhofstraße, zur Post, Verena schrieb die Depesche; dann trat sie mit einem spitzbübisch ernsten Hausfrauengesicht wieder ins Mondlicht hinaus. „Nun muß die vom Teufel Besessene für ihren verrückten Geliebten zu essen kaufen; denn das Glück macht hungrig, und im Haus ist nichts! — Was will 's Herzchen essen? Was wünscht es sich? Ein silbernes Warteinweilchen und ein goldenes Nixchen in einem niemalenen Büchschen?"

„Dein Herz will ich essen."

„O, das wär' ja Selbstmord; denn in meinem Herzen bist du!"

Sie hing wieder an seinem Arm, sie sang der Nachtigall

nach, sie lachte in den Mond hinein; sie wußte nicht wohin vor Glück. Im Laden, während die Verkäuferin ihr Schinkenscheiben herunterschnitt oder kalten Braten zur Prüfung vorlegte, lachte Verena leise auf; sie sah aus wie ein großes, seltsam schönes, ausgelassenes Kind. „Nein, das muß ich, die Hausfrau, tragen," sagte sie dann draußen, als Karl ihr die „Freßpäckchen" aus dem Arm nehmen wollte; „der Geliebte, der trägt das nicht. Der Geliebte, der Ritter, *beschützt* die Dame, und verführt und betrügt sie, aber ihre Freßpäckchen trägt er nicht!" — Vom Mondlicht überflossen schloß sie nun die Augen; ihr Kopf ging langsam hin und her. „O Karl! Karl!"

„Was ist?"

„Es ist unbegreiflich. Ich begreif' es nicht. — O was ist es für ein wonniges Wunder, wenn man glücklich ist! Nach unaussprechlichen Leiden so himmelfroh, so sagenhaft glücklich!"

„Nach unaussprechlichen Leiden, sagst du —"

„Hast du auch gelitten? — Ach, ich möcht' so gern, du hätt'st auch gelitten."

„O du böser Mensch!" sagte er und drückte ihren Arm. „Aber sei ruhig, sei ruhig. Ich hab' wohl mehr gelitten als du."

„Nein, das hast du nicht! — In mir war zwar eine, die glaubte immer: er wird wiederkommen! Aber eine andre in mir — eine halbverrückte — die kam sich wie die Tuturfel vor, an die du nicht glaubst, und saß auch wie 'ne Eule da, und dachte, sie sei auf ewig verdammt. O, ich hab' gelitten! — Dann war aber noch 'ne dritte da, die glaubte wohl auch, sie ist hin! aber sie wollte wenigstens gut und tapfer und tugendhaft leben, für das Glück der *andern* leben; als barmherzige Schwester, dachte sie. Ja, während du fort und fort Bücher schriebst,

wollte sie im Krankenhaus leben und den Bresthaften dienen, bis an ihren seligen Tod. Und man wird mich doch beweinen, dacht' ich, die Genesenen und Gebesserten werden mich beweinen; und die andern Schwestern und die Doktoren und die Assistenten werden meinem Sarg folgen und sagen: es war eine tüchtige Frau!"

„Das hast du gewollt?" — Karl blieb stehn, sah sie mit einem gerührten Lächeln an und küßte ihren Mund.

„Mann! Nicht auf der Straße! Das tut man nur in seinem Haus. Da sind wir auch schon vor unserm Haus!" Sie zog den Torschlüssel hervor, den sie bei sich trug; als sie das Gittertor erreicht hatten, schloß sie auf und lud ihn mit einer holden Gebärde ein: nun, so komm! Sie gingen über den Hof in den Rittersaalbau, in den das Mondlicht hineinfiel; es war alles still. Sie riefen nach Hans, dem „Wächter von Klein-Goslar"; die Köchin war beurlaubt. Sie läuteten. Kein Hans erschien.

„Der Schlingel ist wohl noch im Wirtshaus beim Bier," sagte Karl.

„O das ist gut!" jubelte Verena. „Wir dringen in ein fremdes, verlassenes Haus! — Zwei Liebende, Heimatlose, Verirrte kommen in eine Halle — — tritt ein. Kommen in eine öde, wundervolle Halle; der Mond scheint hinein; sie brauchen keine Kerze, keine Lampe, es ist hell genug. Macht es Euch bequem, edler Ritter; die Dame wird Euch bedienen, niemand als die Dame. Für einen Imbiß zur Nacht ist gesorgt; die Dame findet alle Schlüssel, auch den Kellerschlüssel. Aber — eh' sie ihn holen geht — Herr Ritter, Ihr versteht so wonnevoll zu küssen; gebt mir einen Kuß!"

Sie nahm ihn, drückte den Ritter in einen Lehnsessel nieder und ging. Karl saß wie verzaubert da; er fühlte sich von Märchenluft umflossen, ein süßer Schauer

traumhafter Glückseligkeit ging an ihm hinab. Verena kam wieder, in dem bleichgoldenen Licht wandelte sie hin und her, hantierte sie, leis ein Liedchen singend. Die „barmherzige Schwester“ deckte den Tisch; dann trat sie auf ihn zu: „Süßer Mann! Es ist angerichtet!“

Er führte sie zur Tafel. Sie schenkte ein; sie hielt ihm die Flasche hin, er sollte die Etikette sehn. „Forster Kirchenstück“, sagte sie langsam. „Heut stoß' ich sie nicht wieder um! — O, was hab' ich dir für Schande gemacht. O, was muß ich noch alles tun, um es gutzumachen! — Wenn du nur wüßtest, was ich alles fühle. Ich will eine Frau werden, die du achten kannst! die du ehren kannst! Ich hab' so unaussprechlich viel Lust dazu!“

„Ach, Verena!“ rief er und riß sie an seine Brust.

Als wäre sie dort gesund geworden, blickte sie ihn nun wieder heiter an: „Wollen wir darauf trinken, Karl? Den ersten Tropfen? Daß ich eine gute Frau werd' — und du — du ein großer Mann? Ja, wir werden noch einen großen Mann aus dir machen; werden wir das, Karl?“

Sie strahlte so verheißungsvoll triumphierend, daß er lachen mußte. „Ach du Erdbeere!“ erwiderte er.

„Und wohin dich dein Schicksal führt, geh' ich mit!“

Sie stießen an und tranken. Sie saßen noch immer nicht. Verena schaute ihn lange an; es war, als müßten erst ihre Augen sich satt sehen an ihm. Sie küßte ihn auf die Wange, aufs Ohr. „Du bist nun wieder mein Heinrich der Löwe!“ sagte sie dann leise.

„Und du bist mein Glück!“

Anneli

Leopold von Roßberg hörte Peitschenknallen und Wagenrollen, und wie es Menschen, die gerade unbeschäftigt sind, so oft ergeht, trat er durch die offene Tür auf seinen Balkon hinaus, um zu sehn: was kommt da? Ein offener Viersitzer fuhr heran; aus dem Eingang des Hotels, unter dem Balkon, trat ein junger Kellner hervor; auch der Wirt in seinem gelben Strohhut erschien, seine weiße Weste leuchtete. Was ist d a s? dachte Leopold; ein Mißgefühl durchfuhr ihn. Sitzt da nicht der T r a u t m a n n neben dem Kutscher auf dem Bock? den Hut wie ein fideler Student in den Nacken gesetzt? — Er liebte diesen Menschen nicht. Jetzt zuckte er zusammen: im Wagen saßen zwei Damen, die eine war Fräulein Anneli. Ja, sie war's gewiß, wie sehr auch der große, weißgefiederte Hut sie beschattete; es war das liebe, runde, herzige Gesicht — nur blaß; wie er's nie gesehn — das dunkle Haar und die blauen Augen und der Kindermund. Neben ihr Trautmanns hübsches Weibchen, gegenüber Annelis Vormund, der „schöne Mann"; neben dem ein Jüngling, ein unbekannter. Fahren sie vorüber? dachte Leopold. Nein, der Wagen hielt vor dem „Fürstenhof". Der Kellner trat an den Schlag. Doktor Trautmann schüttelte aber Arm und Kopf: „Wird gar nicht ausgestiegen!" rief er vom Bock hinunter. „Nur 'ne Flasche Schampus her!"

Leopold runzelte die Stirn, trat einen Schritt zurück; nun stand er im tiefen Schatten des wilden Weins, der den ganzen Balkon überwucherte und von oben her in langen Strähnen ihm fast ins Gesicht hing. Mich nicht sehen lassen! fuhr ihm durch den heißen Kopf. Was der Mensch für 'ne Kommandeurstimme hat; als wäre er der Fürst von Putbus, als gehört' ihm Rügen. Wo wollen die so eilig hin? Warum fährt Anneli mit? — O, wie bist du blaß. So kenn' ich dich ja nicht, du Juniröschen. Aber bei Gott, es steht dir gut!

Der Wirt war an den Wagen getreten und grüßte in seiner zutraulichen, gemütlichen Art; Genesius, Annelis Vormund, nickte ihm noch gemütlicher zu. Seine schönen bräunlichen Augen schimmerten feucht, sie lachten aber; er war alt und jung, über seiner entblößten Stirn ringelten sich schneeweiße Löckchen wie Seide, der wundervoll gepflegte Bart war aber noch wie Ebenholz. „Herr!" sagte er zum Wirt mit weicher, mild schmerzlich vorwurfsvoller Stimme, „Sie werden uns doch nicht verdursten lassen? — Herr, tun Sie das nicht. Vielleicht stehn Sie schon morgen vor Gott!"

I du Saufbruder! dachte Leopold und biß auf seinen blonden Bart. Du taugst auch zum Vormund wie der da auf dem Bock zum Papst! — Ich will wetten, sie kommen von Genesius' Gut, haben dort 'nen tüchtigen Frühschoppen getrunken, er schwimmt ihm in den Augen; jetzt ein Stegreiftropfen, und dann wird bei Trautmann getafelt und gezecht!

„Nur 'nen lütten Augenblick Geduld," erwiderte der Wirt, der gern auch etwas Plattdeutsch sprach; „der Champagner kommt schon; gliek is he dor."

„Wollen's hoffen, wollen's hoffen!" seufzte Genesius freundlich. „Sehn Sie, in Ihrem ‚Fürstenhof' war ich

vor fünfundzwanzig Jahren zum letzten Mal. Waren Sie damals schon hier, Herr Wirt?"

„Könnt' ich nicht behaupten."

„Können Sie nicht behaupten. Den Schampus zahlt Johann, Herr Wirt; der da auf dem Bock! Hat uns herkutschiert. Ein guter Kutscher; konnt' uns auch umwerfen, was? da er sich einen kleinen angetutet hat. Er hat's aber nicht getan; das ist ehrenwert; wie?"

„Ich bin der Nüchternste auf dem ganzen Wagen!" rief Trautmann, den der schöne Silbergreis als „Johann" vorgestellt hatte. „Aber Wilhelm Sommer, her mit Ihrem Sekt!"

„Kommt schon, kommt schon, Herr Doktor," erwiderte Herr Sommer.

Genesius zog erstaunt die noch schwarzen Brauen hoch: „Sie kennen unsern Johann, Herr Wirt? — Er ist eigentlich gar kein Kutscher, allerdings. Pastor ist er — oder so was dergleichen."

Frauenjäger ist er! dachte Leopold in seinem grünen Versteck und sah mit einem wilden Blick auf den verhaßten, blühenden Menschen, dessen Augen strahlten, dessen Wangen glühten. Ein Arzt ist er, der die Weibsen nicht gesund, sondern krank macht; liebeskrank — liebestoll! — Wie man's ihm ansieht, dem Burschen. Urgesund, eisenfest. Alles lacht an ihm! Wie die kirschroten Lippen schwellen. Wie die gewissenlosen Augen blitzen. Warum fährt denn Anneli mit? Warum bleibt sie nicht zu Haus?

Doktor Trautmann hatte mit der Peitsche geknallt wie aus Ungeduld; jetzt kam der Champagner, mit ihm kam der Oberkellner und schenkte die hohen Kelchgläser kunstgerecht voll. „Noch ein Glas, für Wilhelm Sommer!" rief Trautmann. „Wilhelm Sommer muß mittrinken!"

Der Wirt verneigte sich dankend und nickte. Leopold lächelte vor Bitterkeit: „Wilhelm Sommer,“ sagt er; ich glaub', sie sehen sich heute zum zweiten Mal! Die fidelen Germanen. Anneli, gefällt er dir? So ein ewiger Student, gefällt er dir so gut? — Sie guckt ihn aber gar nicht an. Sie schaut in den Park hinein. Hält so ihr Glas im Händchen und trinkt nicht . . .

„Herr Doktor,“ sagte der Wirt zu Trautmann, nachdem er seinen Champagner probiert hatte, „da Sie kein Pastor, sondern ein Mediziner sind, so will ik Se 'ne Geschicht von eenen andern Doktor vertellen —“

„Lassen Sie Ihre Geschichten,“ fiel ihm Trautmann ins Wort. „Die graben Sie ja aus den alten Hünengräbern aus. Trinken Sie lieber auf das Wohl unsrer Damen, Wilhelm!“

„Das tu' ich auch,“ entgegnete der Wirt und trank ihnen zu. Dann erzählte er aber seine plattdeutsche Geschichte, er war nicht zu halten. Wie einem Doktor ein Patient stirbt und man ihm vorwirft, er habe ihn mit seinen Medizinen umgebracht. Der Doktor schüttelt aber sein weises Haupt: „He is ganz von sülwst dod bleben!“

„O je!“ rief Trautmann vom Bock herunter. „Wilhelm Sommer erzählt Geschichten, die kannt' ich schon in Sexta! — Der wirkliche Johann soll aber auch was trinken; Sie da, Kellnerchen, Fritz, fragen Sie den Kutscher, was er haben will, bringen Sie ihm das!“ Trautmann winkte den Oberkellner heran und hielt ihm ein Zwanzigmarkstück hin: „Ober, da ist ein Pfund; machen Sie sich bezahlt!“ Er hatte auch die Champagnerflasche herangewinkt und füllte sein geleertes Glas. — Wird er vorbeischenken? dachte Leopold. Mir scheint, seine Hand hat 'nen Rausch! — Aber nein — die Übung,

die Gewohnheit. Er trifft doch immer ins Glas hinein!

Trautmanns Kelch war voll; er wandte sich zurück, nickte der jungen Frau Trautmann zu: „Gib her, Alte, trink noch eins!“ Sie reichte ihm ihr Glas, mit seiner schwankend unsicheren Sicherheit goß er's wieder voll. Ach, ach, wie das Weibchen ihn anlächelt! dachte der erbitterte Leopold. Daß er sie so gnädig gemütlich seine Alte nennt, wie dankt ihm ihr ganzes Sonnenblumengesicht dafür! — Betrüg sie nur, mit wem du willst, mit der Frau Kollegin, mit der Jägerbraut, mit der Stallmagd, du bleibst doch ihr Gott. So ein Chirurg ist ihr Jupiter; wenn er ihr nur dann und wann aus seiner Wolke — — Ist das nun keine verrückte Welt? — — Ah, jetzt guckt er die Blasse an. Was er für unheilige Augen hat. Austrinken soll sie? — Sie hat nur genippt. Sie will nicht. Sie schüttelt ihren süßen Kopf ...

„Was ist mit Ihnen, Anneli?“ sagte die Kommandeurstimme. „Trinken Sie doch noch ein Glas!“

Es zuckte durch Leopold. Er nennt sie auch schon Anneli!

Der junge Kellner kam mit einem Glas Sherry und hielt es dem Kutscher hin. „Aber was soll das?“ rief Trautmann jetzt. „Bier hat er gesagt, Sherry hat er nicht gesagt! Wilhelm Sommer, Ihr Fritz kann nicht hören trotz seiner langen Ohren. Behalt dein Glas Sherry, trink's selber, bring Bier!“

Genesius, dem die ehrwürdigen weißen Löckchen tiefer in die schwimmenden Augen hingen, ließ seinen Kelch noch einmal füllen, da Anneli nicht wollte, und leerte ihn mit einem wohlig schmeckenden Zug. „Herr Wirt,“ sagte er dann liebevoll, „kommen Sie mal

ganz heran, ich will Ihnen eine furchtbar unanständige Anekdote erzählen."

Der Wirt blieb aber stehn. „In Gegenwart der Damen geht das doch wohl nicht," antwortete er ehrenfest.

„Ein herrlicher Mann, der Wilhelm Sommer!" rief Trautmann und neigte sich vom Bock herüber, goß den Rest der Flasche in Herrn Sommers Glas. „In Ihnen ist Tugend, Wilhelm! Aber Ihre Geschichten legen Sie nur in das alte Hünengrab zurück. Fritz mit den langen Ohren, komm her!"

Fritz hatte das verlangte Bier gebracht; der Kutscher trank es aus, ohne abzusetzen. Trautmann warf dem Kellner ein paar Silbermünzen zu, sie fielen auf die Erde; der Sherry war offenbar mitbezahlt. Genesius gab sein leeres Glas dem Wirt in die Hand; die andern taten's ihm nach. „Auf Wiedersehen übers Jahr, wenn Sie dann noch tugendhaft sind!" sagte Trautmann; dann schnalzte er mit der Zunge. Die Pferde zogen an, der Wagen rollte. Wilhelm Sommer stand allein, die sechs Champagnergläser in den beiden Händen.

Der „Fürstenhof", der älteste Gasthof in Putbus, steht dem offenen Park des Fürsten gegenüber; nur die Fahrstraße trennt sie, die gewaltigen Lindenbäume des Parks werfen ihren Schatten in die Fenster des „Fürstenhofs" hinein. Am Gitter des Balkons über der Tür, des einzigen an der langen Front, prangt das Wappen der Fürsten von Putbus; ein Fürst hat den Marktflecken gegründet, seinen Nachkommen gehört von der Insel Rügen mehr als der dritte Teil. Wenn Leopold auf seinem Balkon mit dem großen Wappen stand, war ihm fast zumut, als wohne er im Park; die herrlichen Linden dufteten herüber, noch tief in den Juli

hinein, und wohin er blickte, sah er nichts als die grüne Mauer, die himmelhohen Bäume, hinter denen sich eine Welt von Schönheit verbarg.

Er stand noch unter seinem wilden Wein und schaute die Straße entlang. Der Wagen flog geschwind dahin, aber ohne Staub; es hatte in der Nacht geregnet, und eine schwärzliche Feuchte lag noch auf dem Weg. Ja, ja, dachte er, auf Garz fahren sie zu; da hat ja dieser Eugen Trautmann seinen neuen Besitz, sein Gut. Das Haus soll wohl eingeweiht werden mit Musik und mit Schönheit; darum mußte Anneli mit! — Dieser Mensch hat alles; in Greifswald sein großes Haus, seine große Praxis, berühmter Chirurg, sie laufen ihm ja die Türen ein; neben Genesius' Gut die Jagd, da pirscht er; jetzt bei Garz dieses hübsche Gut. Ach, ich gönnte ihm alles — wenn er mir nur das Mädel ließ'! Mensch, ich bring' dich um, ich erschlag' dich, wenn du auch die — — O gerechter Gott! — — Nein, nein, nein. So ein unschuldiges, reines, himmlisches Geschöpf. Ja, wenn sie wie die andern wäre; wie diese „modernen", „starkgeistigen" — oder wie die heißblütigen, die dem ewig Männlichen bis in die Hölle nachlaufen — die gerade so schwach werden wie der andre stark ist. Anneli, nein, so bist du nicht! Du hast andre Träume als das. Du hast deinen Gott!

Er richtete sich wieder auf — ach, er war so leicht verzagt, an ihr und am Leben — und trat in sein Zimmer zurück. Dort lag der Brief auf dem Schreibtisch, den er diesen Morgen begonnen hatte; wiederum ein Brief an das Anneli; der wievielte wohl? Und alle nicht abgeschickt? — Im Zimmer war es fast zu dunkel, da die Sonne nicht schien und der gar zu üppige wilde Wein den Himmel verdeckte, eine grüne Dämmerung machte;

und doch konnte Leopold sich nicht entschließen, dem Wirt zuzustimmen: ja, ja, schneiden Sie die übermütigen Ranken weg! Er nahm lieber den leichten Tisch und trug ihn wie gestern und vorgestern auf den hellen Balkon hinaus. In den verkrümmten und gebuckelten Blechplatten, die dessen Boden bedeckten, stand noch hier und da etwas Regenwasser; nun, warum denn nicht? N a t u r! So ein altes Haus — — die alten Häuser liebte er; nur keinen modernen Firlefanz. Den mochte auch das Anneli nicht. Nur Natur, Natur! Denn war sie nicht selber Natur?

„Liebes Fräulein Anneli —“

Er setzte sich und las, was er am frühen Morgen geschrieben hatte, ehe er zum Frühstück hinunterging. „Liebes Fräulein Anneli! — Nein, ich streiche das Fräulein und sage: liebes Anneli! Hab' ich die Annaliese nicht schon als Kind gekannt? Haben Sie mir nicht das letzte Mal, als wir in der Goor am Ufer unter den Buchen saßen, mit Ihrem lieben Wangenzucken gesagt: Warum denn F r ä u l e i n Anneli? Lassen Sie doch das Fräulein weg! — Also weg. Ich sitze in meinem Balkonzimmer im ‚Fürstenhof‘. ‚Wie kommen Sie jetzt nach Putbus?‘ fragt das Anneli, ‚da Sie doch gar nicht mehr zu uns kommen? Im Juli wird doch geerntet, nicht? Sie sind doch Gutsbesitzer, nicht?‘ — Ach, mein gutes Anneli. Mein Inspektor ist so klug, so tüchtig — und ich bin ein so unzulänglicher Mensch. Mir geht ein Mühlrad im Kopf herum. Mir geht die ganze Welt und das Leben und noch einiges im Kopf herum. Und das macht mir Kopfweh; — wahrhaftig. Bitte, nicht lachen. Der Gutsbesitzer Leopold von Roßberg hat Kopfweh — weil ihm das Leben so schwer wird — und geht damit nach Putbus, seiner alten Liebe,

um es da im Schwanenteich des Fürsten zu ertränken!

„O Gott, wenn ich etwas wüßte. Wenn ich wüßte, ob — —

„Also, da ich nun nichts zu tun habe — und zu nichts zu brauchen bin — so denk' ich an das Anneli. Wie geht's Ihnen, Anneli? Als ich zuletzt beim Genesius auf seinem ‚Herrensitz' war und mit ihm und seiner Schwester auf der Terrasse saß und Sie im Gartenzimmer Mozart spielten — so was Wunderschönes — und für Ihre achtzehn Jahre so lieb gespielt — da wurde mir so windelweich, so gerührt zumut; ach, Sie kennen mich ja. Was wird wohl einmal aus dem Kind? dachte ich. Mit Erlaubnis, das Kind sind S i e. Ein schönes Gartenzimmer, in dem sie spielt; und ihr Vormund Onkel Genesius ein schöner alter Mann; und seine Schwester zwar ein sehr kränkliches Tantchen — aber, wie man sagt, eine schöne Seele. Nutzt doch alles nichts: eine arme Waise ist Anneli doch; einsam ist sie doch! Für das, was so eigentlich in ihr lebt, hat sie doch keinen Menschen; nicht Vater noch Mutter, nicht Bruder noch Schwester; auch nicht Freundin noch Freund. Hat sie mir das nicht selbst gesagt? Einmal in Putbus am Schwanenteich? — Na, da wär' wohl ein Freund. Ich wüßt' ihr einen. Der sie wohl versteht. Aber was nützt ihr der? Wenn er sie dann und wann ein paar Stunden sieht? Und dann ist auch noch die Frage —"

So weit stand's geschrieben. Hatte folgen sollen: „ob sie auch ebenso s e i n e Freundin ist?" Und dann hatte folgen sollen: „ob sie ihn so lieb haben kann wie er sie?" Und weiter bis zu dem entscheidenden Wort.

Ach, ach, Anneli! Er stützte beide Arme auf, legte die heiße Stirn in die kalten Hände, die das Blut ver-

ließ. Hast du mich denn lieb? Damals schien es so. Hier am Schwanenteich. So süß, so weich, so um Jahre älter war deine kindliche Stimme; und als wäre etwas Feuchtes drin. Du sahst nur aufs Wasser. Mir war aber, als sähst du in mein Herz; und als wär' dir's recht, wie viel Liebe du darin siehst. Als dächtest du: ja, ja, legen wir Lieb' und Lieb' zusammen! — Da kamen die beiden, Genesius und er. Dieser Eugen Trautmann kam. Und du wurdest glührot und standst auf. Da er dich anlachte, lachtest du ihm so zu ... Mir ging ein Messer durch die Brust. Ich hatte schon reden wollen und dir alles sagen. Ich brachte kein Wort mehr heraus.

Anneli! Anneli! Liebst du diesen Menschen?

Nun fuhr sie mit dem nach Garz und auf sein Gut, um da mitzufeiern. Und wird dann wohl am Flügel sitzen und „Die Weihe des Hauses" spielen, fürs Klavier übersetzt. Und der Unwiderstehliche wird dann zu ihr treten, mit den Augen blitzen, sie anlachen: „Anneli, wie haben Sie das schön gemacht!" Und wird ihre Hand nehmen und — —

Leopold ergriff den Brief, und wie alle die andern vor ihm zerriß er ihn.

Ein paar Tage waren vergangen, schöne, echte Julitage, warm wie sich's gehört, blauer Himmel und reine Luft. Leopold saß an einem der Tische, die dem „Fürstenhof" gegenüber unter den Parklinden standen, aber zum Gasthof gehörten; er hatte längst zu Nacht gegessen, mit seiner Flasche Moselwein saß er nun noch rauchend und träumend da; eine Lampe brannte auf seinem Tisch. Die letzten Gäste, die da draußen gesessen hatten, gingen eben fort, ins Hotel oder in den Ort hinein; der Wirt

kam aber über die Fahrstraße herüber und setzte sich zu dem wohlbekannten Gast. „Sie sind gern der allerletzte, scheint mir,“ sagte er und blies den Rauch seiner Zigarre in die lampenhelle Luft. „Die andern kriechen all schon zu Bett.“

„Die andern wissen wohl nicht, wie schön es hier ist,“ antwortete Leopold. „Ich bin doch mit meinen vierunddreißig Jahren ziemlich weit herumgekommen, hab’ an manchem Wirtstisch gesessen; aber so wie man hier an diesem himmlischen Park, unter diesen göttlichen Linden sitzt, an so ’nem Abend — das gibt’s nicht. Das Duftende und die Stille; und die letzten Lichter da im ‚Fürstenhof‘. Wie aus der guten alten Biedermeierzeit — die ja jetzt wieder beliebt wird; freut mich. War doch noch mehr Poesie als jetzt! Viel mehr Poesie!“

„Mag wohl sein,“ bemerkte Herr Sommer und nickte. „Wie viel Sinn Sie für so was haben, Herr von Roßberg!“

„Nicht wahr, für einen ganz gewöhnlichen Gutsbesitzer ist das sonderbar? Gehört sich gar nicht für so ’nen Mann. O, ich war mal schlimm, hab’ viel schönes Papier verschmiert; nicht mit Versen, das nicht, aber mit Zeichnen, mit Landschaftern und so weiter. Ein ruchloser Dilettant! — Jetzt genügt es mir, daß ich hier an Ihrem Tisch sitze und mir einbilde, dies ist mein Park, das da drüben ist mein Haus, ich bin der Fürst von Putbus und —“

Leopold sprach nicht weiter. Der Wirt setzte lächelnd statt seiner hinzu: „und hab’ eine allerliebste Frau!“

„Hm!“ erwiderte Leopold nur. „Was ich schon immer fragen wollte: wie ist das gekommen, daß der Fürst Ihnen erlaubt hat, hier in seinem Park Tische und

Stühle aufzustellen und Ihre Gäste auf seinem Grund und Boden zu bewirten?"

„Das will ich Ihnen sagen," gab der Wirt in seiner bedächtigen Langsamkeit zur Antwort: „weil das wirkliche Fürsten sind. Weil sie ihre Pflicht erkennen, Herr von Roßberg: Mitleben lassen! Wie der Park keine Mauer hat, bloß die niedrigen Ketten da, über die jeder wegsteigen kann — und wie der Park immer offen ist, als gehört' er jedem — so haben sie auch mir und andern ein Stück von dieser Allee vergönnt; damit's euch hier wohl wird!" — Herr Sommer machte sein ernstes Tiefbrauengesicht: „Natürlich muß ich Pacht zahlen, das versteht sich —"

„Pacht? — Ah so. Wie viel denn?"

„Jährlich eine ganze Mark!"

Auf der stillen, fast dunklen Straße erschien vom Theater her doch noch eine Gestalt; sie kam mit raschen Schritten heran, zu Leopolds Tisch. „Guten Abend!" sagte ein männlicher Baß. Der Wirt drehte sich und stand auf. „Herr Staatsanwalt Urban! — Ja, wo kommen Sie noch her?"

Nun erkannte auch Leopold den langen, hageren Herrn, der noch länger war als er selbst; in Stralsund und Greifswald hatten sie sich manchesmal gesehen. Er erhob sich und begrüßte ihn. Urban setzte eine Handtasche, die er trug, auf den nächsten Stuhl und warf seinen Überzieher vom Arm weg dazu. „Wo ich herkomme?" erwiderte er. „Von Stralsund komm' ich her. Ein Zimmer für die Nacht, Herr Sommer; gegessen hab' ich, 'ne halbe Flasche Wein schicken Sie mir noch gefälligst heraus. Guten Abend, Roßberg. Freu mich, Sie zu sehen. Wenn's Ihnen recht ist, hier sitzt sich's gut!"

Er saß auch schon, Leopold gegenüber. Der Wirt ging ins Haus. Leopold sank mit freundlich bewillkommnendem Lächeln auf seinen Stuhl zurück. So hatten die beiden schon an mancher Wirtstafel Aug' in Aug' gesessen, geschwatzt, gestritten und getrunken.

Der Staatsanwalt fuhr sich mit dem Taschentuch über das erhitzte Gesicht. „Ja, wissen Sie denn schon," fragte er dann, „oder wissen Sie noch nicht? Sie haben's vielleicht schon in Garz gehört; da waren Sie ja heute nacht, wie man mir erzählt hat."

„Ja, da war ich heut nacht! Ging gestern nachmittag hin, es war aber ein gut Stück weiter, als ich dachte; wollte dann auf der Klingelbahn mit dem letzten Zug zurück, der war aber schon fort. Da blieb ich denn im Gasthof und pendelte heut morgen per pedes apostolorum zurück. Wissen tu' ich nichts; was denn?"

„Lieber Roßberg — was denn? — Sie haben ihn ja auch gekannt, und recht gut. Der Greifswalder, der Doktor Trautmann —"

„Na, was ist mit dem?"

„Aus ist's mit dem. Ja, denken Sie! — Ich bin heut in Stralsund, in Amtsgeschäften, da krieg' ich ein Telegramm aus Garz: Trautmann tot gefunden, offenbar erschossen! Ich mit dem nächsten Zug hin. Sie hatten ihn liegen lassen — zur Feststellung des Tatbestands, verstehen Sie — am Saum eines Waldes, auf seinem Gut. Früh am Morgen, sagt man mir, ist er fortgegangen, mit dem Jagdgewehr; was er jetzt hat schießen wollen, Gott weiß! Ein vorübergehendes altes Weib hat ihn da gefunden. Selbstmord ausgeschlossen — na, wie käm' auch unser Kraftgenußmensch, unser Lebenskünstler zu solchem Unsinn! — aber einfach ausgeschlossen. Zwei Schüsse vom Rücken ins Herz!"

Leopold war aufgestanden; er hielt mit einer Hand die Stuhllehne fest und starrte in die Nacht hinein. „Wie ist Ihnen?" fragte der Staatsanwalt. „Es gewittert so auf Ihrem Gesicht. Haben Sie ihn so lieb gehabt?"

„Ich ihn lieb gehabt?"

„Weil Sie so sonderbar — — Oder was denn sonst?"

„Nein, ich hab' ihn nicht lieb gehabt. — Erschossen? Von wem?" — Ein Zittern lief durch Leopold hin. Kein Eugen Trautmann mehr auf der Welt! Keine Sorge mehr um Anneli! Sie befreit! Er auch!

Ich auch! dachte er fort und fort und schüttelte die Lehne.

„Erlauben Sie," murmelte Urban endlich. „Sie kommen mir so merkwürdig vor. Eben lächelten Sie. Und dieses Atemholen — wie wenn's Ihnen gut täte, daß — — Sie waren ja doch auch gut Freund mit ihm?"

„Ich gut Freund mit ihm?"

„Nu, was man so sagt. Bei Bier und Zigarren gute Kameraden. Oder — oder waren Sie das nicht mehr? Man erzählte ja allerdings —"

Urban betrachtete den andern, der noch immer stand, mit einem langen, verstohlen fragenden Blick, sagte aber weiter nichts. „Wer hat ihn erschossen?" fragte Leopold.

„Ja, wenn ich das wüßte! Den such' ich ja. Als Staatsanwalt beim Greifswalder Landgericht bin ich dazu — — Bis jetzt keine Spur! Der Mann hat offenbar aus der Nähe — wahrscheinlich hinter einem Baum — — Trautmanns Gewehr hing über seiner Schulter, so lag er da. Ein heimtückischer Mord!"

Leopold setzte sich. Seine Gefühle wollten heraus, sie erdrückten ihn. „Ein heimtückischer Mord," sprach

er nach. „Ja, ja. Aber der Mann hat was Gutes getan; so wie sie in Indien die Giftschlangen und die Tiger töten. Ein gefährliches Raubtier weniger auf der Welt!“

„Sprechen Sie von Trautmann?“

„Ja; von wem denn sonst? Er hat auch vergiftet, geraubt, gemordet; wissen Sie das nicht so gut wie ich? Und solange man ihn am Leben gelassen hätte, hätt' er's fortgetrieben; wie die Gefleckten in Indien. Darum müßt' ich heucheln, wenn ich das beseufzen wollt': er ist aus der Welt!“

Ein junger Kellner hatte den Wein gebracht und dem Staatsanwalt sein Zimmer genannt; Urban hatte sich eingeschenkt und ein Glas getrunken. Er sah sein Gegenüber mit tiefverwunderten Augen an. „Erlauben Sie, das klingt ja beinahe, als hätten Sie ein Interesse daran, daß er aus der Welt ist. Ein persönliches, meine ich. Als hätte er Ihnen was —“

„Was denn?“ fragte Leopold, da Urban stockte.

„Als hätte er Ihnen was zuleide getan; in seiner Eigenschaft als — nun, wie Sie ihn nennen. Oder als hätten Sie gefürchtet, daß er —“

Leopold richtete sich auf. „Wovon sprechen Sie?“

„Nun ja, Sie entschuldigen. Da Sie schon selber von diesem — toten Mann so übel sprechen. Man erzählt sich ja, daß Sie auf ihn eifersüchtig waren —“

Leopold fuhr in die Höhe, daß der Tisch erzitterte. „Herr Staatsanwalt Urban, ich ersuche Sie, von meinen persönlichsten Angelegenheiten nicht zu sprechen!“

Urbans lange Gestalt verneigte sich. „Herr Leopold von Roßberg, Sie entschuldigen; wollte nicht verletzen. Wenn Sie nur freundlichst bedenken, daß Sie sozusagen angefangen haben —“

„Vom Persönlichen nicht! — Auch machten Sie

eben so ein — Staatsanwaltsgesicht; das mögen Sie bei andern tun, aber nicht bei mir. Ganz Rügen steht Ihnen ja offen; suchen Sie, suchen Sie! — Natürlich hoffen Sie den Mörder zu finden; und ich hoffe, daß Sie ihn nicht finden; denn, das wiederhole ich Ihnen und tu' es vor jedermann, er hat was Gutes getan!"

„Das soll mich aber nicht hindern, nicht wahr, meine Pflicht zu tun und ihn mit allen meinen Kräften zu suchen —"

„Nein, suchen Sie, suchen Sie!" Der gereizte, verwundete Leopold lächelte ingrimmig: „Ihr Talent im Mördersuchen haben Sie uns ja schon öfter gezeigt! Jeden Müllhausen durchschnüffelt, jedes Blatt Papier dreimal umgedreht, jedes Spinnengewebe durchgesiebt —"

„O, Sie werden witzig —"

„Jedes Privatgeheimnis ans Licht gezogen, jedes Schubfach erbrochen —"

„Das war meine Pflicht!"

„Das war Ihre Pflicht? — Wie die Ihres Kollegen, nicht wahr, im Graefeschen Prozeß, der diesem unglücklichen Maler in die letzten Seelenwinkel hineinfuhr, jeden Vers, jedes Tagebuchblättchen, jedes verschwiegenste und verschämteste Gefühl aus dem Schubfach holte und vor die horchende und gaffende und grinsende Welt —"

„Das war sein Recht und war seine Pflicht!"

„Ja, so sagt ihr Herren. Und ich, nur ein Mensch, ich sag' euch: das ist Gewalt, weiter nichts! Mißbrauch der Gewalt! Die allerpersönlichsten Geheimnisse des Menschen sollten auch Staatsanwälten heilig sein; denn wer seid ihr? Götter? Ach Gott! — Und den Mörder, den Sie damals suchten, den fanden Sie ja doch nicht!"

In den grauen Augen des Staatsanwalts loderte eine heftige Antwort auf; er gab sie aber nicht, er erzwang ein Lächeln. „Ich kann Ihnen nur sagen, Herr von Roßberg: das sind offenbar Sachen, die Sie nicht verstehn. Übrigens begreif' ich nicht, warum Sie sich so aufregen; Ihre Schubfächer sind ja durchaus nicht in Gefahr; Sie sind ja nicht verdächtig. Wenn Sie auch heute früh in Garz waren. Ich werde aber morgen mit Ihrer gütigen Erlaubnis meinen Mörder suchen; und darum geh' ich nun zu Bett." Er trank seinen Rest. „Schlafen Sie wohl. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" erwiderte Leopold.

Urban nahm seinen Überzieher, seine Reisetasche und ging in den Fürstenhof.

Am nächsten Mittag wandelte Genesius in umflortem Zylinder und in Schwarz gekleidet bei der kleinen Kirche des Putbuser Parks langsam auf und ab. Er trat an das aufgemauerte Gitter, das den vom Park umschlossenen Tiergarten einhegt, ergötzte sich an den Damhirschen und Edelhirschen, die auf der gewellten Weide spielten oder ruhten oder ästen, und suchte sie an seinen Platz heranzulocken; sie kamen aber nicht. Dann seufzte er wieder einmal und nahm eine ernste Haltung an. Dann schaute er mit Wohlgefallen zum Schloß hinüber, das so weiß und schön zwischen den edlen Baumriesen lag, und von dessen linkem Flügel die neapolitanische Venus so reizend unschüchtern heruntergrüßte. Die Sonne beschien sie, und wie wenn sie's recht mit Vergnügen täte. Es war keine Mittagsglut, ein Gewitter hatte die Luft gekühlt; in einer weichen, durch Trauer verklärten Stimmung genoß Genesius sein Leben.

Jetzt sah er aber vom unsichtbaren Fürstenhof her Leopold von Roßberg kommen und blieb in tief ernster, traurig sinnender Stellung stehn. Die hohe, schlanke, aristokratische Gestalt kam langsam heran, grüßte dann verbindlich. Genesius erwiderte es würdevoll. „Ich wußte, daß Sie hier sind,“ sagte Leopold nach den ersten Worten. „Ich sah Sie und Fräulein Anneli beim Fürstenhof aus dem Wagen steigen und dann in den Park gehn. Sie kommen offenbar von Garz — von Trautmanns Gut.“

„Ja, sehn Sie, so kann man sich wiedersehn!“ versetzte Genesius seufzend; „so ist nun das Leben! Natürlich kommen wir von dort. Gestern nach Tisch ein ganz verzweifeltes Telegramm von der jungen Witwe; ich ließ sogleich anspannen und fuhr hin. Meine arme Schwester, die immer an irgendwas leidet, konnte nicht mit; da nahm ich A n n e l i mit — obwohl sie sich sträubte. Ihr graue so vor Toten; und was sie sonst sagte. Ich hab' sie aber mit sanfter Gewalt nach meiner Art gezwungen; hatte ich recht oder nicht? Ich habe s e l b e r eine ästhetische Abneigung gegen alles Tote; aber das geht doch nicht, daß man seinen Freunden die letzte Ehre nicht gibt. Was sein muß, muß sein. Eugen Trautmann war unser Freund. Wir verlieren viel an ihm! Wir verlieren viel an ihm!“

Er seufzte wieder. Er sah, wie die Sonne auf der Venus spielte.

„Die Frau leidet natürlich sehr,“ murmelte Leopold.

„Sie ist wie wahnsinnig, sag' ich Ihnen. Es geht auf die Nerven! Dazu der verrückte Kontrast, wie furchtbar still der andre da liegt. P r ä c h t i g sieht er aus, als wär' ihm gar nichts geschehn; aber — na ja, wenn man sich nicht mehr rühren kann. Ich hab's ihm ein-

mal im Scherz gesagt, nun ist's Ernst geworden. Eugen, hab' ich ihm gesagt, als wir beide noch gegen Morgen beim Becher saßen und er mir sein neuestes Abenteuer mit einem reizenden Forstwartsmädel erzählte: du wirst noch einmal im Wald wie ein Hirsch erschossen. Wer so viel auf die Waldmädel pirscht, den pirscht einmal so ein Jägersmann!"

„Sie glauben —?"

„Na natürlich. Wenn man sich so viel Feinde mit Schießwaffen macht! Wie leicht gehn die los. Und wenn's bei Trautmann auch Revolverkugeln waren, wie der Arzt behauptet: so was haben die Jägersleut' auch, warum nicht. Aber die Revolverkugeln —" Genesius lächelte — „die haben Freund Urban, unsern Staatsanwalt, nun gleich wieder auf tiefe Gedanken gebracht. Na, Sie kennen ihn ja. Der spintisiert und phantasiert sich durch alle Möglichkeiten hindurch — und vermutlich an der Wahrheit vorbei!"

„Sahen Sie den schon?" fragte Leopold.

„Nein, er war nicht mehr dort, und ist von hier wieder fort. Ja, ja, meine Prophezeiung; da liegt er nun! Wie allerliebst diese kleinen Hirsche da sind. Die weißen — entzückend! Und die Grazie! — Ja, da liegt er nun. Es ist unausdenkbar. Wie sagt unser Schiller? ‚Rasch tritt der Tod den Menschen an' ... Wollen Sie auch Anneli sehn? Wir sahen uns ja so lange nicht."

So schlicht wie er konnte, erwiderte Leopold: „Ja, ich möchte wohl."

„Die finden Sie da unten am Schwanenteich; da hat sie so 'nen Lieblingsplatz. Der Abend gestern, mit dem — mit dem Toten, hat sie angegriffen; hat die Nacht nicht geschlafen, sagt sie; kurz, der Kopf ist nun schlecht. Das blasse Ding! Sie will mir schon lange

nicht gefallen, kann ich Ihnen sagen; sie quient so hin; warum, weiß ich nicht. Die einen sterben, die andern quienen." Genesius lächelte erheitert: „Ich, der Mann mit den weißen Löckchen, halte mich noch am besten! — Also da hat sie gebeten: laß mich da allein sitzen, Onkel, das tut mir gut. Und da sitzt sie nun. Aber Sie wird sie gerne wiedersehn; Sie sind ihr so sympathisch. Auf der ersten Bank!"

Leopold lüftete den Hut und ging. Plötzlich ward ihm schlecht, er ging langsamer; wie wird er sie finden? Wenn sie nun ganz in dem Toten lebt? Was soll da der Lebendige? Muß der nicht in seinem Elend vergehn? — Und doch zog's ihn hin; zog ihn wie mit Zaubermacht. Er verstand sich nicht; er verstand das Leben nicht... Der Schwanenteich, eher ein See zu nennen, grünte ihm entgegen; das Schloß stieg aus dem Wasser auf, mit seinen schön umwucherten, farbenreich blumigen Terrassen eine Uhlandsche Ballade, ein Eichendorffsches Märchen; eine Schar schneeweißer Schwäne zog unter den Terrassen hin. Leopold stand still; es ergriff ihn so. Wie oft hatte er hier gestanden, geträumt, an seinem Leben gedichtet, an Anneli gedacht, an dem harten Rätsel des Daseins genagt. „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt..." Urban, der Staatsanwalt, fiel ihm unversehens ein, wie eine schwarze Dohle am blauen Himmel vorüberfliegt. „Der spintisiert und phantasiert sich durch alle Möglichkeiten hindurch"... Was denkt der sich jetzt? ging ihm durch den Kopf. Wie wunderlich zog er gestern abend ab. Wie sonderbar klang das, als er sagte: „Sie sind ja nicht verdächtig. Wenn Sie auch heute früh in Garz waren." Was sollte das? Wozu denn das?

Er ging schon wieder weiter. Mit einem Ruck blieb

er stehn; da saß sie, auf der ersten Bank. Der Weg führte hier am See dahin; Schwäne ruderten langsam am flachen Ufer, zwei standen im Gras und putzten sich; Züge von Enten aller Art durchschnitten die grünliche Flut. Es war aber kein Mensch zu sehn. An einem starken, hohen Baum stand die Bank, wie in Schatten eingehüllt; ach, es war die Bank, wo es damals schien, als sei sie ihm von Herzen gut. Wo sie über ihre Seeleneinsamkeit so süß lieblich klagte; und seine Liebe schon auf die Lippe trat — und der andre kam. Aus war's. Aber der andre kommt nicht mehr! Nie, nie kommt er mehr! „Ein Raubtier ist aus der Welt!"

Anneli, auch in Schwarz gekleidet — dazu ein Marmorgesicht; aber lieb und rührend wie je — saß zurückgelehnt, starrte aus ihrem Schatten in die sonnige Luft. Eine gedämpfte Stimme begrüßte sie, und sie fuhr zusammen. Leopold stand neben ihr, den Hut in der Hand. Seine himmelblauen, weichen Augen — das Schönste an ihm — waren nichts als eine Frage; als sagten sie: willst du mit deinem Kummer allein sein? Soll ich wieder gehn?

„Ach, bleiben Sie nur hier," sagte sie leise, als hätte sie's verstanden. „Der Onkel hat Ihnen wohl gesagt — — aber S i e mag ich sehn. — Nach so langer Zeit ... Ich bin —"

Sie sagte nicht, was sie war. Sie ward rot; dann wieder marmorblaß. Das Herz stand ihm still.

Er setzte sich, aber ans andre Ende der Bank. Er fand endlich das Wort, das er suchte: „Sie trauern wohl sehr, gutes Anneli?"

Sie rührte sich eine Weile nicht. „Trauern?" sagte sie dann. — Sie schüttelte den Kopf.

Ihm ward schaurig wohl. Nach einer Stille fand er

wieder ein Wort: „Anneli? Sie leiden nicht so sehr um ihn?“

Sie drückte die großen Augen zu. „O nein,“ sagte sie. Leiser, aber noch bestimmter wiederholte sie: „O nein.“ Sie schüttelte wieder den Kopf.

Es wollte um ihn dunkel werden, dieses „O nein“ übermannte ihn. Er hielt aber stand. „Anneli!“ stieß er hervor. „Was ist denn gewesen? Hab' ich mich geirrt? — Ich hab' immer gedacht —“

Er schwieg.

„Was haben Sie immer gedacht?“

„Der ist mir im Weg! — O Gott. Sagen Sie ein Wort. Darf ich reden, Anneli? Es ist nicht die rechte Stunde, ich weiß — aber ich habe so lange geschwiegen — Jahre, Jahre, dünkt mich. Nun sitzen Sie so schwarz und so blaß wie die lebendige Trauer da ... Aber Sie sagen, Sie trauern nicht so sehr —“

Sie schüttelte nochmals den Kopf. Sie wollte aber noch immer nicht sehn, die Augen blieben zu.

„Anneli!“ sagte er leise, aber so innig, wie sie im Leben noch kein Wort gehört. „Ich hab' Sie so lieb. Es ist mir auf der Welt wunderlich gegangen: ich hatte keinen rechten Sinn für die jungen Mädchen; hatte mir wohl ein dummes Ideal gemacht — immer wurd' es nichts. Dann waren Sie herangewachsen; und mein Ideal waren Sie auch nicht, ganz was andres; aber dieses Ideal verging so — und Sie blieben übrig. Und so hatt' ich Sie immer lieber, von Tag zu Tag. Und es schien, daß auch Sie — — O Anneli, das war Seligkeit! — Bis der andre kam; nein, bis er Ihnen immer näher, immer näher kam. Ich bin ja ein unbedeutender Mensch. Ich habe nicht das rechte Leben in mir; bin nicht unterhaltend. Hänge wohl nicht genug am Leben.

O, das weiß ich alles. Und Sie so blühend, so glühend, so jung! Da sagte ich mir und verzweifelte: ich seh' es ja, ich seh' es ja, den hat sie lieber als mich!"

„O hätten Sie sich das nicht gesagt!" hauchte sie in die Luft.

„Hab' ich mich so geirrt? — Ist es wahr, bei Gott?" — Er griff nach ihrer Hand. „Anneli, Anneli. Dann war ich ein verrückter Mensch. Dann ist nichts verloren! Dann kann alles werden! Hier sitzen wir nun. Wenn Sie mir so gut sind, wie — — wenn Sie mit mir leben mögen, süße Anneli — — O sehen Sie mich einmal an! Sagen Sie ein Wort!"

Anneli sprang auf, ihre Hand hatte sie ihm weggerissen; mit ein paar Schritten stand sie am Wasser, hob die Arme so, daß durch sein Hirn der Gedanke schoß: sie springt hinein! — Es war aber wohl nur ein Wahn in seinem Hirn. Ihre Arme sanken wieder. Die schwarze Gestalt rührte sich nicht mehr. Nur die blaßrosigen Lippen bewegten sich, sie sprach lautlos ins Wasser hinunter, als höre dort jemand zu. Endlich lehnten sich ihre Schulter, ihr Kopf gegen den nächsten Baum; so stand sie eine Weile still.

„Sagen Sie mir nichts?" fragte er nach einem langen Schweigen.

„O wie dank' ich Ihnen, wie dank' ich Ihnen," erwiderte sie leise, von ihm abgewandt. „Wie Sie mir eben wohlgetan haben, das ahnen Sie nicht! — Hab' mich so oft gesehnt — nach so einem Wort. Hab' so oft gedacht: warum spricht er nicht? — Ob ich Ihnen gut bin? O Gott!"

„Warum dann so traurig?" sagte Leopold, der vor Wonne verging. „Sind wir denn alte Leute geworden? Liebe, herzliebste Anneli! Ich bin auch noch jung.

Wenn Sie mit mir leben wollen, dann bin ich auf einmal so jung wie Sie. Dann will ich so am Leben hängen, o Sie glauben es nicht. Sie sind mir das Leben, Anneli; ja, bei Gott, es ist so. Mich nur einmal anschauen, mit den süßen Augen, ohne Traurigkeit!“

Wie mit einem raschen Entschluß wandte sie sich herum und zeigte ihm ihr Gesicht. Die Augen waren feucht, aber es leuchtete viel darin, Wille, Jugend, Liebe. „Nein, ich bin nicht traurig!“ stieß sie hervor. „Ich bin glücklich! selig! Ich will alles tun. O wie sprechen Sie gut zu mir. Ja, mit Ihnen leben; nur mit Ihnen, mit Ihnen.“ Sie hob und faltete auf einmal die Hände: „Wenn Sie mir nur eine Liebe tun!“

„Anneli. Ja, was denn nicht? Alles was Sie wollen!“

„Jetzt gehn. Bitte, bitte! Nichts mehr zu mir sagen; und nichts mehr verlangen. Ich bin wie im Traum. Ich bin verrückt. Es ist nicht die rechte Stunde — das sagten Sie selbst. Gehn Sie, gehn Sie, bitte. Und auf Wiedersehn!“

„Warum soll ich gehn? Anneli — in diesem Augenblick?“

„Weil dort Leute kommen,“ sagte sie und lehnte sich an den Baum zurück. „Und der Onkel auch!“ — Sie fuhr sich mit der Hand über die feuchten Augen. „Wenn Sie mich lieb haben, so gehn Sie!“

„Haben Sie mich lieb?“

„Wissen Sie's noch nicht? — Leopold! Leopold!“

Zum erstenmal sprach sie seinen Namen; das war wie Avemaria für ihn. Er lächelte sie dankbar an. Glückselig und in das Scheiden ergeben lüftete er den Hut „Und wann seh' ich Sie wieder?“ sagte er leiser, da die Leute sich näherten.

„Kommen Sie übermorgen zu uns!“

Leopold hatte unter den Parklinden gefrühstückt, es war am nächsten Morgen; er ging in den Fürstenhof zurück und in sein Zimmer hinauf. Zukunfts- und Glücksphantasien begleiteten ihn, wohin er auch ging. Sein Leben war ihm wie ein See, der unter einer Decke von schwarzgrauen Wolken gelegen hatte, eintönig, bleifarben, tot; nun war die Sonne hervorgebrochen wie ein Wunder und legte eine goldene Straße über den erschauernden See. Zwanzig Jahre jünger! Wieder wie ein Knabe, der sich die Erde zum Himmel träumt! — Er warf sich in einen Lehnstuhl, sank so recht tief hinein, als sänke er in das leibhaftige Glück. „Anneli!“ und immer wieder „Anneli!“ flüsterte, raunte, sprach er vor sich hin.

Es ward an seine Tür geklopft, er zog die mißvergnügten Brauen nieder; erst nach einem zweiten Klopfen sagte er: „Herein!“ Eine lange, hagere, unerwünschte Gestalt erschien: der Staatsanwalt Urban. Er verneigte sich tief, sagte Guten Morgen, zuckte dann die Achseln. „Bedaure herzlich, wenn ich störe; Sie saßen da so behaglich, ein so erwecklicher Anblick. Aber unsereiner — Sie wissen ja, Amt und Pflicht vor allem! — Der Arzt ist wenigstens angenehm, man hofft, er wird helfen. Der Staatsanwalt ist nie angenehm; im allerbesten Fall nimmt er doch die Ruhe!“

Leopold lud ihn zum Niedersitzen ein und sah ihn verwundert, befremdet an. „Kommen Sie denn als Staatsanwalt zu mir? Eine ganz unerwartete Ehre —“

„Ja, denken Sie!“ fiel ihm Urban ins Wort. „So kann's gehn. So kann's jedem gehn. Plötzlich soll man Zeuge sein, nicht wahr, oder irgendeinen Aufschluß geben, oder auf irgendeine Frage Red' und

Antwort stehn. Also mit einer Frage komm' ich. Haben Sie die Güte!"

Leopold verzog den Mund ein wenig; diese Rederei, das sonderbare Äugeln, das scharfe, rasierte Gesicht, das alles gefiel ihm nicht. „Haben Sie die Gewogenheit," entgegnete er fast ungeduldig, „mir zu sagen, womit ich Ihnen dienen kann!"

„Natürlich; ist ja meine Pflicht. Wir kamen vorgestern nicht so gemütlich auseinander wie sonst; verschiedener Meinung waren wir ja schon öfter — manchmal Antipoden — aber wir stritten uns immer wieder zusammen, wenn man so sagen kann. Vorgestern nicht. Na, das tut ja nichts. Ich bin dann gestern nach Greifswald gefahren, wo ja der arme Doktor Trautmann seinen Wohnsitz hatte, hundert Schritte von mir. Habe mir erlaubt, ungeachtet Ihrer abweichenden Meinung private Schubfächer zu befragen; denn wenn man keine Spur von dem Übeltäter, dem Mörder hat, sucht man, wo man kann! Doktor Trautmann hatte Feinde, nicht wahr; ein Don Juan hat Feinde; er war ja so eine Art von Don Juan. Vielleicht findet sich was Schriftliches, dachte ich: anonyme Drohbriefe — eine häufige Sache — Verwünschungen, Anklagen und so weiter. Da verrät sich leicht etwas! Handschriften kann man nachspüren. Drohungen können Aufschluß geben. Das leuchtet auch Ihnen ein; oder nicht?"

„Bitte, wenn es Ihnen recht ist, lassen Sie uns zur Sache kommen."

„Ich bin ja schon mitten drin! — Ich ließ mir also von der armen jungen Witwe, die zu mir das vollste Vertrauen hat, den Schlüssel schicken, gestern abend kam er. Gar kein Aufbrechen, sehn Sie; die Schubladen in zwei Minuten gefunden; drinnen allerdings eine greu-

liche Wirtschaft; der Mann war nicht ordentlich. Aber auch kein Freund vom Verbrennen, scheint mir; was da alles durcheinander lag! Was der Mann erlebt hat! — Bis tief in die Nacht hinein saß ich da. Dachte schon: ich finde nichts; was ich s u c h t e, mein' ich: Drohbriefe und so was. Aber endlich — was glauben Sie? — Mir hatte etwas vorgeschwebt; eine blasse Ahnung. Sehn Sie, diesmal täuschte sie n i c h t, täuschte sie n i c h t. Endlich fand ich was — hab's hier in der Brusttasche. Und das betrifft S i e!"

Leopold fuhr vom Stuhl empor. „M i c h?"

„Aber wozu in die Höhe fahren; das können wir ja alles in Ruhe besprechen. Es ist mir nun doch angenehm, daß ich Ihnen zeigen kann: Schubfächer haben ihren Wert — und ich kann auch finden! — Nun komme ich also zu meiner Frage, werter Herr von Roßberg. Wann haben Sie den Doktor Eugen Trautmann wohl zuletzt gesehn?"

Leopold hatte sich zögernd, langsam wieder gesetzt. „Gesehn?" fragte er zurück. „Von diesem Balkon, vor wenigen Tagen, als er mit Genesius und so weiter auf sein Landgut fuhr."

„Ah! Sieh da! Als er jetzt auf sein Landgut fuhr, wenige Tage vor der Katastrophe, haben Sie ihn gesehn! — Das ist mir neu und unerwartet. Aber, erlauben Sie — und regen Sie sich bitte nicht auf — ich hab' ja mein Dokument hier in der Tasche — hätten Sie ihn nicht doch n o c h s p ä t e r gesehn? Vorgestern früh bei dem Wald? Es ist doch so wunderlich, daß Sie in Garz über Nacht geblieben waren; nicht? Und daß Sie am andern Morgen zu Fuß wieder hergingen. So schön ist ja der Spaziergang nicht —"

„Herr!" fuhr es jetzt aus Leopold heraus. „Wenn

ich nicht zum Staatsanwalt spräche, der hier amtlich wird, so sagte ich: Sie sind verrückt! Sie reden doch von dem ‚heimtückischen Mord‘. Den soll ich begangen haben, Leopold von Roßberg, weil ich die Nacht in Garz war statt hier?“

Urban lächelte, zog die Brauen hoch: „So ganz von Gott verlassen bin ich denn doch nicht. Erstens, erlauben Sie, kann man jemanden zu so was anstiften, statt es selbst zu begehn; und zweitens —“

„Auch zum Anstiften, denk’ ich, braucht man doch auf dieser Welt irgendeinen Hauch von Grund!“

„Ah! Den hätten Sie nicht? Sie hätten keinen Grund? — Selbst noch abgesehn von dem Dokument hier in meiner Tasche —“ Urban legte sich die Hand auf die Brust — „wie nannten Sie doch den Trautmann vorgestern? Ein gefährliches Raubtier, das aus der Welt muß! Und der ihn getötet hat, der hat was Gutes getan! Werter Herr, wenn man so redet —“

„Dann mordet man auch, oder stiftet an?“ — Leopold drückte sich beide Hände gegen den Kopf: „Das erleb’ ich ja nicht, das träum’ ich nur. Ihr Dokument, Ihr Dokument — machen Sie mich nicht wahnsinnig mit Ihrem Dokument. Heraus mit dem Dokument! Es betrifft mich; so sagten Sie ja. Also wenn ich bitten darf, setzen Sie mir’s auf die Brust!“

Urban griff in die Tasche, zog einen zusammengelegten Briefbogen hervor und entfaltete ihn. „Da steht’s ja geschrieben,“ sagte er mit äußerer Ruhe. „Schwarz auf weiß geschrieben, warum dieses Raubtier nicht mehr leben sollte, warum Sie es aus der Welt geschafft haben; ja, Sie, Sie. Sehn Sie nur hinein in den Brief!“

Er hielt ihm die erste, beschriebene Seite hin. Leo-

pold erkannte die Schrift, es war Annelis Hand; er begann zu zittern. Er zog den Brief mit unsicherer Hand aus Urbans Fingern; er las:

„Ich soll Ihnen schreiben, daß ich Ihnen vergebe, was Sie mir getan haben. Ich habe mit mir gerungen; ich kann es nicht. Wenn ich's mir selber nicht vergeben kann, warum soll ich's Ihnen? — O, wie haben Sie Ihre Macht mißbraucht. Und wie konnte ich so schwach sein; ewiger Gott im Himmel, ich versteh' es nicht. Und wenn ich hundert Jahre lebte, könnt' ich's nicht verstehn!

„Sie werden mich nie mehr berühren; nie! nie! — O müßte ich Sie auch nicht wiedersehn. O, was muß man alles der Menschen wegen; heucheln, lügen, lächeln; o Gott! — Ich beschwöre Sie, schonen Sie mich, wenn wir uns begegnen.

„Dies ist mein einziger Brief, ich schreibe keinen mehr. Schwören Sie mir, daß Sie ihn verbrennen.

Das unglückliche Anneli."

Leopold hatte ausgelesen, nun irrten die Augen wieder von unten nach oben hinauf; das Blatt ging aber hin und her, die Buchstaben verwirrten sich. Auch verlor sich aus seinen Augen das Blut. „Nicht wahr, Sie kennen die Schrift?" sagte Urban, der seinen Sieg genoß. „Sind Sie nun entlarvt? Um sich an dem Verführer Ihrer geliebten Anneli zu rächen, haben Sie's getan!"

Nur ein langer, dumpfer Ton kam aus Leopolds Brust. Er sah noch einmal in den Brief, er schüttelte den Kopf, als sei's nicht zu fassen. Dann warf er sich in die Ecke seines Lehnstuhls; „Herr mein Gott!" schrie er auf. „Anneli! Es ist geschehn! Alles, alles hin!" Der Atem verging ihm, wie es schien. Er schien zu er-

sticken. Dann rettete ihn ein neuer Schrei und ein lautes Schluchzen.

Urban war aufgestanden, er starrte mit offenem Munde hin. Der Mann da hätte nichts gewußt? Was der Anneli geschehen war, das erführe er erst durch diesen Brief? — Ein so entsetzliches Schluchzen begann Leopold zu schütteln, daß auf Urbans Kopf die Haare sich zu sträuben anfingen; bis er, noch zur rechten Zeit, die Fassung wiedergewann, die er nicht so leicht verlor. Aus der Brust dieses Menschen kamen aber Töne, die ihm gräßlich waren; Töne ohne Worte, also ohne Sinn. Nicht zu erkennen, ob Fluch, ob Jammer, ob Empörung; nur ein allgemeines, nicht mehr menschliches Verzweifeln der Kreatur. So stöhnt ein gebildeter Mensch doch nicht! — Urban wehrte sich aber vergebens, einmal schüttelte es auch ihn.

Endlich atmete er auf; Gott sei Dank! Der Anfall war vorüber. Leopold erhob sich langsam; er schien sich zu sammeln; seine Brust ward still. Eine Weile irrten seine Augen umher; ein merkwürdiges Himmelblau! dachte Urban, der etwas wie Mitleid verspürte. Auf einmal, eh' er weiterdachte, stand die lang aufgerichtete Gestalt Leopolds vor ihm. Aus diesen himmelblauen Sternen fuhr ein wildes Feuer heraus, der Brief in des Unglücklichen Hand zitterte vor Urbans Gesicht umher: „Das verdank' ich Ihnen! Das hat Ihr verfluchter Wahnsinn mir angetan! Ja, Ihr Spürhundswahnsinn! Weil Sie an sich glauben wie an einen Gott — weil Sie jedes Wort falsch verstehn — weil Ihre gekränkte Eitelkeit sich rächen wollte — und weil das Einbrechen in Geheimnisse Ihre Wollust ist — ja, ja, ja, Ihre Wollust ist — — da kommen Sie mit diesem Brief! Mich in den tiefsten Abgrund hinunterstoßen!

Mir die Augen aufreißen, daß ich daran vergehen muß! Hab' ich's wissen wollen? Sind Sie dazu auf die Welt gesetzt, um andre elend zu machen — daß sie an Gott und der Welt verzweifeln?" In der Wut seines Jammers griff er mit beiden Händen nach Urbans Brust, packte und schüttelte ihn. „Und die Schmach so eines unglücklichen Mädchens an das Licht zu zerren — Sie, der Sie doch zehnmal schlechter sind als sie — ja, ja, zehnmal schlechter. Verhaften Sie mich, wenn Sie noch verrückt genug dazu sind. Ich geh' mit, hier bin ich. Aber wenn Sie mich nicht verhaften wollen, so ist dort die Tür!"

Leopold hob die Hand und deutete hin. Dann erfaßte ihn wieder das ganze Gefühl seiner Vernichtung, sein Herz wollte nicht mehr schlagen, er griff danach. Der Brief fiel ihm aus der Hand. Er sank in seinen Armstuhl zurück, das dumpfe Stöhnen kehrte wieder.

Urban bückte sich schweigend, leise, und nahm das „Dokument" vom Boden auf. Mit ein paar geräuschlosen Schritten ging er aus der Tür.

Genesius' Landgut lag östlich von Putbus, eine Wegstunde und darüber entfernt; aus seinen Fenstern sah er im Süden den schönen Buchenwald, der die Goor genannt wird, und einen blauen oder grünen Streifen vom Meer, das hier der Rügensche Bodden heißt. Genesius, wieder trauerschwarz gekleidet — vor dem Hause stampften die Kutschpferde, die ihn zu Trautmanns Beerdigung fahren sollten — setzte sich den umflorten Hut auf die Silberlocken, seufzte und trat in seinen Salon, wo ihn die Schwester erwartete. Sie war in tiefem Schwarz wie er; diesmal hatte sie nachgeben und „ihren Leiden gebieten" müssen, wie er in seiner gewählten Sprache gefordert hatte; „denn allein

fahr' ich nicht." Anneli lag auf dem Sofa, ein nasses Tuch über der Stirn, die Augen geschlossen; auf einem Tischchen neben ihr stand eine tiefe Schale mit eiskaltem Wasser. Die Tante saß ihr gegenüber und betrachtete sie mit halb abwesendem Mitgefühl; als sie den Bruder kommen sah, erhob sie sich.

„Müssen wir nun fahren?" seufzte sie.

Genesius nickte: „Es ist angespannt. Es geht los! — Und was macht die Kleine?"

„Ach, es ist ja immer dasselbe, Heinrich. Heißer, heißer Kopf. Und er tut so weh, wie sie sagt."

„Lieber Himmel, das konnte doch auch später kommen — wenn's schon kommen mußte. Nun fehlt sie bei der letzten Ehre, die man so einem guten Freund erweist!" — Genesius trat zum Sofa hin und legte die Hand, die noch nicht im schwarzen Handschuh steckte, auf Annelis dunkelbraunes Haar. „Ja, noch immer so heiß. — Hast du denn Fieber, Kind?"

„Nein, nein, nein," sagte Anneli rasch, wenn auch mit matter, müder Stimme. „Nein, ich brauche keinen Doktor. Wird vorübergehn. Fahrt nur ruhig, ruhig, und macht euch keine Gedanken um mich!"

„Es wird aber morgen mittag werden, eh' wir wiederkommen," erwiderte Genesius; „ich kenne ja die Frau. Sie läßt uns nicht fort. ‚O Gott, die erste Nacht, wenn er aus dem Haus ist, laßt mich nicht allein!' Na, und da bleibt man, was will man machen. Die Freundschaft hat ihre Rechte, Kind."

„Ja, ja, bleibt nur, bleibt nur. Ich bin bald wieder gesund!"

Genesius winkte der Schwester: „Na, so komm denn, Alte. Gott sei Dank, du wenigstens hast dich überwunden und tust deine Pflicht!"

„Ach ja,“ seufzte sie. „Aber es ist doch hart, daß ich an dem ersten etwas bessern Tag zum Begräbnis muß!“

Genesius lächelte bitter, aber resigniert: „Denkst du, ich fahre gerne hin? Ich mit meiner tiefen Antipathie gegen Todesfälle und Beerdigungen? — Man muß aber alles Gute genießen; so ist hier das Gute, daß wir nicht nach Greifswald fahren müssen, daß er in ihrem ländlichen ‚Mausoleum‘ bestattet wird. Erst am vierten Tag! Das ist auch ein eigener Geschmack, muß ich sagen, jemanden so lange im Haus zu behalten, eh' man ihn begräbt. Aber so 'ne junge, verliebte Wittib, na, die ist schon so. Sie wollte ihn ja gar nicht hergeben, um keinen Preis; aber nun ging's nicht mehr!“

Die beiden Leidtragenden waren fort, Anneli war endlich allein. Sie tat einen tiefen Atemzug; ihr schien schon wohler zu werden, da sie nur keine Stimme mehr hörte. Allein mit ihrem Gram! Ach, das war schon gut. Nur daß nun das Horchen begann, das ihr armes Herz zu schnellerem Schlagen trieb: ob der andre kommt? ob er dort bald vor ihr stehen wird? „Kommen Sie übermorgen zu uns!“ Jetzt war übermorgen. „O Leopold! Leopold!“ hauchte sie in heißer Liebe und heißer Qual vor sich hin. Ach, phantasierte sie in ihrer Not, wenn ein Bote käme und brächte einen Brief von ihm: das und das ist geschehn — unüberwindliche Hindernisse — ich kann heut nicht kommen! — So gewönne sie doch einen Tag, so bliebe sie doch heut allein.

Ach, dann käm' er morgen. Oder übermorgen. Ihr war nicht zu helfen!

Sie legte sich einen neuen kühlenden Umschlag auf die Stirn; dann fuhr sie zusammen: Anna, das Stubenmädchen, trat in die Tür. Herr von Roßberg sei draußen.

Das Fräulein erwarte ihn, habe er gesagt. Die alten Herrschaften seien fort, habe sie gesagt. Was sie nun tun solle? Ihn hereinlassen oder nicht?

Ihn fortschicken! dachte Anneli. Sie schüttelte aber schon den Kopf. So feig? Nein, nein, nein! Einmal schwach, nie wieder. Ich muß durch, ich muß durch!

„Er soll nur eintreten," antwortete sie. „Ich lasse bitten." Das Mädchen ging, Anneli stand auf. Sie wollte ihm und ihrem Schicksal aufrecht gegenüberstehn. Eine neue, junge Kraft fuhr ihr in die Knie. Sie nahm das nasse Tuch vom Kopf und warf es in die Schale zurück.

Leopold trat ein. Was ist d a s? dachte sie und sah ihn plötzlich erschüttert an. Sie hatte davor gebebt: s t r a h l e n d wird er kommen, tausend Hoffnungen im Gesicht, die Augen voll Glück. Ja, wer stand denn da? Ein todblasser Mann. Ein abgemagertes Gesicht, eingesunkene Augen, als stehe er von einer Krankheit auf. Oder fiel so ein sonderbares Licht durch die Fenster, das ihn so entstellte?

„Sie entschuldigen wohl," war sein erstes Wort; es kam etwas dumpf und heiser aus der Kehle, sie erschrak noch einmal. Er lächelte nun aber: „So ein d u m m e s — — Ich bin nämlich nicht ganz wohl heut; und bin in der Schwüle hastig hergegangen; nun stehe ich so lächerlich da. Wenn Sie ein Glas Wasser hätten —"

„Ach, was ist Ihnen, was ist Ihnen?" sagte Anneli, nur noch Mitgefühl. Sie war vor einer Stunde sterbensmatt gewesen, sie lief jetzt hinaus und kam mit frischem Wasser zurück. „Ist Ihr K o p f nicht gut? Wollen Sie ihn kühlen? Soll ich Ihnen den nassen Umschlag da —?" Sie brachte die Schale schon, sie stand wie ein fragendes Kind vor ihm.

Er schüttelte den Kopf. Nachdem er das Wasser halb getrunken, schüttelte er ihn wieder, füllte seine Brust mit Luft. „Eine Schwäche," murmelte er; „eine kleine Schwäche. Wenn Sie lieber ein Glas Wein für mich hätten..." Er setzte sich auf den nächsten Stuhl. Sie lief wieder hinaus, ins Eßzimmer; mit einer angeschenkten Flasche Rotwein und einem Glas war sie sogleich wieder da. Sie füllte das Glas und gab es ihm in die Hand.

„Wie ist das gekommen?" fragte sie. „Wie ist das gekommen?"

Die Brauen gingen ihm hinunter. Er trank. Er stellte das leere Glas neben sich auf den Tisch. Dann stand er auf und heftete die tiefliegenden Augen auf die kleine, holde Gestalt, die noch vor ihm stand. Er betrachtete sie lange, von oben bis unten, konnte nicht reden. Sie wartete stumm, mit bangem Blick. Endlich brachte er doch heraus, ein tiefer Atemzug hatte ihm geholfen: „Ja, also da bin ich nun. — Heute sollt' ich kommen. Mein — Glückstag ist da!"

Anneli sah ihn schrecklich traurig an; „nein, nein," sagte sie.

„Was nein, nein? Sie versprachen mir ja. ‚Ich will alles tun.' ‚Will mit Ihnen leben.' Und ich komme nun —"

„Verzeihen Sie mir, ich bitte Sie! Ich bitte Sie von Herzen. Da war ich von Sinnen! Da hielt ich's für möglich — weil ich mich so sehnte, es möchte möglich sein. Sie sprachen so lieb, so gut, so himmlisch zu mir. Ich bat Gott: verzeih mir! — Nun bin ich nicht mehr von Sinnen. Wenn Sie wollen, so will ich vor Ihnen auf die Knie sinken und bitten: geben Sie mir mein Wort zurück!"

Leopold mußte sich aufrecht halten, am Tisch. „Anneli,“ sagte er, bis ins Herz erbebend. „Warum verlangen Sie Ihr Wort zurück?“

Sie faltete die Hände. „Fragen Sie mich nicht. Ich kann's nicht sagen. O denken Sie, ich hätte geträumt, als ich sagte, ich will es tun, will mit Ihnen leben. Es kann ja nicht sein. Es ist unmöglich! Sehn Sie mich nicht so an. Gehn Sie fort. Denken Sie, das ist ein Kind, die weiß nicht, was sie spricht, was sie tut — verachten Sie mich — aber gehn Sie fort, kommen Sie nicht wieder!“

Was ist ihm nur? dachte Anneli. Sie sah ihn an und begriff ihn nicht. Ihr hatte vor seiner Enttäuschung, seinem Schmerz gegraut und vor seinen Fragen: Warum kann's nicht sein? Ich will die Wahrheit wissen! Heraus mit der Wahrheit! — Er fragte nicht. Sie sah ihn aufatmen, wie einer, der sich erleichtert fühlt. Er nickte, mit einem Blick zu ihr hin, als sei was Gutes geschehn. Er sprach vor sich hin; ihr war, als verstände sie: „Gott, ich danke dir!“ — War das möglich? War sie nicht wirr im heißen Kopf?

Was haben Sie gesagt? wollte sie fragen; sie wagte es nur nicht. Da nun aber die fürchterliche Anspannung aller Kräfte nachließ, ward ihr das Stehen so schwer. Sie wich zum Sofa zurück und setzte sich.

Leopold kam zu ihr. Auf sie niederschauend sagte er mit gramvoller Stimme: „Kind, ich weiß ja alles. Urban, der Staatsanwalt — der Eugen Trautmanns Mörder sucht — war ja gestern bei mir. Er hat unter seinen Papieren einen Brief gefunden, mit dem kam er an; der sollte mich überführen, dachte er: ich, ich hätt's getan. Ein Brief, den Eugen Trautmann nicht ver-

brannt hat, obgleich Sie ihn beschworen hatten. Anneli — Ihr Brief!"

Annelis Lippen hatten sich geöffnet und blieben so; sie sagte kein Wort. Sie blickte zum Himmel auf, bewegte nur wieder die Lippen, als spräche sie zu jemand; dann stürzte sie hinaus. Leopold ihr nach. Im Eßzimmer zur Kredenz gekommen, riß sie aus einer Schublade ein langes, spitzes Messer hervor und setzte es sich auf die Brust. Doch ehe sie es hineinstoßen konnte, griff Leopold schon in ihren Arm, zog ihn weg, zog ihr das Messer mit Gewalt aus der Hand.

„Lassen Sie mich sterben!" rief sie. Er drückte ihr seine Hand auf den Mund. Unter seinen Fingern wimmerte sie noch einmal: „Lassen Sie mich sterben!"

„Nein!" sagte er. „So stirbt man nicht!"

„Wie soll man denn sterben? wenn einem noch das letzte geschieht? — Nicht verbrannt! Beim Staatsanwalt! Vor Gericht! Alle Welt! — O mein Gott. Soll ich denn noch wahnsinnig werden, eh' ich sterbe?"

„Nein, nein, Anneli. Rollen Sie nicht die Augen so, hören Sie mich an! Eh' ich vom Fürstenhof wegging, kam der Wirt zu mir: der Mörder ist gefunden; — verstehen Sie, Anneli. Der Mörder ist gefunden; ein Jäger, nicht weit von Trautmanns Gut. Der hat dem Jäger seine Braut — — nun, nach Trautmanns Art. Sie hat's ihm gestanden. Da hat er ihn erschossen. Das Mädel aber, in einem Anfall von geistiger Verwirrung — oder in richtigem Wahnsinn; wer weiß das schon — ist durchs Dorf gegangen, hat jedem erzählt, der ihr in den Weg gekommen ist: mein Paul hat über ihn Gericht gehalten, mein Paul hat ihn umgebracht! — Da haben sie den Paul genommen, und er hat gestanden."

Ein dumpfer Ton der Erschütterung kam aus Annelis Brust.

„Also nun verstehen Sie, Anneli: Ihr Brief ist wie tot! Der kommt nicht vor Gericht und nicht in die Welt. Und als der Wirt gegangen war, hab' ich mich noch hingesetzt, an Urban geschrieben: Sie begreifen, es ist nun Ihre heilige Pflicht, den Brief zu verbrennen; was Eugen Trautmann in seinem ruchlosen Leichtsinn versäumt hat, das werden Sie statt seiner tun! — Er ist nicht ruchlos, er wird es tun. Dann wissen es nur zwei auf der Welt: der Urban und ich!"

Anneli legte sich die Hände vors Gesicht. „O Gott, warum sprechen Sie so zu mir? Warum sind Sie so gut? — So sprachen Sie auch vorgestern am See, und das war mein Unglück: da wurde ich so feig, so schwach — ich lieb' ihn so, dacht' ich, ich will ihn nicht verlieren, ich will's ihm verschweigen — will ihn glücklich machen. O wie war ich schlecht! Wie ist mir nun recht geschehn. Nun kennen Sie den Brief. Nun kann ich nicht wieder schwach werden, und wenn auch alles in mir es wollte; nun wissen Sie, wie es ist. Ich muß Gott noch danken! Schwach und schlecht werden, das gibt's nicht mehr!"

Auf einmal warf sie dann ihr Elend hin. Sie lag auf dem Sofa ausgestreckt, das Gesicht nach unten, und verging in Tränen.

Als ihr lautes Weinen nach einer Weile stiller ward, war ihr als hörte sie es wieder, aber anderswo; und in anderm Ton. Sie hob den träumenden Kopf; nun sah sie, daß Leopold am Boden, auf dem Teppich lag. Dort weinte er vor sich hin. Sein Gesicht war abgewandt. Sie horchte, ohne Laut. So hatte sie im Leben erst einmal gefühlt: als bald nach dem Vater auch die heißgeliebte Mutter gestorben war und sie

beim Begräbnis draußen die Trauermusik aus der „Eroica“ spielten, und ihr war, als weine die Welt mit ihr. Nun weinte dieser Mann mit ihr. Der beste Mann auf der Welt; der, an dem ihre Seele hing; den sie so unglücklich gemacht wie keinen auf der Welt. Der lag da am Boden und weinte um sie …

„O Leopold! Leopold!“ stöhnte sie. Ach, sie wollte nicht, wie durfte sie seinen Namen noch sprechen; es brach ihr aber aus der Brust hervor.

Er hatte es gehört. Er erhob sich langsam. Nachdem er sich Augen und Wangen getrocknet und seine zitternde Kehle stumm gemacht, kam er mit tief ernstem, fast feierlichem Gesicht zu ihr, schob das Tischchen beiseite, das neben dem Sofa stand, und rückte sich einen Stuhl dorthin. „Anneli,“ sagte er, gefaßt wie ein Mann; „da wir nun so allein sind, so sag mir alles; willst du mir das zuliebe tun? Als du noch ein Kind warst, hab' ich dich du genannt; nun bist du mir wieder wie ein Kind; — so muß ich dich denken, sonst bringt's mich um. Sag mir, wie das möglich war, wie's gekommen ist!“

Sie sah ihn mit bangen Augen an, aber fügsam wie ein Kind. „Wollen Sie das alles wissen? O Gott!“

„Ja, ich will es wissen. Du hast mir dort am See gesagt: ich trauere nicht um ihn; ich leide nicht so sehr. Einen Tag nach seinem Tod. Hast du ihn geliebt oder nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Hast ihn nie geliebt? — Und doch ist's geschehn?“

„Darum will ich ja sterben! Nur noch sterben will ich! — Mir hat davor gegraut, nun graut mir nicht mehr!“

„Sag mir erst, wie's gekommen ist. Denk, daß du mir beichtest. Bin ich nicht der einzige Mensch auf der

Welt, dem du's beichten kannst? — Bist du mir's schuldig, Anneli?"

Sie seufzte und sie nickte. Wie oft hatte sie ihm in dieser Nacht gebeichtet, alles, immer wieder, wie im Fieberzwang. Sie sah vor sich nieder, so fing sie an, zuerst ohne Stimme: „Ich hab' ja keinen andern lieb gehabt als Sie! — Schon als Kind hatt' ich Sie so gern. Als ich Sie dann wiedersah, hier beim Onkel Genesius, und war groß geworden — Sie waren immer so gut zu mir — und so ritterlich. Das gefiel mir so ... Manchmal waren Sie aber auch so ernst und so still; — es gefiel mir wohl auch; aber, ach mein Gott, ich war doch so jung, so dumm ... Und hier im Haus hieß es immer: lustig, lustig sein! Wenn die Tante mit ihren Leiden zu Bett ging — und die Herren hier mit dem Onkel saßen und tranken und sich all die Geschichten erzählten — o was hab' ich alles gehört ... Ein Mädel soll nicht zimperlich sein! Das predigte der Onkel so gern. Ein Mädel soll nicht mit Scheuklappen gehn, das ist alte Schule; sie soll wissen, wie's zugeht in der Welt. Und immer frisch und mit Humor, das ist die Parole!"

„Ich kenn' ihn ja," murmelte Leopold verfinstert. „Ja, ja, Anneli saß in der neuen Schule. Aber weiter, Kind!"

Anneli sprach langsam, zögernd, tonlos weiter: „Dann kam Eugen Trautmann ins Haus. Der war so, wie Onkel Genesius es wollte: immer mit Humor, immer frisch. Und er konnte alles. Jedes Kartenkunststück; Feuer essen; Likörgläser austrinken, ohne sie anzufassen; über die breitesten Gräben springen; immer ins Schwarze treffen. Er sang die lustigsten, kecksten Lieder, aber wie kein andrer ... Und zuerst gefiel er mir doch nicht — aber immer mehr und mehr. Und

wenn S i e mit dabei waren, dann wurden Sie immer ernster und stiller; und fingen offenbar an, mir zu grollen, weil ich mit ihm lustig war; und das ärgerte mich. Soll ich denn nicht lachen? dacht' ich. Soll ich so trübsinnig und sentimental wie die Tante sein? — Und ich fühlte, Sie wurden eifersüchtig, und das reizte mich ... Ach, ich hatte Sie ja doch so lieb! Keinen so wie Sie! Warum macht er mir so finstere Gesichter? dacht' ich. Ein so kluger Mann; weiß er denn nicht, wie's in mir ist? Er brauchte mir ja nur zu sagen: Anneli, willst du mich? so spring' ich ihm an den Hals!"

Leopold stöhnte vor sich hin. — „Ich hab's nicht gewußt!"

„Ich dachte: er weiß es ja. Ach, ich war wohl dumm. Er weiß alles! dacht' ich. Wenn er mich wirklich lieb hat, warum sagt er's nicht? — Und auf einmal blieben Sie ganz, ganz fort. Da lag ich dann im Bett und schlief nicht und weinte ... War aber trotzig und lustig bei Tag! Und mit i h m, mit dem a n d e r n lustiger als je. Der Kummer fiel mir aber wohl auf die Brust: es kam ein Husten, der wollte nicht vergehn, wurde immer schlimmer. Eines Tages — vor zwei Wochen — war ich allein zu Haus ..."

Sie stockte. Sie senkte den Kopf. „Muß ich noch weiter —?" fragte sie; es ward auf einmal so schwer.

Leopold schloß die Augen und atmete mit Mühe. Dann nickte er: „Weiter, weiter, Kind!"

„War allein zu Haus. Eugen Trautmann kommt — nimmt mich bei beiden Händen — streichelt mich, zum erstenmal —: ‚Heut komme ich als D o k t o r, Fräulein Anneli! Ihr Onkel Vater und Ihre Tante Mutter schütteln ihre Köpfe: was ist mit dem Kind? Die Lunge nicht gesund? Ich soll das liebe Kind einmal gründlich

untersuchen; also heut ernst sein, brav sein, und tun, was der Doktor will!' — Und ich tu' es auch. Ach, schon wenn er so sprach, mit der frischen, fröhlichen, festen Stimme, hatt' ich seinen Willen. Er führt mich in mein Zimmer — untersucht mich da ... Muß ich weiterreden? O Gott!"

Sie legte sich beide Hände vor das unaufhaltsam errötende Gesicht.

„Was hilft's?" murmelte er heiser. „Bis zu Ende!"

„Dann hielt er mich und streichelte mich und drückte mich an seine Brust: ‚Seien Sie ohne Sorge, Anneli! Sie sind noch gesund. Wohl ein bißchen zart auf der Brust; das bringen wir weg. Haben Sie einen Kummer, Kind?' — ‚Ich habe keinen Kummer,' antworte ich. — ‚Das wäre sonst auch mein Kummer,' sagt er, ‚ich hab' Sie so unbändig lieb! — Nur frisch ins Leben hinein, Anneli. Ihre Jugend genießen. Tapfer glücklich sein, dann sind Sie gesund!' Und das alles klang so gut. Und ich dachte an Sie, der Sie so anders redeten, und ich trotzte Ihnen; und wie er mich nun so im Arm hielt, rührte ich mich nicht. Und er küßte mich. Und — ich kann's nicht fassen, ich kann's nicht sagen! Ich war wie umgeben von einer Wolke, und er war die Wolke. Ich war nicht mehr ich. Tapfer glücklich sein! Das rauschte mir noch im Ohr. Und er legte mir die Hand auf die Brust — —"

Sie war eine Weile still. Sie ächzte leise. Mit erloschener Stimme hauchte sie dann noch: „Und so ist's gekommen."

Beide waren lange still. Sie bewegten sich auch nicht. Es regte sich nichts als der langsam wachsende Wind, der von Norden kam und mit den Vorhängen der offenen Fenster spielte. Leopold hatte den Kopf

in die Hand gestützt. Wie ein Bild von Stein saß er da.

Plötzlich erschrak sie: er stand vor ihr; er war einmal durchs Zimmer gegangen und wieder herangetreten, ohne daß sie's hörte. „Anneli," sagte er, „also ich bin mit schuld."

Sie richtete sich auf. „Nein, nein, nein! Nur ich!"

„Warum hab' ich dir all die Briefe geschrieben und nie einen abgeschickt? Warum hab' ich nicht alles gewagt und getan, dich vor ihm zu retten? — Ach, ich hab' immer geglaubt, du wirst die — — er wird dich nie — deine Unschuld —"

Anneli seufzte laut.

„Aber warum glaubt' ich das? Und fürchtete mich vor einem Korb? — — Hör zu, Anneli. Wenn ich nun das alles überwinden könnte? Wenn ich dir sagen könnte: laß uns dieses — Schicksal miteinander tragen!? werde du doch meine Frau?"

Aus Annelis Brust kam ein Schrei, Leopold erschrak. Nun sah er sie aber schon auf den Knien liegen, sie hatte sich vor ihm hingeworfen, aus ihren Augen stieg gleichsam derselbe Schrei, tränennasse Seligkeit. „Leopold!" stammelte sie, und das erste Du: „Kannst du das noch sagen! Du bist kein Mensch, nein, du bist ein Engel! ein Gott!" Die Tränen stürzten ihr über das Gesicht. „Nach dieser Beichte; o du. Hast du mich so lieb, so lieb?"

„Warum hab' ich nicht zur rechten Zeit gesprochen? Warum hatte ich keinen Glauben an dich?"

Sie faßte seine Knie und küßte sie. „Miteinander tragen — was war das für ein himmlisches Wort! O wie dank' ich dir. Muß vor Wonne weinen! — Aber lieber sterben als das werden, was du da sagst. Nie, nie!"

„Warum nicht?“ sagte Leopold. Er zog sie empor, drückte ihre Schulter, drückte sie fast an seine Brust.

Aber Anneli machte sich los und trat mit einer erschauernden Gebärde zurück. „Nein, rühr mich nicht so an!“ sagte sie, mit noch nassen Augen in dem weichen, runden, kindlichen Gesicht. „Ich noch dein werden, seitdem du weißt, das hab' ich getan? Und wenn du wüßtest, ich hätt' ihn geliebt, wär's vielleicht noch möglich. Aber so! — O mein Gott! Hat ein Mensch solche Macht über einen Menschen? Hat Gott das gewollt? — Und wenn du es auch vergessen könntest, hat der nicht den Brief? Und wenn er ihn verbrennt, wird er ihn vergessen? Dann sitzt er eines Abends —“ sie erschauerte über den ganzen Leib — „dann sitzt er eines Abends beim Wein mit den Kameraden, und sie erzählen sich ihre lustigen, häßlichen Geschichten; und er, mit einem Gesicht wie mein Onkel Genesius: Wißt ihr auch, was ich weiß? Diese — diese —“

Ein schrecklicher Ton fuhr ihr aus der Brust. — „Und dann weiß es bald die ganze Welt!“

„Anneli!“ Er verging vor Mitleid und Weh.

Sie faßte sich, ihr Blick ward groß: „Nein, sieh mich nicht so liebreich an. Du hast mir ja das Schönste gegeben, was du geben konntest; seit du dieses Engelswort gesprochen hast, kann ich gerne sterben. Ich bitt' dich und fleh' dich an, sag mir nichts dagegen; ich hab' nun einen so schönen Sterbemut, taste mir den nicht an. Daß mir das geschehen konnte, das hat wohl Gott als Strafe für irgendwas über mich verhängt; wenn ich's überleben könnte, dann wär' ich erst ein rettungslos verlorenes Geschöpf! O laß mich nur sterben; dann wird alles gut. Wirst dann weich und vergebend und freundlich an mich denken; vielleicht mich noch wieder

liebhaben — weil ich tapfer war. Dieses kleine Anneli mit dem runden Gesicht, denkst du dann vielleicht, die so leicht zu verderben war — in ihr war doch was. Sie wußte, was sie tun sollte, und sie hat's getan. Ihr hat davor gegraut, aber sie hat's gekonnt!"

Leopold schwieg eine Weile. „Also sterben?" sagte er dann nur.

Sie sah ihn an und verstand ihn nicht: ein so wunderlicher Glanz kam in seine Augen. Sie waren noch nie so himmelblau. Sein Gesicht ward schön. Es war aber kein Gram mehr darin. „Was ist?" fragte sie.

„Und ganz allein willst du sterben?" fragte er zurück.

„O mach mir's nicht schwer. Wen hab' ich denn? Weißt du nicht, wie allein ich bin?"

„O, ich weiß, ich weiß. Und ich? Bin ich nicht allein? — Gute Freunde, ja. Man hat sie gern — man entbehrt sie leicht. An wem hängt man so, daß man drum vom Leben nicht lassen möcht'? — Mit meinen Eltern war's wohl so; die sind beide tot. Meine Brüder in Amerika und in Afrika. Meine Landwirtschaft? Was Gutes lesen, was Schönes sehn? O, das segne ich ja; was täte man sonst auf der Welt. Aber mit ewigem Kummer leben? Dazu reicht's doch nicht. Nein, dann lieber Frieden, Ruhe. Was für Worte, Anneli. Ruhe — Frieden — wie schön!"

„Leopold!" Sie faßte es noch nicht. „Was denkst du? Doch nicht —"

„Mit dir sterben? O ja; wenn du nicht mit mir leben kannst. Warum machst du so große Augen? Wundert dich das so? Du kannst dir nicht vergeben, daß dir das geschehn ist, und denkst, alle Welt erfährt's; und ich kann mir nicht vergeben, daß ich dich nicht gerettet hab'; und

ohne dich leben kann ich nun nicht mehr. Bin wohl einer von diesen Menschen, die nur einmal lieben, aber dann auf Leben und Tod!" Er lächelte, daß es sie überlief: „Also nun auf Tod! Du hast dich verloren — und ich dich und mich. Was heißt das denn anders als: zusammen sterben?"

Ein Strahl des Glücks, der Seligkeit fuhr ihr aus den Augen. Dann schüttelte sie aber heftig den Kopf: „Es ist ja unmöglich! Es ist ja unmöglich! Nein, du darfst nicht sterben!"

„Für wen müßt' ich leben? Wer braucht mich denn? Ein einziger — und der bist du. Soll ich dich verlassen? — Da sind wir nun zusammengewürfelt als Reisekameraden, gehn denselben Weg, man hat uns aneinandergehängt. Und du bleibst nun liegen am Weg. Soll ich dich liegen lassen? allein weitergehn? — Ach du, sag mir auch nichts mehr. Kein Mensch hat mir je solchen Kummer gemacht wie du; und mir ist zum Vergehen elend um dich; und daß ich doch noch in dein süßes Gesicht schau', ist mir wie ein holdes Glück. Mir graut, mich friert, wenn ich an das eine denke; aber mir wird unsinnig warm ums Herz, wenn ich denke: ich kann mit ihr sterben! — Wie kann einer so am andern hängen? Was ist das? Wer bist du, daß ich so häng' an dir? mehr als am Leben? — Aber ich, wer bin ich denn? Und hängst du nicht auch an mir?"

„O du!" rief sie, und all ihre Scheu vergessend warf sie sich ihm an die Brust.

Er küßte nur ihr Haar, leise, zart hielt er sie umfangen; sie fühlte aber doch, er hielt sie fest. „Anneli!" seufzte er, vor Gram und Glück. „Also sag nichts mehr. Was wir uns noch zu sagen haben, das lassen wir auf diesen Abend; versteh. Genesius und die Tante

kommen m o r g e n wieder; das hat mir eure Anna gesagt. Wenn es Abend wird, geh du in den Wald, in die Goor; geh zu deinem Lieblingsplatz am hohen Ufer, vor der Insel Vilm. Denk aber, daß du nicht wiederkommst ... Überschauert dich das? Was ist dir? Wird dir nun doch bang ums Herz?"

„O du süßer, törichter Mann. Mich überschauert nur, daß d u mir das sagst. Daß ich nicht a l l e i n —!" — Sie schmiegte sich an seine Brust.

„Nein, du sollst nicht allein —! Ich komme. Ich geh' jetzt zurück; was ich noch zu tun habe, das will ich tun. Man soll nicht sagen, der ist wie ein Knabe aus der Welt gegangen! — Eh' die Sonne weg ist, bin ich dort am hohen Ufer bei dir. Aber — Anneli! schwör mir eins. Dir steht so was Sterbesüchtiges, Verklärtes in den großen Augen. Schwör mir, daß du nicht davongehn willst, eh' ich wiederkomme!"

„O was bist du heut für ein törichter Mann. Ich dich nicht erwarten? Verklärt. Was verklärt mich denn, als daß ich dich erwarten soll?"

Ihr war, als wäre die Sonne in ihr. Sie hatte sich in ihrer Qual und Schmach wie achtzigjährig gefühlt; sie war nun wieder achtzehn alt. Sie weinte vor Lust an seinem Hals, bis er ging.

Der Tag war schwül, dann windig gewesen, der Nordost hatte den südwestlichen Luftstrom über Insel und Meer aufs Festland geweht; ein reiner und schöner Sonnenabend kam. Anneli saß schon am Ufer unter ihren Buchen, über dem leise brandenden Meer. Sie hatte zu Hause noch dann und wann ihre Stirn gefühlt; es war aber ein wunderbarer Friede über sie gekommen, nur noch ein sanfter Schmerz zog an ihren Schläfen hin.

Ein weißes, gegürteltes Kleid hatte sie angelegt, das Leopold liebte, das sie oft und so gern für ihn getragen, aber in den tiefsten Winkel gehängt hatte, als er nicht mehr kam. In dem erwartete sie ihn nun; sie saß wie in ihrem schaurigsten, ihrem schönsten Traum. Nein, nein, nicht erwachen! so träumen bis zum letzten Augenblick, bis zum Erlöser, dem Tod!

Sie horchte nach rückwärts: wird sie nicht bald im Wald seine Schritte hören? Was rauschte da so im Takt heran? Auf dem Wasser war's; ein Boot kam von rechts — Leopold saß darin. Übers W a s s e r kam er! Er ruderte, trieb das Boot ans Land, legte es fest und stieg das hohe, buschige Ufer hinauf. Er lächelte ihr zu: „Da bin ich. Bin nach Lauterbach gegangen, hab' das Schiff genommen; ist es nicht schöner, wir fahren auf die See hinaus? — Warum starrtest du mich so an, als ich kam?"

Das ist C h a r o n! hatte sie auf einmal gedacht, als er hoch im Boot mit dem Ruder stand. Der Fährmann, der mich hinüberholt! — Sie lächelte es hinweg. Ihre liebevollen Augen grüßten ihn. „Soll ich hinuntergehn?" fragte sie, ihm ganz hingegeben. „Ja, du hast recht: hinaus, hinaus!"

Er führte sie an der Hand hinunter, sie stützte sich darauf, es tat ihr so gut. Alles noch fühlen, genießen, bis das Ende kommt! Nun saßen sie im Boot, er ruderte in den schönen Abend hinein. Die sinkende Sonne breitete einen goldenen Duftmantel über Meer und Land. Sie zitterte tändelnd, spielend auf den kleinen Wellen, sie lag auf der reizenden Insel Vilm, die vor ihnen schwamm, wie an einer Brust; sie kletterte an den Uferhöhen der Halbinsel Mönchgut umher. Sie verklärte alles. Nun entfernten sie sich vom Land der Goor;

auch dort in den Buchen glühte das zauberische Abendlicht. Anneli sah hin, ihr war, als führen sie von der Welt, vom Leben hinweg. Es tat aber nicht weh; dort vor ihr saß Leopold.

Er zog endlich die Ruder ein, ließ das Boot dahintreiben und setzte sich neben Anneli. Er legte einen Arm um sie, drückte sie mit dem heran, bis er zitterte. „Anneli!“ sagte er — es klang ihr wie Musik — und küßte sie auf Stirn und Mund.

Ihre Lippen erbebten, als er sie berührte; sie gab ihm aber den Kuß zurück. Leise sagte sie dann an seinem Ohr: „Nicht wahr, weiter willst du nichts? Ach, halt mich nur so im Arm — daß ich besser werde. So in dich eingehüllt — du mein guter Engel — — Mach mich reiner! Daß ich dann einschlafen kann, als wär' ich wieder dein Anneli, das sechzehnjährige, das nur an Gott und an dir hing; das noch nicht — — “

Sie schluchzte einmal auf; sie legte den Kopf an seine Brust.

„Ja, ja!“ sprach er leise auf sie hinunter. „Du bist nun mein Kind!“ — Er küßte aber ihr schönes Haar; es duftete so lieblich, so jung zu ihm hinauf. Dann schüttelte er ihre Schulter ein wenig: „Sag mir eins, Anneli. Als du vorgestern am Schwanenteich standst und ins Wasser hinuntersprachst — deine Lippen bewegten sich, hören konnt' ich nichts — was war dir da, was sagtest du?“

Sie antwortete, ohne den Kopf von seiner Brust zu heben: „Du hattest gesagt, ich sollte mit dir leben, als deine Frau. Da wurde ich schlecht und betete: Gott, verzeih mir, verzeih mir, wenn ich ihm meine Sünde verschweige! Laß mich ihn behalten! — Und ich dachte, er verzeiht mir's wohl; und mir schauderte dann doch,

da fiel mir ein: übermorgen wird der andre begraben; wenn er unter der Erde liegt, dann soll Leopold kommen — dann ist das vorbei! — Ach, ich sehnte mich so nach dir; darum war ich so schlecht!“

Leopold schwieg einige Augenblicke, drückte das Anneli nur weich an sich heran. Dann fragte er noch einmal: „Und heut — bei dir — als ich dir gesagt hatte, ich weiß alles, ich kenne den Brief — da bewegtest du wieder die Lippen so; dann stürztest du hinaus, zum Messer hin. Mit wem sprachst du da?“

„Mit wem? Auch mit Gott. Ich dachte: Gott, verzeih mir, ich töte mich! — Denn man soll's ja nicht. — Nun tu' ich's doch. Du hast mir's erlaubt! Da wird dann wohl auch Gott mir verzeihn!“

Plötzlich richtete sie sich auf, und mit großen, bittenden Augen sah sie ihm ins Gesicht. „Leopold! Du geliebter Mann! Darf ich noch was sagen?“

„Zu *mir*? Was du willst!“

„Eine letzte Bitte. Nun hab' ich an deiner Brust gelegen, nun ist alles gut. Und du bist bei mir. Laß mich ins Wasser springen und untergehn; mich allein. Du, du bleib am Leben. Bleib am Leben und hab mich lieb!“

Leopold lächelte gerührt: „O wie ist das Anneli dumm. Kann irgendein Mann auf der Welt das tun? Ich dich hier sterben sehn und nach Rügen fahren? — Nein, denk nicht mehr so vorbei. Schau, wie schön dieser Abend ist. Als wär' er für zwei, die miteinander sterben wollen, gemacht! Alles in goldigen Schimmer getaucht. Alles feierlich. Ich hab' noch nie so gefühlt wie heut, was für ein Wunder das Wasser ist; daß ein Kahn so leicht, so frei über dem tiefen Abgrund schwimmt; und die kosende Musik, hör zu, mit der die Wellchen ihn so süß umspielen! — Ach ja, schmieg dich so recht an

mich. So sind wir wie einer. So leben wir uns zusammen tot! — Wie Vilm im Abendlicht glüht. Schöne Insel du! Ich hab' sie immer nur gesehn, bin nie hingefahren; es hatte so was Besonderes für mich, daß sie mir ein Geheimnis blieb, daß ich sie mir so wonnevoll träumen konnte wie ich irgend wollte. Ja — nun bleibt es so! — Und mit wie vielem im Leben ist mir's so gegangen —"

Er sprach nicht weiter. „Auch mit mir," sagte sie leise, wehmutsvoll.

Er drückte sie an sein Herz: „Ich hab' dich ja nun."

„Ach, was hast du da noch?"

„Sei still. Laß uns glücklich sein. — Es hat ja wohl jeder auf Erden seine Insel Vilm."

„Leopold!" flüsterte sie.

„Was, mein Anneli?"

„Und wie willst du denn nun daß wir beide sterben?"

Leopold zog einen sechsläufigen, zierlichen Revolver aus der Tasche; der lag zu Hause nachts neben seinem Bett und der reiste mit ihm. „Auf den kannst du bauen, Kind; auf ihn und auf mich! — Sieh, und wie schön sind wir hier auf der See allein; wie schon aus der Welt. Und das Boot ist mein —"

„Dein?"

„Ich kann sagen: mein. Einem armen Fischer gehört's, den kenn' ich schon lange. Ich hab' ihm vorhin Geld geschickt, das bekommt er morgen: das ist mehr wert als sein altes Boot; falls er das nicht wiederkriegt. Doch er kriegt's wohl wieder. Wir zwei, wenn die Sonne versinkt — — ist dir's recht?"

Sie nickte.

„Erst dich, dann mich. Und so schwimmen wir dann im Kahn, wie in die Ewigkeit, in das Meer hinaus."

„Ja, ja, ja. — O du!" — Sie nahm seine rechte

Hand, wie um ihr voraus zu danken, beugte sich nieder und küßte sie.

Leopold sah aufs Land zurück: „Und was sie dann wohl sagen, die Menschen, wenn sie uns so finden? Wie sie wohl ihre Köpfe schütteln: Ja, wenn die so gut miteinander waren, warum heirateten sie sich nicht?"

Anneli erbebte. „Ach," sagte sie dann, „was die auch denken. Aber du! Mein Alles! Sag mir noch, daß du mir vergibst!"

„Muß ich das noch sagen?"

„O tu's!"

„Nein, dann nicht mit Worten; so!" Er umschlang sie mit Inbrunst, während seine Augen sich feuchteten; er preßte sie noch einmal an sich wie noch keinen Menschen. Dann schaute er ihre süßen Lippen an, ihren „Kindermund", und drückte seine Lippen darauf. Er küßte sie fort und fort, konnte sie nicht lassen. Es war, als sollten sie beide in diesem Kuß schon vergehn. Ihre Augen schlossen sich.

Die Sonne versank.

„O Leopold!" sagte Anneli, als sie endlich aus diesem Himmel wieder auf die Erde kam. „Ich danke dir so tausendmal. Das war mein schönstes, mein höchstes Glück! — Tu mir nun die letzte Liebe, du: laß mich nicht mehr leben. Nach dem Kuß den Tod!"

Er nickte ihr zu. Er nahm den Revolver von der Bank, suchte ihr Herz; es klopfte stark. Sie lächelten sich an. „Gute Nacht," sagte er, „du mein Anneli!"

Der Schuß ging ins Herz. Sie sank ohne einen Laut zurück. Er setzte sich zwischen die Bänke nieder, Anneli in seinem linken Arm, und gab auf seine Brust den zweiten Schuß. Auch der traf gut.

Das Boot schwamm weiter ins Meer hinaus.

Nach dem Ende

Doktor Eichhorn trat in das Trauerhaus ein; ihm war düster, verworren, unwürdig zumut. Vorgestern war er noch allein gekommen, in die Totenstille; ohne Worte hatte ihn die ältere Tochter die Treppe hinaufgeführt, in das halbdunkle Zimmer, wo die tote Freundin im Bette lag. Von langen Leiden erlöst, in den schauerlichsten, aber auch den tiefsten Frieden versunken, hatte sie wie schlafend dagelegen, den Kopf auf die Seite geneigt, so wie sie gestorben war. Furchtbar ernst das edle Gesicht, nicht verklärt zufrieden, wie so viele Tote; aber auf der bleichen, beruhigten, nicht mehr nervös durchzuckten Stirn stand gleichsam geschrieben: „Die ersehnte Stille!“

Nun sollte sie begraben werden; mit der Majestät des Todes ist's aus! dachte Eichhorn, während er ins Haus trat. Jetzt kommen die Überlebenden dran! Mit den „nächsten“ Menschen die fernen und die fernsten, die aber nach ihrer Meinung auch dazugehören, weil sie Verwandte, Bekannte, „gute Freunde“ sind. Als Frau Elise noch lebte, hat sie ja all diese Herrschaften dann und wann besucht, sie bei sich empfangen; jetzt machen sie ihr die letzte Visite — für die es keine Gegenvisite gibt. Sie haben sich alle dunkel gekleidet und ihre Trauerhausgesichter mitgebracht; die Damen mit den feinen, duftenden Taschentüchern, die sie zu-

weilen zu den Augen führen, sitzen an den Wänden, die Herren stehen dichtgedrängt, auch in der Tür und draußen, denn Frau Elise hat heut großen Besuch. Ach, dachte Eichhorn, der über das alles weg auf den Sarg sah und dem die Lichter der brennenden Kerzen in den naßwerdenden Augen flimmerten, wär's nur erst vorüber! Diese hundert Blumenkränze, wie fröhlich festlich sie riechen; grad so wie bei Hochzeiten oder Jubiläen. Und der Mann da im Talar, mit seinem salbungsvollen Schauspielergesicht! Und dann die Wanderung zum Friedhof hinter dem schwarzen Wagen her; zwei und zwei, sich ehrbar gedämpft unterhaltend, aber immer behaglicher, immer gemütlicher, denn der Weg ist lang. „Wo gehn Sie denn im Sommer hin?" — „So viele Kränze und Palmen hab' ich doch selbst beim alten Prittwitz nicht gesehn." — „Na, und Ihr Bartelshagen, verkaufen Sie das?" — Gut, daß du das nicht erlebst, Elise! — — Zwar, d u! Mit deinem Humor! Wenn du's könntest! — Wie würdest du das alles auffassen, mit den stillen Augen. Wie würd'st du's uns nachher vorspielen, göttlich, unvergeßlich, dein ganzes Begräbnis . . .

Es war, als sähe er ihr Gesicht. Ihm rannen die unaufhaltsamen Tränen über die Wangen hinunter.

Ebenso plötzlich versiegten sie wieder; die Stimme des Pastors setzte weich und feierlich ein; er schien tief erschüttert. Eichhorn kannte ihn; so tief erschüttert hatte er ihn schon öfter gehört. „Eine Christin, eine Christin war sie! Eine echte Christin! Eine hartgeprüfte, in allen Prüfungen gottergebene, in ihrem demütigen, kindlichen Väterglauben nicht zu erschütternde, in Gottes allheiligen Willen sich ohne Murren fügende Christin! Ihr Leben war der Weg zu Gott. Sie suchte Gott.

Nun hat sie gefunden. Getreu bis in den Tod, mit der hartgeprüften, wohlgeläuterten, durch die Gnade des Leidenskelchs verklärten Seele tritt sie nun vor des Richters Thron ..."

Der priesterliche Baß erhob und verstärkte sich zur Prophetenstimme; die langen schwarzen Ärmel wurden fast zu Flügeln. „Eine echte Christin!" Das kam immer wieder; er sang es fast. Er könne davon reden, er habe sie gekannt, diese edle Tote, er habe ihr Innerstes geprüft, sie stark und getreu und gerecht erfunden. „Ihr Leben war der Weg zu Gott! Sie hat ihn gefunden!"

Seine Stimme schwoll; o könnte man das von e u ch a l l e n sagen! schien sie in heiligem Eifer zu predigen. Sei euer Weg wie dieser Weg! Endige euer Leben so wie dieses Leben! Auf, auf, folgt ihr nach! Sie hat die Welt bekämpft, sie hat überwunden!

Mann, von wem sprichst du denn? dachte Eichhorn endlich. Bist du schon zu Ende? Ist's aus? — Du hast „ihr Inneres geprüft"; weiter weißt du nichts davon? Dann will ich dir's sagen, du Hohenpriester mit den Prophetenflügeln! Ja, sie war fromm, ja, ja, sie war gottergeben, ja, ja, ja, sie hat's getragen, was er auf sie legte. Aber sie war auch ein M e n s ch, ein M e n s ch, einer von den menschlichsten. Ein O r i g i n a l, du Bonze, war sie; eine Frau, in deren kleinem Finger mehr Poesie und Musik und Geist und Humor war als in deiner ganzen Person! Sie war eine Fee und ein Clown und eine Prinzessin und ein Bauernmädel. Sie sah und hörte in allem, was dran komisch war; sie hätte es auch jetzt in d i r gesehn und gehört. Ach, sei du froh, daß sie so weltabwesend war. Sonst hätte sie dich uns heut abend gespielt!

Feierliche Klänge begannen ihm jetzt auf die Brust zu schlagen: draußen, offenbar im Garten (es war eine Villa vor dem Tor), hob die Trauermusik nach Siegfrieds Tod aus der „Götterdämmerung“ an; die gewaltigen, furchtbaren, herzergreifenden Akkorde. Frau Elise hatte diese Musik so ganz besonders geliebt. Mit ihr trug man jetzt den Sarg hinaus... Eichhorn ging wie im Traum. Die Damen blieben in den Zimmern, die Herren bewegten sich zur Straße, um bis zum Friedhof zu folgen. Von der Musik wie umrauscht, durchbebt, stand er nun in der freien Luft, in der Frühlingssonne. Es war ein unbarmherzig schöner Tag — wie er Frau Elisen gefallen hätte. In der nachts durchregneten Luft war leise, weiche Bewegung, schwammen zarte Düfte. Wie ein Sinnbild des immer jungen, immer neuen Lebens zog ein lustig rascher Schwarm von Staren durch das sonnige Blau dahin.

Was ist denn aber das für ein Mensch? dachte Eichhorn und die Stirn zog sich ihm zusammen. In dieser schwarzgekleideten Menge, die geräuschlos auf die Straße getreten war, bewegte sich einer lebhaft hin und her, mit lächelndem, glänzend rosigem, rundlichem Gesicht; er begrüßte seine Bekannten, einen nach dem andern. Er sprach unaufhörlich. Er war vergnügt; er genoß offenbar den ganzen Segen dieser guten Gelegenheit, so viele Bekannte zu treffen, lange nicht gedrückte Hände zu schütteln. Er war aus einer anderen Stadt gekommen, nur für diese Beerdigung; das erzählte er jedermann, mit lauter, munterer Stimme. Dazu rauschte noch immer die Siegfriedklage, die sich langsam genähert hatte; endlich verrauschte sie...

Aus dem Haus kamen die letzten, der Witwer mit dem Geistlichen; das blasse, verweinte Gesicht stierte

einen Augenblick in das sonnige Licht, dann blickte es auf die Erde nieder. Der Geistliche führte ihn, sie traten hinter den Trauerwagen; der Zug setzte sich in Bewegung, je zwei schlossen sich an, eine lange schwarze Linie. Eichhorn sehnte sich, allein zu gehn; eine Weile blieb er zurück; dann sah er die gute, schlanke Gestalt des Assessors Wilm, dessen hübsches Gesicht wohltuend ernst und still war, und gesellte sich zu ihm. Nach leiser Begrüßung gingen sie schweigend nebeneinander hin; Eichhorn schaute auf seine Füße, auf das Straßenpflaster. Bald begann eine neue Trauermusik; offenbar zog das Orchester mit. Kirchenglocken läuteten aus der Stadt herüber. Wunderlich, doch nicht feindlich vermischten sich mit den feierlichen Klängen liebliche Frühlingsdüfte aus den Vorgärten an der breiten Straße, die Vorüberziehenden grüßend.

Aber was ist das für ein Mensch? wiederholte Eichhorn in sich, wider seinen Willen nach rückwärts horchend. Wenige Schritte hinter ihm marschierte der Muntere, in einer Gruppe, wie es schien; er sprach immer weiter, nach rechts und nach links, nach vorn und nach hinten, immer mit der frischen, fröhlichen Stimme. Vergnügt wie ein Turner, der mit andern Turnern „in die Ferne" wandert, verkürzte er sich den Weg durch unaufhörlich plätschernde Unterhaltung. Eichhorns lange Gestalt blieb stehn; die Empörung durchzuckte ihn. Schon bei manchem Begräbnis hatten die schwatzenden Menschen ihn angewidert; so arg war's noch nie! Störte denn dieser fidele Bursche all die andern nicht? Mißfiel er ihnen nicht? Und wenn er ihnen mißfiel, warum zeigt' es keiner? Warum flüsterte ihm keiner zu, er möcht's leiser machen? Warum ließen sie ihn lauter, immer lauter reden?

Der Zug bog links ab, in eine andere Straße hinein. Die fröhliche Stimme schwelgte, sie übertönte die Glocken, die Musik, sie stürzte wie ein Wasserfall. Jetzt verstummte das Orchester, man hörte nur noch den Schwätzer. Eichhorn schwieg nicht länger. Er war wieder weitergegangen, er drehte sich zurück und sah in das glänzende rosige Gesicht. „Mein Herr," sagte er mit gehobener Stimme, „Sie sprechen so unaufhörlich, und so laut, und so heiter, daß es nicht mehr zu ertragen ist. Tun Sie das morgen — oder anderswo — aber nicht hier!"

Der Heitere starrte ihm verblüfft, zuerst fassungslos in die blauen Augen. Es dauerte eine Weile, bis er eine Erwiderung fand, die nach seiner Meinung Sinn hatte: „Mein Herr, ich danke Ihnen für diese Belehrung — die ich sonst nicht annehme!"

Es war Eichhorn, als sähe er Frau Elise lächeln; er lächelte inwendig mit. „Die ich sonst nicht annehme!" — — Er ging ruhig weiter. Hinter ihm zischelte noch die aufgeregte Stimme: „Wer — wer ist dieser Herr?" Die andern flüsterten unverständlich; sie beschwichtigten ihn. Es schien, sie gaben ihm zu verstehn, daß er nur schweigen solle, daß der Herr wohl nicht im Unrecht sei, daß mit dem auch nicht gut zu reden sei — oder was sie sagten. Der „Turner" ward still. Er blieb etwas weiter zurück. Er war wie verstummt. Eichhorn hörte seine Stimme nicht mehr.

Der Assessor hatte unterdessen still vor sich hin geblickt. Jetzt erklärten seine warmen Augen, daß er Eichhorn zustimme, daß er ganz seiner Meinung sei.

„Wie war's denn nur möglich," sagte Eichhorn halblaut, „daß all diese Herren den Mann so gewähren ließen? daß ihn keiner zur Ruhe wies?"

„Und er ist noch ein Verwandter der Verstorbenen,“ erwiderte der Assessor. „Das heißt, ziemlich entfernt verwandt.“

„Wie es in einem Menschen aussieht, der zu einer Beerdigung angereist kommt, um sich dann so schamlos, weihelos zu benehmen — verstehen Sie das? Ich nicht. Bitte, sagen Sie mir's, wenn Sie es verstehn!“

Der Assessor lächelte; er zuckte mit den Achseln. Sogleich wieder ernst geworden, antwortete er mit einer Gegenfrage: „Ja, und sagen Sie, Herr Doktor, die Rede des Pastors — hat Ihnen die gefallen?“

„Mir nicht!“

„Mir auch nicht. Mir gefallen meist diese geistlichen Trauerreden nicht; sie geben kein Bild von dem Menschen, nur so allgemeine, tönende Phrasen. Ich hab' Frau Elise gut gekannt; aus dieser Rede hab' ich sie nicht erkannt.“

„Du lieber Gott!“ sagte Eichhorn (immer leise sprechend), „während der Herr Pastor sie als eine seinesgleichen pries, sah ich sie vor mir wie an einem kleinen Festabend, den sie ihren Töchtern gab, die unter anderm mit jungen Freunden des Hauses ein phantastisches kleines Drama spielten. Frau Elise stieg dann auf einen Stuhl, schlicht weißgekleidet, einen Blumenkranz auf dem Kopf; rührend jung sah sie aus — und doch war es eine ihrer schlechten Zeiten. Sie erzählte ein Märchen; sie hatte es gedichtet. Wie sie das erzählte! Und was für eine merkwürdige Poesie darin! — Denselben Abend, eine Stunde später, stand sie da, wie wenn sie einen Leierkasten drehte, als alte Vogelscheuche verkleidet; und sie sang dazu. Komischer singen hab' ich nie gehört! Ihre Töchter, als Gassenjungen verkleidet,

neckten und hänselten sie. Der Zorn und das Schimpfen dieser Alten! Prachtvoll! Ganz unwiderstehlich! Dann sang sie wieder. Dann schalt sie wieder. Und während man vor Lachen sterben wollte, war es wieder rührend, zu denken: das ist eine Frau, über die so viele Leiden kommen, in deren Nerven der Teufel spukt. Gottergebenheit — na ja! die hat sie gehabt, und wie. Aber auch zwei Flügel hatte sie, Adlerflügel: die Künstlerschaft — und den Humor. Damit flog sie ihren Leiden weg. Damit eroberte sie sich die Welt! — ‚Bekämpft hat sie die Welt,‘ sagte der gute Pastor, ‚hat sie überwunden.‘ Nein, guter Pastor, sie hielt sie fest, die Welt. Ihr gehörte die Welt. Und so war sie ein Schmuck und eine Freude der Welt; mit all ihrem Elend ein Sonnenschein. Lieber Assessor! Ein Sonnenschein!“

Der Assessor nickte. „Ja, das war sie wohl. — Man mußte sie liebhaben. Das mußte man.“

„Es war Genialität in der Frau! — Und nun steht da so einer auf, wie von Gott berufen, und weiß nichts zu sagen als: ‚Eine echte Christin!‘ — — So viel Unsinn ist in der Welt. — Ich mag nicht mehr reden. Sie entschuldigen. Bis wir sie begraben haben, bin ich lieber still!“

Endlich waren sie am Ziel — unser aller Ziel, ob wir hinwollen oder nicht — und die letzte Wanderung, zwischen den Gräbern, begann. Die letzten Worte des Geistlichen. Das Hinuntersenken des Sargs in sein Haus. Die Händevoll Erde, die man zum Abschied hinabwirft. Die polternden Schollen, die den Sarg bedecken. Das Nachhausegehn.

Der Überlebende, der Witwer, stand noch in der Tür einer offenen Kapelle, allein; sie hatten ihm alle die

Hand gedrückt oder ein letztes Wort gesagt. Er hatte es überstanden. Nun verging ihm einige Augenblicke die Fassung; er schluchzte. Eichhorn trat zu ihm. Sie umarmten sich. „Sie waren ihr Freund!“ schluchzte der Gatte. „Wohl ihr bester Freund! — Sie hing sehr an Ihnen!“

„Sie ist erlöst,“ murmelte Eichhorn, um den andern oder sich zu trösten oder alle beide.

Der Wagen hielt draußen am Eingang, der letzte; Eichhorn half dem Witwer einsteigen, schloß die Tür, grüßte stumm mit der Hand. Der Wagen rollte davon. Eichhorn blieb zurück. Ein tiefer Atemzug befreite ihm die Brust, löste seine Gefühle. Wie aus einer Gefangenschaft kam er in die Himmelsluft. „Die Parade ist vorbei!“ sprach er vor sich hin. „Nun kann man zu Elise gehn!“

Er schritt wieder durch den Eingang, die Allee entlang, zwischen den grünen Gebüschen; dann nach links, zu der kahlen Stelle, wo das neue Grab war. Andere junge Gräber umgaben es, schon mit Bäumchen und Bänken und Blumen geschmückt. Wie schön leer es hier nun ist! dachte Eichhorn. Er blickte zufrieden umher. Doch — er täuschte sich. Neben einem Baum, der ihn eine Weile verdeckt hatte, stand ein Mann in dunkler Kleidung, den Hut in der Hand; die Sonne beschien sein braunes Haar, in das sich ein paar auffallende graue Streifen mischten. Er hatte eine gesunde, rötliche Haut, die nun aber blaß war; er schien wie ein Fünfziger, jünger als Eichhorn, der schon gegen die Sechzig ging. Seine dunklen Augen lagen fest auf dem neuen Grab. Er nickte, als nickte er dem Grabe zu.

Eichhorn blieb stehn und schaute ihn verwundert an; wer war das? Er kannte ihn nicht. Im Trauergefolge

hatte er ihn nicht gesehn. Die nahen Freunde und Verwandten der Frau Elise kannte er wohl alle. Der Mann stand nun aber so da, als gehöre er ganz dazu; seine Haltung war so weich, so ichlos, sie konnte nicht trauernder sein. Obgleich seine Augen trocken waren, schienen sie zu weinen. Er ward sichtbar bleicher. Er fing an zu murmeln, zu flüstern, als spräche er zu der Frau im Grab. Endlich war es sogar, als taumelte er. Sein Kopf bewegte sich hin und her, seine Arme griffen in die Luft, wie wenn sie einen Halt suchten. Nicht weit hinter ihm, beim nächsten Grab, stand eine dunkelgrün gestrichene Bank; die sah er nun offenbar und strebte zu ihr hin. Ehe er sie aber erreichte, drohte er umzufallen, mit einem leise seufzenden Laut. Eichhorn sprang hinzu, fing ihn auf und führte ihn zu der Bank, auf die er mit einem neuen Seufzer niedersank.

„Bitte, lehnen Sie sich an mich an!" sagte Eichhorn, der sich gleichfalls setzte; „erholen Sie sich in aller Ruhe. Ich hab' alle Zeit. Lassen Sie's vorübergehn."

„Entschuldigen Sie! Verzeihen Sie!" stieß der andere hervor, noch matt; wiederholte es etwas kräftiger, richtete sich auf und heftete die blassen Augen auf Eichhorns Gesicht. „Eine dumme Schwäche! eine physische, körperliche! — Nehmen Sie's nicht übel. Nach einer schlaflosen Nacht diese ziemlich weite Reise —"

„Erholen Sie sich in aller Ruhe," sagte Eichhorn nochmals, da der andere die Augen eine Weile schloß und den Kopf sinken ließ. „Was ist da zu entschuldigen. Wir sind alle Menschen."

„Ziemlich weite Reise," fing der blasse Herr wieder an; „von Köln am Rhein. Und die Stimmung ... Die Gefühle ... Man hatte mir telegraphiert: sie ist tot. Eine alte Freundin hier, die mir alles meldet, die

hatte mir's telegraphiert. Und ich, der ich sie so gut gekannt hatte — der vor fünfundzwanzig Jahren — — Ach, das wissen Sie natürlich nicht. Heinrich Fischer. Heinz Fischer. Sie kennen mich natürlich nicht."

Eichhorn schüttelte den Kopf. „Ihren Namen wohl."

„Ein Kind dieser Stadt; aber seit fünfundzwanzig Jahren fort; natürlich verschollen, vergessen! — Da telegraphiert man mir nun plötzlich — — O Herr! lieber Herr! Ich kann's noch nicht fassen! Ich stand da eben und faßte es nicht. Und darüber verging mir — — es kam diese Schwäche. Sie waren so freundlich, so gut; Sie — —"

Herr Heinrich Fischer sah den Doktor wieder aufmerksam und forschend an. Seine schöngebetteten, treuherzigen braunen Augen hatten einen mehr nach innen gekehrten Blick, etwas Einsames; jetzt aber versenkten sie sich ganz in Eichhorns langes, dunkelblondbärtiges, ausdrucksvoll herzliches Gesicht. „Denken Sie, lieber Herr — — ich glaub' zu wissen, wer Sie sind. Sie standen da vorhin mit ihrem Mann; er umarmte Sie. Ich konnte Sie sehn, Sie mich nicht. ‚Sie waren ihr Freund!' sagte er. ‚Wohl ihr bester Freund!' Und mir schrieb die Dame, die mir alles meldete, noch vor einem Monat, mit denselben Worten: ‚Der ist wohl ihr bester Freund!' Sehn Sie, darum glaub' ich, Sie sind —"

„Doktor Eichhorn," unterbrach ihn der, sich vorstellend.

„Sehn Sie! Sehn Sie! Herr Doktor Eichhorn. Hatt' mir's schon gedacht. Der hochgebildete Mann, dem sie so viel verdankt hat, die, die dort — — Ach, mein Gott. Der sie so gefördert hat in der schönen Litera-

tur, in den Wissenschaften. Wie ein Professor, schrieb mir meine alte Freundin. Ich hab' Sie beneidet, Herr Doktor. Hab' nicht gewußt: hass' ich Sie oder lieb' ich Sie? — Nun sitz' ich mit Ihnen auf dieser Bank. Vor dem — — O Gott und Herr, wie sind deine Wege! Wie sind deine Wege!"

Der Kopf und dann der Rücken sanken ihm gegen die Bank zurück. Er fing an zu schluchzen.

„Entschuldigen Sie! Verzeihen Sie!" seufzte er dazwischen hervor. „Eine dumme Schwäche!"

„Aber ich bitte Sie noch einmal: was ist da zu entschuldigen? Ich begreife doch. Und wenn ich Sie auch nicht kenne — ich weiß ja von Ihnen. Frau Elise hat mir erzählt — hat mir von Ihnen gesprochen —"

„Hat von mir gesprochen? — — Ach, was kann sie Ihnen gesagt haben; von Heinz Fischer — nicht viel Gutes. Wie hab' ich mich benommen, Herr! Was für ein Andenken hab' ich in dem Herzen dieser Frau hinterlassen — dieses Mädchens — sie war ja noch nicht seine Frau — Elise Pfau hieß sie noch. Ich war ja damals wie von Sinnen, Herr Doktor! — — Sie hatte mir's aber auch schwer gemacht. Wenn Sie alles wüßten . . ."

Heinz Fischer stand auf. Er schüttelte den Kopf, mit einer Art von Lächeln vor sich niederblickend. „Aber wozu sollten Sie das alles wissen. Das interessiert Sie ja nicht."

„Sie irren," erwiderte Eichhorn, der sitzen blieb. „Nein, wahrhaftig, Sie irren sehr. Wenn Sie davon reden mögen —"

„Sie wollten hier offenbar allein sein, Herr Doktor. Es hat Sie gewiß gestört, daß Sie mich hier fanden. Wenn Sie allein sein wollen, so kann ich ja gehn!"

„Aber was reden Sie, Herr Fischer. Ich Sie von hier verdrängen, wo Sie — — Tun Sie mir die Liebe, setzen Sie sich wieder hin. Wir beide waren ihre Freunde, das seh' ich; wir beide gehören auf diese Bank. Und wenn es Sie irgend erleichtern kann — wenn Sie etwa noch was auf dem Herzen haben, das Sie der Frau da sagen möchten — — sie kann's nicht mehr hören. Ich war ihr Vertrauter, sozusagen, und ich kann's noch hören!"

Fischer seufzte leise. Er saß wieder; er suchte Eichhorns Hand, ohne hinzuschauen, und drückte sie. „Ich weiß," sagte er dann mit wenig Stimme, „meine alte Freundin hat mir's ja geschrieben. Ein seelenguter Mensch, der Doktor Eichhorn. Ein sehr edler Mensch. Bitte, lassen Sie mich nur reden; es sind ihre Worte! — Ach, Herr Doktor, die Jugend! Wenn die Jugend liebt! Ich war ja nur zwei Jahr' älter als sie. Als ich sie kennen lernte, waren wir noch Kinder; und als es eine ernste Herzenssache wurde, war ich doch erst zweiundzwanzig alt. Na ja, schon viel gereist — viel gesehn — aber doch noch ein Bengel, ein Bursch. Und ich hatt' auch nichts; woher sollt' ich auch. Ein Musikmensch war ich, konnt' allerlei Instrumente spielen; damit hatt' ich mich so durch die Welt gespielt. Kam nun wieder in die Vaterstadt, dachte da Unterricht zu geben; und da war nun dieses merkwürdige Mädchen — die Jugendfreundin — wir nannten uns du. Vielleicht das begabteste Mädchen in der ganzen Stadt! Von beiden Eltern begabt; und sehr musikalisch — eine Musikseele, Herr Doktor — na, das wissen Sie. Aber noch zu sehr fürs Brillante, fürs Moderne; noch nicht gut geführt. ‚Du sollst mein Musiklehrer werden!' sagte sie mir plötzlich, als wir in ihrem kleinen Garten standen.

‚Du kommst aus der Welt; hier sind sie zu muffig!‘ — Na, so wurd's dann auch. Ich galt mit meinen zweiundzwanzig für voll, weil ich aus der Welt kam. Sie lernte etwas Geige bei mir und auch etwas Gitarre; und vor allem Klavier. Und ich suchte sie emporzuheben, verstehn Sie, ihr den großen Geschmack zu geben für die großen Meister. Vor allem für meine ‚Helden‘ — so nannt' ich sie — vor denen meine Seele auf den Knien lag. Wagner fürs Theater, Beethoven fürs Konzert; beide unerreicht! — — Aber lieber Gott, was schwatz' ich da. Das langweilt Sie wohl. Oder es paßt auch nicht hierher" — seine Stimme begann ein wenig zu zittern; „nicht an diesen Ort!"

„Doch, warum nicht; es paßt hierher." Eichhorn legte ihm eine Hand auf den Arm. „Bitte, erzählen Sie; alles, wie es Ihnen kommt!"

„Meinen Sie? — Ich danke Ihnen. — Elise Pfau — zwanzig Jahre damals — ach, wie steht sie vor mir! Ihr dankbares Lächeln; das Feuer in ihren braunen Augen, wenn sie meiner Begeisterung in die Wolken folgte! Aber es war doch auch immer Humor dabei; Humor und Phantasie. Ich hieß Heinz, sie nannte mich Heinzelmännchen; weil ich gerne dienstwillig und hilfreich war, verstehn Sie, weil ich für sie pappte, für sie drechselte, für sie Noten schrieb — na, und was man so tut — wenn man bis an den Rand voll Verliebtheit ist! Manchmal tat ihre Dankbarkeit auch ein übriges; — o, das fühl' ich noch. Wenn sie zutraulich wurde und dem ‚Heinzelmännchen‘ übers Haar strich, über den ganzen Kopf! Da schlief ich dann die halbe Nacht nicht vor Glück. Wollt' ich aber mehr — das ist vorgekommen — wollt' ich ihre Hand küssen, oder gar den Mund — wie die jungen ‚Künstler‘ sind, kecke Leut'! — dann machte sie

ihr ernstes Gesicht; das war wunderbar. Dann drohte sie mit ihrem langen, schmalen Zeigefinger und sagte wohl: ‚Du bist ja nicht mehr Heinzelmännchen, du bist Rumpelstilzchen! Der hat auch immer einen Lohn gewollt, wenn er der armen Müllerstochter aus dem Stroh Gold gesponnen hatte; und hat immer mehr gewollt. Nein, daraus wird nichts, Rumpelstilzchen!‘ — Und nun hieß ich nur noch Rumpelstilzchen, wohl 'ne Woche lang. Bis ich mich ganz zerknirschte und wie ein Kaninchen Pfötchen machte — das verlangte sie — und mit meinem ‚schönsten Bariton‘ bat: Nenn mich wieder Heinzelmännchen!

„Ach, Herr Doktor! Ich red' so viel. Aber Sie verzeihn — wenn man davon nie, zu keinem Menschen — — und auf dieser Bank, auf diesem Platz, o mein Gott, da lebt das alles wieder auf, steht vor mir, leibhaftig — zum Verrücktwerden. Nein, nein, nein, es macht mich nicht verrückt. Es war doch eine selige Zeit! Meine stolze Zeit: ‚ich fördere sie, ich fördere sie‘; ‚ich habe einen Wert für sie‘; ‚ich bin was für sie!‘ — Und nun sollt' ich noch mehr für sie werden; das kam in unserm letzten Jahr. Da fingen ja diese unheimlichen Leiden an, die ihr dann nie mehr ganz von der Seite gingen; da kamen diese Kopfschmerzen, damit hat's begonnen. Zuerst nahm sie's so hin, mit Heiterkeit, mit Geduld, mit Ungeduld; wir dachten alle, es wird vergehn. Es verging aber nicht. ‚Heinzelmännchen,‘ sagt sie eines Tages, als sie am Klavier saß und vor Kopfweh nicht mehr spielen konnte, ‚hast du auch Magnetisieren gelernt? Kannst du auch Kopfweh vertreiben?‘ — Gelernt hab' ich's nicht, sag' ich drauf, aber versuchen will ich's gern. Sag mir nur, was ich machen soll! — Da nimmt sie meine Hände — ich stand hinter ihr —

und legt sie sich rechts und links an die Stirn: ‚Nun streich nach beiden Seiten zurück, so am Kopf entlang; und dann die Hände wieder auf die Stirn gelegt, und wieder und wieder sanft nach hinten; vielleicht streichst du mir's weg?' — Ich hör' noch die Worte, Herr Doktor, sie sprach sie mit so 'ner märchenhaften, lieblichen Stimme: ‚vielleicht streichst du mir's weg?' — Auf einmal kriegt' ich einen Glauben: es wird gehn! Und ich mach's, wie sie sagt. Und ich mach's noch nicht lange, da sagt sie mit einem andern Ton, fast wie wenn's ihr unheimlich wäre: ‚Du bist am End' ein wirkliches Heinzelmännchen. Du kannst zaubern, hexen. Die Kopfschmerzen sind fort!'"

Eichhorn nickte, leise lächelnd. „Ja, davon hat sie mir erzählt. Es war wie ein Wunder, sagte sie."

„Hat sie Ihnen das erzählt? — Wie ein Wunder, sagte sie? — Das ist engelsgut! Nach dem, was ich ihr dann angetan ... Ja, es hatte was Zauberhaftes, zum Staunen. Und immer, wenn das Kopfweh wieder kam und ich kommen konnte und so streichen konnte, nach einer Viertelstunde war's weg! — — Vielleicht war's mein Unglück. Ich wär' ohne das nicht so stolz geworden und so hoffnungsvoll! Ich hatte nun schon den Himmel im Sack. Ich war ihr Förderer, ihr Meister, bin nun auch ihr Retter; ha, nun wird wohl auch der Tag noch kommen, wo ich ihr alles bin! — Sie hat's wohl gemerkt. Sie hat auf allerlei Art versucht, mich wieder ein wenig kleiner zu machen; vor allem mit Humor, natürlich, den hatte sie ja in jeder Hand und in jedem Finger. Einmal lasen wir zusammen, ich weiß nicht in welchem Buch: ‚Im Anfang war das Nichts.' Nach einer Weile tänzelt sie durchs Zimmer und sagt: ‚Im Anfang war der Heinz!' Es klang so — ich weiß nicht — mir ging's

durch und durch. O ja, sie konnte blutige Witze machen — so jung wie sie war. Oder vielleicht eben darum; so junge Leute kennen keine Schonung. — Ach, sie war aber doch ein Engel! Das war sie!

„Ja, du warst ein Engel!“ sagte er mit weicher, gedämpfter Stimme nach rechts, auf das Grab hinunter.

„Das war sie wohl,“ murmelte Eichhorn; „ein Engel nach Menschenart.“

„Und gegen den war ich dann so schlecht!“

„Sie wären schlecht gegen —“

„Ja, ich war's, Herr Doktor. Ich war dumm und schlecht! — Eines Tages hatten sie mich da zu Tisch geladen; das kam manchmal vor; sie waren alle gut zu mir, ihre Brüder und Schwestern auch. Ein fremder Herr sitzt mit am Tisch; hat 'nen großen Kopf, nicht übel, Vollbart, kluge Augen; aber prosaisch, der ganze Mensch. Ich erfahre so nach und nach, die Familie hat ihn vor Wochen kennen gelernt auf einer Reise in den Harz; er ist ein Industrieller, einer von den großen, ebendort am Harz. Er will aber eine zweite Fabrik, eine Filiale, in unserer Vaterstadt bauen, deshalb ist er hier. Darüber freut man sich, darauf stoßen wir an, darauf wird getrunken! — Wir sprechen auch von Musik; davon versteht er nichts, sagt er. Wir kommen auf Literatur, Poesie; ich merke, davon weiß er auch nicht viel. Ein Banause, denk' ich bei mir; das Wort hatt' ich gerade öfter gelesen. Es machte mir ein eigenes, sonderbares Vergnügen, es auf diesen reichen Fabrikmenschen anzuwenden; als ich dann nach Hause ging, sprach ich's noch halblaut vor mich hin: Ein Banause! Ein Banause! — Am nächsten Tag bin ich wieder dort, in Elisens Zimmer; sie hat wieder Kopfweh, seit vielen Wochen die ersten, ich steh' hinter ihr, die auf ihrem Stuhl sitzt,

und streich' sie ihr weg. Ach, ich weiß noch, wie wenn's gestern wär', hab' später so oft, so oft dran gedacht: ihr Stuhl stand diesen Morgen so, daß ich sie im Spiegel sehen konnte; ich sah, sie hatte die Augen geschlossen, und ein süßes, himmlisches Lächeln lag auf ihrem Gesicht; wohl weil ihr das Streichen wohltat und das Weh verging. Und mir war unsäglich — unsäglich liebevoll zumut. Ach, wenn du erst mein bist! dacht' ich. Ach, wenn ich erst herkommen und sagen kann: sie haben mich zum Kapellmeister gemacht — oder das und das — ich bin nun was, nimm mich, werde meine Frau! — Da wird die Tür aufgemacht und die Schwester ruft herein: Sollst hinunterkommen! Besuch ist da! Und läuft wieder fort. Und Elise steht auf. Ich dank' dir schön, sagt sie. Hast mir gut geholfen; ist schon fast vorbei. Braves Heinzelmännchen! — Drückt mir die Hand und geht. Und ich ahnungsloser Knabe, ich freu' mich noch — und beguck' und streichle noch meine Hand, die sie so gedrückt hat!"

„Ich errate schon," murmelte Eichhorn, da Heinz Fischer verstummt war.

„O Herr Doktor! Der nächste Tag! Da kam's. Da kam dieser Brief von ihr: ‚Liebes, gutes Heinzelmännchen' — und meldete mir ihre Verlobung mit dem großen Fabrikanten. Eine Seite voll. Es wäre so wunderbar schnell gekommen, schrieb sie. Es wär' aber gewiß der Rechte für sie. Und ich sollte mit ihr glücklich sein, schrieb sie; ‚du gutes Heinzelmännchen', schrieb sie. Wie ich das las! Mit ihr glücklich sein! — Ich hab' wohl etwas zu wenig Widerstandskraft, Herr Doktor; ich meine die physische, die körperliche. Meine Leute sagten ja dann, ich müßte umgefallen sein; sie fanden mich auf dem Teppich, da lag ich. Na, das ist ja gleich.

Der eine so, der andere so! — Das war dann mein schlimmster Tag. Ich sperrte mich ein, warf mich wieder auf den Teppich, lag da, Gott weiß, wie lang'. ‚Ich hasse dich! Ich hasse dich! Ich verachte dich!' Und endlich am Abend — ich war wie toll — da setzt' ich mich hin und schrieb ihr einen Brief, diesen unglücklichen Brief, meinen Scheidebrief. Hast du nicht gewußt — so schrieb ich ihr ungefähr — wie sehr ich dich liebte? Ja, ja, ja, du hast's gewußt! Ich war dir auch mehr als irgend ein Mensch! Und dein Herz war mir gut! Und ich weiß, was ich weiß — solchen Unsinn schrieb ich —: Gott hat mich für dich, dich für mich geschaffen! — Aber auf mich zu warten, das gefiel dir nicht. Der Mann aus dem Harz, der hat keine Musik, keine Poesie, aber er hat Geld. Damit kauft er dich! Dafür verkaufst du dich! Dafür verrätst du deine Ideale, entehrst deine Seele, gibst dein Leben einem Banausen hin. Ja, einem Banausen, einem Banausen; schlag das Wort im Wörterbuch nach, wenn du es nicht kennst. Der Jünger Beethovens und Wagners, der verachtet dich. Den siehst du nicht wieder. Gott segne eure neue Fabrik! Leb wohl!"

„Ein furchtbarer Brief," sagte Eichhorn langsam gegen den Erdboden hin, mit einem zuckenden Lächeln.

„Ein wahnsinniger, entsetzlicher, mir nie zu vergebender Brief! An dieses Mädchen! An dieses holde, reine Geschöpf! — Ich war verrückt, ich wollt's auch sein, ich w o l l t e nicht bei Sinnen, nicht gerecht, nicht edel sein, ich wollt' ihr nur auch einen Dolch in die Seele stoßen! — Dann bin ich fortgezogen, ohne Abschied von irgendwem, nach Amerika. Hab' mich da herumgetrieben mit meiner Musik, im Osten, am Missisippi, im wilden Westen, bis zum Stillen Ozean. Hab' mich durchgeschlagen — endlich Glück gehabt — —

ach, was sag' ich: Glück. Arbeit und mein Brot und mein Haus! Zuletzt ein großes Musikgeschäft mit Klavierexport. Dann zog mich's doch heim, ins Vaterland; — hierher nicht, das nicht. Aber an den Rhein. Da geht mir's gut. Ohne Weib und Kind, aber sonst recht gut. Besser als ich's verdient hab'." — Er sah mit umflorten Augen auf das neue Grab. „Ich beklage mich nicht, Herr Doktor. Ich bin ganz zufrieden."

„Wohl dem, der das sagen kann," erwiderte Eichhorn.

Heinz Fischer seufzte tief. „Jahre, erst Jahre später kam ich zur Vernunft! Da sah ich wieder ein, wer sie war; und wie ich mich an ihr versündigt hatte; und entschloß mich endlich, meine alte Freundin hier, Frau Babette Schulze, von mir hören zu lassen; und wieder nach Jahr und Tag brachte ich auch die Frage heraus, wie's Elisen ging. Na, da hört' ich dann so nach und nach: von ihren beiden Töchtern — und was für ein guter Mann er wär' — und wie arbeitsam und klug fürs Geschäft — und wie gut die Fabriken gehn — und was für ein schönes Haus sie macht. Und ihre Leiden, ihr Humor, ihre Talente, ihre Poesie. Und dann auch die Freundschaft mit Ihnen. Ich hab' mitgelebt, Herr Doktor. Auf meine stille Art hab' ich mitgelebt! — Von ihr selbst, natürlich, hört' ich nie mehr ein Wort. Sie auch keins von mir. Und ich hab' sie doch — — ich hab' sie doch nie vergessen können. Wie wenn ich nur einmal — — Sie verstehn, Herr Doktor!"

Eichhorn legte eine Hand auf Heinz Fischers Hand. „Ich versteh's, lieber Herr."

„Sie, Sie haben Weib und Kind; sehn Sie, das weiß ich auch; durch die gute Babette. Ich bin Junggesell geblieben und bleib's! — Ob sie nun glücklich war? mit dem Mann? Was man so recht und echt glücklich

nennt? — Man soll nicht zu viel fragen auf dieser Welt; die Antwort ist oft nicht nach Wunsch. Babette sagt, er war der Rechte für sie; die Ergänzung, sagt sie. Mag ja sein, mag ja sein. Jetzt liegt sie da und hat ihren Frieden! — — Wie ich gestern in der Depesche las: sie ist tot — morgen wird sie begraben — da hatt' ich dann eine friedlose Nacht. Mußt' heut mit dabei sein! — Das heißt, nicht im Trauerzug; da gehört' ich nicht hin. Bin allein herausgegangen, wohl 'ne Stunde früher; dort, da hinten hab' ich gestanden, bis es vorbei war und Sie alle fort. Und da hab' ich dann, so für mich — —"

Er stand auf. Er blickte auf das Grab; dann auf Eichhorn. Nach einem Zögern, das etwas länger währte, stieß er mit ungelenker Zunge hervor: „Und nun hätt' ich noch eine Frage, Herr Doktor."

„Was soll ich Ihnen sagen?"

„Die reine, ganze Wahrheit. Wie ein Mann dem andern! — Was hat Ihnen diese Frau gesagt? über mich? Hat sie mir bis in den Tod gezürnt? — Sie schütteln den Kopf! Sie sehen mich so freundlich an. Das tut mir gut; aber — — ich will ja nicht, daß Sie mir gut tun, ich will nur, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Der wahnsinnige Brief, Herr Doktor! Hat sie mit Ihnen nicht von dem Brief gesprochen? Was hat sie Ihnen von dem Brief gesagt?"

„Daß Sie — ein Narr waren, lieber Herr. ‚Seine unglückselige Verliebtheit,' so sagte sie mir damals, ‚die hatte ihn offenbar toll gemacht. Ich hab' geweint und gerast über diesen Brief. Nichts in meinem Leben hat mir so weh getan wie der Brief. Aber jetzt — jetzt seh' ich's so an, als wär' das zu Karls des Großen Zeiten geschehn; oder als hätt' Äneas der Andromache diesen

Brief geschrieben. Ach, der arme Junge — er hat ja hundertmal mehr gelitten als ich!‘“

„Das hat Ihnen Frau Elise —“

„Sie hat mir ja noch viel mehr gesagt. Wenn Sie das auch alles wissen wollen —“

„Sie hören ja. Die Wahrheit, die Wahrheit!“

Eichhorn saß noch immer; er schaute schräg zu dem andern hinauf, der mit vorgeneigtem Kopf, mit aufgerissenen Augen auf ihn niedersah. „Dann muß ich Sie nur erst um Entschuldigung bitten, weil ich von mir selber Gutes reden muß; denn diese Frau — die wir beide verloren haben — die hat uns beide zusammen gedacht. Als sie mir von Ihnen zu Ende erzählt hatte, stand sie auf und sagte: ‚Weißt du‘ — wir hatten Brüderschaft — ‚von allen Menschen, die ich kennen gelernt hab’, seid ihr doch die besten, das Heinzelmännchen und du.‘“

„Nein! Nein! Nein! Das hat sie Ihnen nicht gesagt!“

„Doch. Ich sag’ Ihnen kein unwahres Wort. Und dann sprach sie weiter: ‚Und zwei Menschen hab’ ich vor allem zu danken, weil sie mich gefördert, mir geholfen haben: das ist Heinz Fischer und du!‘“

„Herr Doktor! Herr Doktor!“

„Und als wir uns dann trennen wollten, fing sie noch einmal an und sagte: ‚Wenn ich so zurückdenk’, und ihn vor mir seh’, mit seinen schwärmerischen Augen, seinen begeisterten Händen, seinem himmlisch guten Lächeln —‘“

„Elise! Elise!“ stieß Heinz Fischer mit zitterndem Atem hervor, als flüsterte er zu ihr hin; er war außer sich.

„‚Und wenn ich denk’, wie treuherzig er war — und seine wahnsinnige Redlichkeit, und das Heinzelmännische‘

— ja, so sagte sie — ‚und dann sein Musiktalent, und sein lieber, guter Humor —‘“

„Elise!“

„‚Ja, dann sag' ich mir, in einem hat sein verrückter Brief doch wohl recht gehabt: mit ihm glücklich werden, ja, das hätt' ich wohl gekonnt!‘“

Heinz Fischer sprach nicht mehr. Er flüsterte auch nicht mehr. Wie betäubt stand er da, starrte nur immer den Doktor an. Endlich kam ein Strahlen in seine Augen, und eine wunderbare, wortlose, ergreifende Freude zog über sein Gesicht. Langsam wandte er sich und sah auf Elisens Grab, mit einem Blick, als wäre sie in dieser Stunde seine Frau geworden.

Die Augen füllten sich dann ebenso langsam mit zwei stehenbleibenden Tränen.

„Herr Doktor! Herr Doktor!“ murmelte er erst nach langem Schweigen. „Wie bin ich hierhergekommen — und wie geh' ich nun. — Ach, Herr Doktor! Ihnen danken. Das kann ich nicht. Ich — bin wie ein Kind. So hilflos. So selig. In all dem Unglück so selig. Ein neues Leben. Sie haben mir ein neues Leben gegeben. Ich fang' ein neues Leben an. — O mein Gott, mein Gott!“

Er trat an das Grab. Er wollte offenbar auf die Knie sinken; dann sah er aber doch nach rechts und links — in einiger Entfernung gingen Erwachsene mit Kindern — und die Knie bogen sich nur ein wenig, darauf stand er wieder aufrecht da. Er mußte aber doch noch einmal zu der Toten sprechen: „Ich dank' dir, Elise! ich dank' dir!“ hauchte er zur Erde hin. Dann nach einer Weile: „Ich lass' nicht von dir. Ich leb' mit dir fort. Immer! Immer! Immer!“

Als er sich endlich zu Eichhorn zurückwandte, schüttelte

er den Kopf, als ginge es doch über seinen Verstand, als könnt' er's nicht fassen. „Ich will fort," sagte er mit verschleierter, halbversunkener Stimme. „Ich will Abschied nehmen. — Darf ich Sie noch um etwas bitten, Herr Doktor? Würden Sie mir wohl gestatten, daß ich Sie umarme?"

„Lieber, lieber Herr!"

Eichhorn öffnete die Arme und trat auf ihn zu. Sie umschlangen sich. Während Heinz Fischers Kopf eine Weile an des Doktors Schulter lag, sprach er leise in ihn hinein: „Ich hab' Sie gehaßt! — Ich lieb' Sie jetzt! — — Bitte, sagen Sie mir nun weiter nichts. Höchstens ‚Glückliche Reise', und dann ist's gut!"

Es war, als risse er sich los, da sie sich nun trennten. Mit ein paar raschen Schritten entfernte er sich; dann ging er langsam, wie man auf Friedhöfen geht, der Pforte zu. Eichhorn sah ihm nach, bis er draußen verschwand; tief ergriffen, staunend über das Schicksal dieses Menschen, der an einem frischen Grab „ein neues Leben angefangen" hatte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger Stuttgart und Berlin

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband, Hldfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Das verlorene Wort
Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Die wunderbare Brücke und andere Geschichten — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ruth. Erzählung. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus fremder Seele. 2. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Wolken und Sunn'schein. 3.—5. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Yorks Offiziere. Historischer Roman — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. — Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 13.—
—,— Barfüßele. Erzählung. 40. u. 41. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—,— Das Landhaus am Rhein. Roman
Volks-Ausgabe in 4 Bänden — Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—,— Drei einzige Töchter. Novellen. Min.-Ausg. 4. Aufl. — In Leinenband M. 3.—
—,— Waldfried. Vaterl. Familiengeschichte. 2. Aufl. — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50

Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen
15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.—, Ledbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—,— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tausend — Lnbd. M. 3.80, Ledbd. M. 5.80
—,— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend — Lnbd. M. 6.20, Ledbd. M. 8.—
—,— Neue Märchen. 8. Tausend — Lnbd. M. 4.—, Ledbd. M. 6.—
—,— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend — Lnbd. M. 4.20, Ledbd. M. 6.—

Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben
2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Bob, der Sonderling. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Böhlau, Helene, Salin Kalifke. Novellen. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Um Helena. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Bülow, Frieda v., Kara. Roman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer — Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—,— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. — Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—

Ebner-Eschenbach, M. v., Bozena. Erzählg. 8. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Erzählungen. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Margarete. 6. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 8. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
El-Correi, Das Tal des Traumes (Val di sogno) Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewula u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Grete Minde. 6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Die Juden von Barnow. Geschichten. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bände 6. Auflage Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—,— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—,— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. 3. Aufl. Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—,— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hldfrzbd. M. 7.—
—,— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 14.—16. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Joggeli. Geschichte einer Jugend. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der König der Bernina. Roman. 41.—45. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Laubgewind. Roman. 24.—28. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— An heiligen Wassern. Roman. 43.—48. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der Wetterwart. Roman. 39.—44. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman Mit Porträt. 26.—30. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der Adjutant. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman 11.—13. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Hanseaten. 1.—10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Das Lebenslied. Roman. 27.—31. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die vom Niederrhein. Roman. 21.—25. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählungen 8 u. 9. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die Wiskottens. Roman. 50. (Jubiläums-) Auflage. Mit Porträt Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—,— Die Wiskottens. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Herzog, Rudolf, Das goldene Zeitalter. Roman
5. u. 6. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage Leinenband M. 2.40
—,— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Geburt der Venus. 2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Das Haus „Zum unglaubigen Thomas"
und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Kinder der Welt. Roman
23.—25. Auflage. 2 Bände Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—,— Himmlische und irdische Liebe und andere Novellen
2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—,— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Menschen und Schicksale. Charakterbilder
2.—4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Merlin. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände
12. u. 13. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—,— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—,— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—,— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—,— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte
5. u. 6. Auflage Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40
—,— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—,— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 2. Auflage Leinenband M. 3.50
—,— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei
Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu
dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Original-Ausgabe Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman 3 Bände. 51.—55. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—,— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 59.—63. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—,— Martin Salander. Roman. 34.—38. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Züricher Novellen. 53.—57. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden 45.—49. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—,— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung 7. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50
—,— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Lebensfluten. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—
—,— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. 4. Auflage Mit 16 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman 5. u. 6. Auflage. 2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—,— Arme Mädchen. Roman. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln u. Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr“ Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und ohne Frack. Erzählungen und Skizzen Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten
2. Tausend — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
du Prel, Karl, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman
2 Bände — Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—,— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände — Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen
Gesamtausgabe. 6. Aufl. (81.—85. Tausend) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe
2. Auflage (4. u. 5. Tausend) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe
2. Auflage (8. Tausend) — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Phantasiestücke. Gesamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben
Gesamtausgabe — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 8. Tausend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—,— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend — Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—,— Ludolf Marcipanis und anderes. Aus dem Nachlasse herausg. von H. W. Seidel. 2. Tsd. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Stille Wasser. Roman — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine...
Roman einer Studentin. 9. u. 10. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der du von dem Himmel bist. Roman. 5. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Du bist die Ruh'. Roman. 6.—8. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Für Dich. Roman. 1.—5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Herzblut. Roman. 9.—12. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman
42.—46. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Frau Sorge. Roman. 108.—115. Auflage
Mit Jugendbildnis — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

Sudermann, Hermann, Frau Sorge. Roman 100. (Jubil.-) Auflage. Mit Porträt Buchschmuck von J. B. Cissarz — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—,— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

—,— Jolanthes Hochzeit. Erzählung 28.—30. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

—,— Der Katzensteg. Roman. 71.—75. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—

—,— Das Hohe Lied. Roman. 51.—55. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 7.—

—,— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten 33. u. 34. Auflage — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50

Telmann, Konrad, Trinacria — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen u. a. Humoresken. 2. u. 3. verm. Aufl. — Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. — Geh. M 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Richards Junge (Der Schönheitssucher) Roman. 3. Auflage — Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

Widmann, J. V., Touristennovellen — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Wilbrandt, Adolf, Adams Söhne. Roman. 3. Aufl. — Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—,— Das lebende Bild u. a. Geschichten. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Dämonen u. andere Geschichten. 3. u. 4. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Familie Roland. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Fesseln. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Franz. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Hildegard Mahlmann. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Irma. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Meister Amor. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Novellen — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Opus 23 u. andere Geschichten. 1. u. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Die Osterinsel. Roman. 5. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Der Sänger. Roman. 4. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Die Schwestern. Roman. 2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Sommerfäden. Roman. 2. u. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Am Strom der Zeit. Roman. 2. u. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Villa Maria. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman 16. u. 17. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Worms, C., Aus roter Dämmerung. 2. Auflage — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—,— Du bist mein. Zeitroman — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Erdkinder. Roman. 3. Auflage — Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—,— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

—,— Thoms friert. Roman. 2. Auflage — Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—,— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. — Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt — Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
